This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

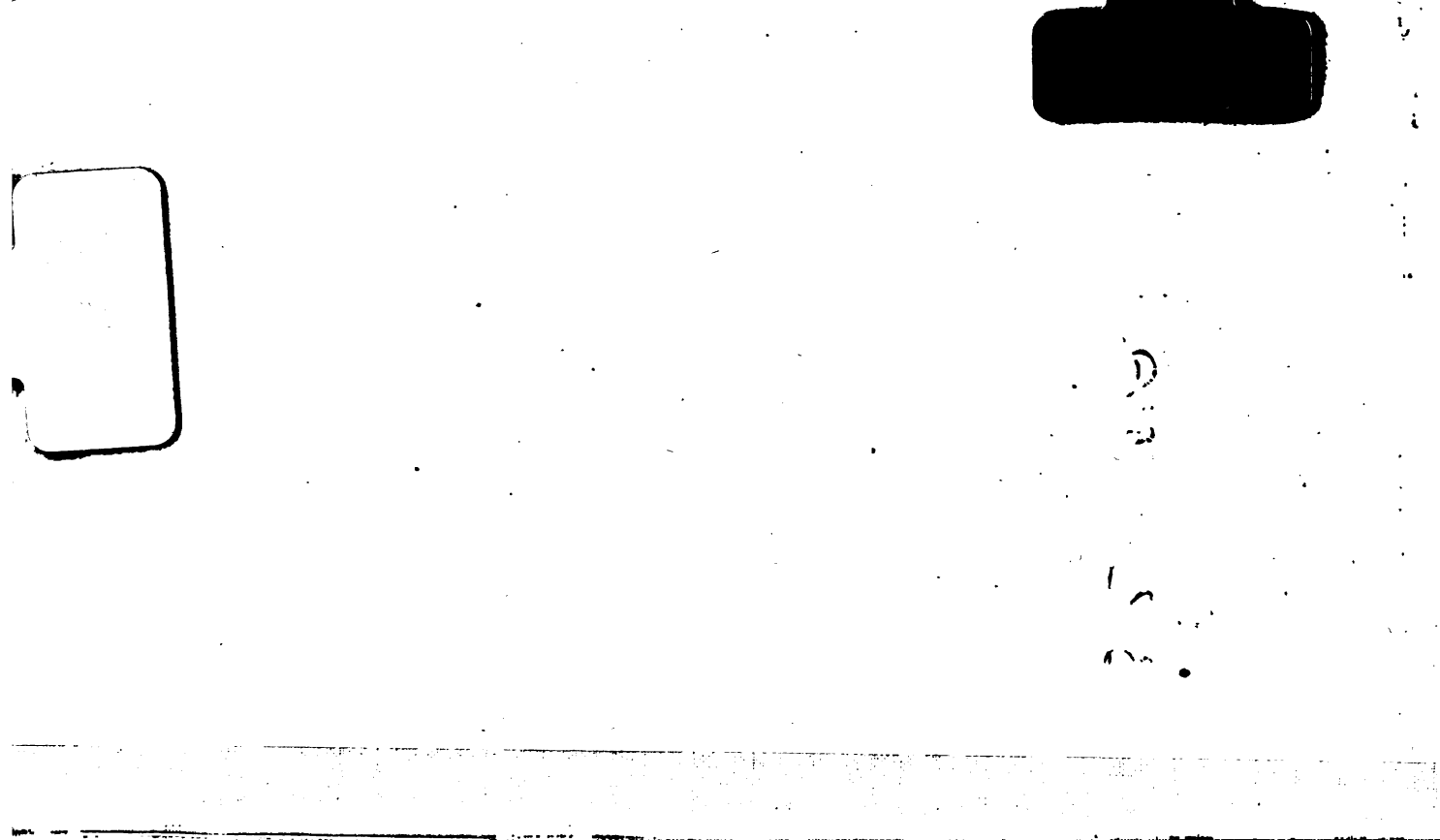
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00036427 7



Magazin

von

merkwürdigen neuen

Reisebeschreibungen,

aus fremden Sprachen übersetzt

und mit

erläuternden Anmerkungen begleitet.

Mit Kupfern und Landkarten.

Erster Band.

STOR LIBRARY NEW-YORK

Berlin, 1790.

Bei Christian Friedrich Voß und Sohn.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhalt
des
Erſten Bandes.

Phillip's Reiſe nach Neu-Süd-Wallis.
Shortland's, Watt's und Marſhall's Rückreiſen von Neu-Süd-Wallis.
William Franklin's Bemerkungen auf einer Reiſe von Bengalen nach Perſien, in den Jahren 1786 und 1787.
Robert Saunders mineralogiſche und botaniſche Reiſe nach Butea und Tibet.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

An den

Herrn Oberkonsistorialrath

Franz Karl von Irwing.

Verehrungswürdiger,
Beſter, alter Freund!

Mit Recht kann ich Sie ſo nennen; denn unſere Bekanntſchaft iſt ſechs und vierzig, und unſere Freundſchaft mehr als vierzig Jahre alt: und in der ganzen Zeit habe ich, bei allen den mannichfaltigen Veränderungen, denen mein arbeitsvolles Leben ausgeſetzt geweſen iſt, unzählige Beweiſe der wahren, unverfälſchten Freundſchaft genoſſen, die Sie mir ſchenken. Ich kann nicht umhin, auf dieſes mein Glück, einen ſolchen Freund zu beſitzen, ſtolz zu ſeyn, und meine Freude darüber öffentlich zu äuſſern. In dieſer Abſicht bitte ich Sie, beſter Freund, dieſe Zuſchrift als ein Zeugniß anzunehmen, wie ſchmeichelhaft mir Ihre Freundſchaft und wie koſtbar mir Ihre Fortdauer iſt. Der Staat, dem Sie ſo viele Jahre mit Treue und Eifer nutzen, muß Ihre Verdienſte ſchätzen und belohnen. Die gelehrte

Welt erkennt in Ihnen den tiefsinnigen Denker, der wichtige und gemeinnützige Wahrheiten in ein gefälliges Gewand kleidet, und zählt sie unter die wenigen Auserwählten, welche auch die Nachwelt noch ehren wird. Allein noch schätzbarer und verehrungswürdiger ist mir an Ihnen das edle Herz, durch das Sie mich mit uneigennütziger Freundschaft noch den Gespielen Ihrer froh durchlebten Jugendjahre nennen.

Leben Sie, bester Freund, noch lange als ein treuer Mitwirker im Staate, als eine Zierde der Wissenschaften, als ein Glück für Ihre Familie, und zur Freude und Belohnung für mich in einem noch arbeitsvollen Leben, als mein innigster wahrster Freund, bis die Vorsehung uns entschlummern läßt, damit wir für bessere Welten erwachen. Und auch da noch bin ich mit Herzlichkeit

Ihr

Halle den 17. April
1790.

treuer Freund
J. R. Forster.

Vorrede.

Reiſebeſchreibungen ſind ſeit einigen Jahren eine Modelektüre geworden; und wirklich hat das Publikum damit eine gute Wahl getroffen.

Die Kenntniß unſrer Erde, ihrer Lagen, ihrer Gebirge und Produkte iſt nicht nur angenehm, ſondern auch wichtig für den Staatsmann, den Gelehrten, den Kaufmann und den Seefahrer. Nachrichten von der Verfaſſung, der Regierung, der Volksmenge, den Sitten, dem Gottesdienſte, der Sprache, den Kentniſſen, der größern oder geringeren Ausbildung bei allen verſchiedenen Völkerſchaften, ſind Materialien für den Philoſophen: ſie leiten ihn auf die Spur von Wahrheiten, welche für die Menſchheit äußerſt wichtig ſind, dem Geſetzgeber, dem Staatsmanne und dem Kaufmanne Ideen zu Geſetzen, zu Unternehmungen und zu Handelsſpekulationen darbieten, und, gehörig benutzt, zum Glücke der Nationen beitragen. Reiſenachrichten, welche das Gepräge der Wahrheit an ſich haben, deren Verfaſſer die nöthigen Vorkentniſſe hatten und Sachen aufzeichneten, die zu jenen Abſichten

vorzüglich dienen können, werden mit Recht am reichhaltigsten und gemeinnützigsten gefunden. Wenn sie überdies in einem edlen Style ohne Leidenschaft und Partheigeist geschrieben sind; wenn sie ferner bei aller Gelegenheit das Herz des Lesers interessiren, und, indem sie seinen Geist aufklären, unvermerkt zugleich an seiner moralischen Ausbildung arbeiten: so werden sie zu einer Lektüre, welche für Verstand und Herz gleich wichtig und mehr als bloße Modelektüre ist.

Obgleich nicht alle neuere Reisebeschreibungen ein solches Ideal erreichen, so können doch dessen ungeachtet viele ihren Werth haben. Besonders sind die Reisen der seefahrenden Nationen nach weit entfernten Ländern, so wie auch neue Entdeckungen dieser oder jener Völkerschaft in wenig bekannten Erdstrichen und Meeren, allezeit merkwürdig, wenn gleich die Schreibart und die ganze Darstellung der Verfasser nicht das Gepräge der Vollkommenheit hat.

Da nun besonders im Auslande so viele interessante und in mancher Absicht wichtige Reisebeschreibungen erscheinen, die das Deutsche Publikum mit Vergnügen lesen würde; da sie ferner, wenn man sie auch übersetzt, doch nur einzeln und zerstreut erscheinen, und überdies durch die Schuld mancher Uebersetzer oft sehr unverständlich werden, weil es diesen bisweilen theils an Sprach-, theils an Sachkenntniß fehlt: so haben der Her-

ausgeber und die Verleger ſich entſchloſſen, dem Deutſchen Publikum in dieſem Magazine eine Sammlung von gut geſchriebenen und intereſſanten Reiſebeſchreibungen aus fremden Sprachen überſetzt zu liefern, doch ſo, daß man, wenn die Sachen der Verfaſſer brauchbar, aber ihre Schreibart ſchlecht iſt, dieſe, ohne deswegen dem Sinne Eintrag zu thun, verbeſſern wird, damit das Publikum nicht nur eine belehrende, ſondern auch eine angenehme Lektüre erhalte.

Das billige Publikum wird leicht einſehen, daß der Herausgeber dem Werke einige Vorzüge geben kann, die ſich vielleicht nicht von jedem andern erwarten laſſen. Genaue Bekanntſchaft mit manchen ausländiſchen Sprachen und den im Auslande herrſchenden Meinungen, Sitten und Vorurtheilen; Bekanntſchaft mit der Schiffahrt; eigener Umgang mit unkultivirten Nationen; Kenntniß der Natur und ihrer Produkte; Beobachtungen über ſie in ſo manchen ſehr verſchiednen Himmelsſtrichen; der Beſitz von mehr als 1400 bis 1500 Bänden Reiſebeſchreibungen, und manche andere Umſtände ſetzen den Herausgeber in den Stand, dieſer Sammlung einige Vollkommenheit zu geben, manches Dunkle zu erläutern, und manche litterariſche Nachrichten mitzutheilen, deren Quellen andre Herausgeber weniger kennen. So ungern er ſich dieſen Egoismus ſonſt erlaubt;

so denkt er doch, ihn in diesem Fall einigermaßen entschuldigen zu können.

Zuerst liefern wir die Reise des Kapitains und jetzigen Gouverneurs von Neu-Süd-Wallis Arthur Phillip, der mit einer Anzahl von beinahe 800 Uebelthätern, und einem Detaschement von 200 Mann vom Korps der See-Soldaten nach Botany-Bay hinreiste, um da eine neue Kolonie zu gründen, die er aber nachher in die nahe dabei gelegene Bucht Port Jackson verlegte. Das Werk führt im Original folgenden Titel: The Voyage of Governor Phillip to BotanyBay; with an account of the Establishment of the Colonies of Port Jackson and Norfolk Island; compiled from authentic Papers; London 1789. 4. Die Materialien zu dieser Reisebeschreibung sind, wie man aus mehreren Umständen sieht, dem Verfasser vom Gouvernement selbst mitgetheilt worden, und also ganz zuverlässig. Man nennt das Land, (dessen östliche Küste von den Engländern den Namen Neu-Süd-Wallis bekommen hat) gemeiniglich Neu-Holland. Es ist zwar eine Insel, oder ein ganz vom Meer umflossenes Land; allein auch die so genannte alte Welt (Europa, Asien und Afrika) ist eine Insel, und Amerika, nach den neuesten Entdeckungen, gleichfalls. Und doch nennt man sie wegen ihrer Größe Kontinente aber festes Land; und auf eben

dieſen Namen kann auch wohl Neu-Holland Anſpruch machen. Man rechnet nehmlich, daß es mehr als 162,000 geographiſche Quadratmeilen enthält; und es iſt alſo faſt ſo groß, wie Europa. In ſeiner Geſtalt gleicht es beinahe dem Kontinente Afrika, und hat, eben ſo wie dieſes, nordwärts und oſtwärts in einiger Entfernung eine Menge von Inſeln. Es erſtreckt ſich vom 11 bis zum 43 Grade der ſüdlichen Breite, und vom 110ten Grade weſtlicher Länge von Greenwich, bis zum 153ten.

Obgleich dieſer große Erdſtrich den Europäern ſchon ſeit 174 Jahren bekannt iſt, ſo wiſſen wir dennoch wenig Zuverläſſiges von ihm. Man ſollte kaum glauben, daß eine der erſten ſeefahrenden Nationen, welche ſich ſonſt durch viele und wichtige Entdeckungen ausgezeichnet hat, die Kenntniſſe von dieſem Lande ſo ſorgfältig verheimlicht, daß man kaum auf Spuren ihrer Entdeckungen kommen kann; allein ein Landsmann von ihr, der durch ſeine Kometenkunde bekannte Mathematiker Nikolaus Struyk, ſcheint dies in ſeinem Vervolg van de Beſchryvinge der Staartſterren. Amſt. 1753. 4. Seite 162. nicht undeutlich anzuzeigen. Auch haben der Präſident de Brosses in ſeiner Hiſtoire des Navigations aux terres Auſtrales Vol. I. pag. 473. und der Prof. Sprengel in ſeiner Geſchichte der Entdeckungen (S. 9. u. 10. Note c.

der zweiten Ausgabe) dieſe Bemerkung bereits gemacht. So viel es mir möglich iſt, will ich hier die Seefahrer nennen, welche Neu-Holland nach und nach beſucht haben.

Im Jahre 1616 ging der Kapitain Dirk (Theoderich) Hartogh mit dem Schiffe Eendragt von Amſterdam nach Indien unter Seegel, und ſah ein neues Land, welches er, nach dem Schiffe: Land der Eendragt, benannte. Die Bay, welche er entdeckte, ward DirkHartoghs-Reede genannt. Dampier, der 1699 hieher kam, gab einer etwas ſüdlichern Bay, wegen der Menge von Hayfiſchen die er darin antraf, den Namen Sharks-Bay. Südwärts von derſelben iſt eine felſichte Untiefe, welche den allgemeinen Portugieſiſchen Namen Abrolhos (öffne die Augen) führt, und auch den Namen der Frederick Houtmanns-Untiefe bekommen hat. Weiter gegen Norden bekam eine Bucht, welche man für die Mündung eines Fluſſes hielt, den Namen Jacob Remeſſen's Rivier.

Im Jahre 1618 ſoll ein Kapitain Zeachen oder Zechaen von Arnheim an der nordlichen Küſte des Landes, gegen Süden der Inſeln Ceram und Arroe, das Land Aernhem und van Diemen entdeckt haben.

Im Jahre 1619 ſah Jan de Edels, etwas ſüdlich von Houtman's Abrolhos, Land,

dem er ſeinen Namen gab, und das daher auf den Karten Jan Edels Land heißt.

Im Jahre 1622 entdeckte man die ſüdlichſte Spitze der bisher bekannt gewordenen Küſte, und nannte ſie, wahrſcheinlich nach einem Schiffe, het Land van de Leeuwin (der Löwin Land). Dieſes Land ward nachher 1687 von Mr. du Quesne wieder geſehen. Auch ſoll der Kapitain Wilm Vlaming 1698 mit drei Schiffen hieher gekommen, und bei der Mädchen-Inſel in 31° 30′ S. Br. gelandet ſeyn, und daſelbſt gute Häfen und ſehr fiſchreiche Flüſſe gefunden haben.

Im Jahr 1627 führte Pieter Nuys, oder Nuyts, ein Schiff (das goldne Pferd) und entdeckte von der Leeuwin-Land an die von Weſten nach Oſten laufende Küſte, bis zu den Inſeln St. Franz und St. Peter, ſo daß nun eine Strecke von mehr als 400 bis 500 geographiſchen Meilen bekannt war. Seit der Zeit ſcheint niemand mehr die Küſte beſucht zu haben. Zwar gab im Jahre 1718 ein Schweizer, Namens Johann Peter Purry, der ſich nachher in Virginien niederließ, ein Mémoire ſur le Pais des Cafres & la terre de Nuyts (Amſterdam 8.) heraus, und ſuchte darin, ſo wie in dem ſécond Memoire &c., den Herren ſiebzehn Repräſentanten der Holländiſchen Oſtindiſchen Kompagnie zu beweiſen, daß dies Land van Nuyts eines der fruchtbarſten und glück-

lichſten ſeyn müßte; allein er giebt auch nicht den geringſten Wink, daß er mehr von dem Lande aus authentiſchen Nachrichten wiſſe, als bloß deſſen Nahmen aus einer Karte.

Im Jahre 1628 ſah Willem de Witt das Land nordwärts von dem Fluſſe Remeſſen, und nannte es de Witt's Land. Dies geht bis an van Diemen's Land.

In eben dem Jahre 1628 ſtieß auch der Kapitain Vianen unglücklicher Weiſe auf dieſe Küſte, und verlor alle ſeine Reichthümer durch Schifbruch.

Wahrſcheinlich muß ſchon vor dieſem Jahre (vielleicht in oder bald nach 1623, zu welcher Zeit Peter Carpentier General-Gouverneur, Oberlandvogt, vom Niederländiſchen Indien geworden war, und alſo kurz nach der Entdeckung des Landes van Diemen und Aernhem 1618) die große Bay entdeckt worden ſeyn, die man nach dem damaligen Oberlandvogte die Bay Carpentaria nannte. In dieſer tiefen Bay, welche man genau unterſucht zu haben ſcheint, finden ſich auf allen Karten ſehr viele Namen von Flüſſen, Vorgebirgen und Inſeln. Da nun der Oberlandvogt Carpentier ſchon im Jahre 1628 Batavia verließ und Jan Pieterszon Koen zum Nachfolger hatte; ſo iſt es um deſto wahrſcheinlicher, daß dieſe Entdeckungen ſchon vor ſeiner Abreiſe nach Europa gemacht worden ſind, und

nicht

nicht wie auf Melchisedek Thevenot's Karte steht, 1644, oder gar, wie der Abt Prevost in der Geschichte aller Reisen behauptet, im Jahre 1662.

Im Jahre 1629 hatte der Kapitain François Pelsaert das Unglück, mit dem Schiffe Batavia auf den Abrolhos von Frederick Houtmann zu stranden. Indeß er nach Batavia fuhr, um Hülfe zu suchen, machten Einige vom Schifsvolke eine Meuterei, plünderten die gerettete reiche Ladung, ermordeten viele, die nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen wollten, wurden aber bald nachher selbst dort hingerichtet.

Im Jahre 1642 ging Abel Janszon Tasman mit dem Schiffe Heemskerk und der Flüte Zeehaan von der Insel Mauritius (Isle de Franee) unter Seegel, und entdeckte die südlichste Spitze dieses Landes, welche er van Diemens Land nennte, und welche sich bis zum 43° S. Br. erstreckt. Eben diese Spitze sahen in neuerer Zeit (1773) der Kapitain Tobias Furneaux in dem Schiffe Adventure, und 1777 der große, unsterbliche Seemann James Cook und Kapitain Charles Clerke in den Schiffen Resolution und Discovery.

Im Jahre 1688 kam William Dampier unter Kapitain Read ungefähr in 16° 15′ S. Br.

an die nordweſtliche Küſte von Neu-Holland. Dieſer Seefahrer hat unſtreitig die zuverläſſigſten und beſten Bemerkungen über dies Land mitgetheilt, die ſich noch jetzt mehr und mehr beſtätigen.

Im Jahre 1698 kam Willem Vlaming mit drei Schiffen aus Holland in 31° 25′ auf eine Inſel, die wegen der vielen daſelbſt befindlichen Ratzen Rotteneſt genannt ward. Auf dem feſten Lande war ein Fluß, wo man vier ſchwarze Schwäne fing, und der deshalb den Namen Zwarte Zwaanen Rivier bekam. Da die Schiffe längs der Küſte nordwärts fortſeegelten, entdeckten ſie endlich unter dem 25° 24′ S. Br. in einer Bay eine plattgeſchlagene zinnerne Schüſſel, auf welcher ſtand: „1616 den 25 Oktober ſey das Schif die Eendragt von Amſterdam mit dem Oberkaufmanne Gillis Miebais von Lüttich, und dem Schiffer Dirk Hartogh von Amſterdam hier angekommen und den 27. wieder nach Bantam abgeſeegelt;" wodurch alſo die Bay Dirk Hartogh genau beſtimmt ward. Zuletzt gingen ſie bis zum 21° 28′ S. Br. wo die Willems Rivier liegt, und dann ſeegelten ſie nach Batavia.

Im Jahre 1699. langte der bekannte Seefahrer Kapitain William Dampier in 27° 37′ S. Breite zum zweitenmal auf der Küſte von Neuholland an. Er ging bald weiter nach Norden, und lief im 25° in der Sharks-Bay ein.

Da er immer weiter gegen Norden ſeegelte, fand er in 20° 21′ S. Br. eine Inſel-Gruppe, die ſich wohl beinahe auf 15 geographiſche Meilen erſtreckte. Er ſpricht von einer Zeichnung dieſer Küſte, die er beſeſſen habe, und die von Tasman herrühre. Daraus wird es wahrſcheinlich, daß Tasman nicht allein die ſüdlichſte Spitze von Neuholland in 43° S. Br. unterſucht, ſondern auch die Nordweſtliche Küſte befahren, oder doch aus andern Nachrichten eine Karte der Küſte entworfen habe. Vielleicht iſt dieſe Zeichnung von demſelben Originale kopirt, nach welchem auch Melchiſedek Thevenot eine Karte von Neuholland in ſeinem Recueil de divers Voyages curieux. Paris. fol. P. I — IV. 1663 — 1672 zu Pelſaerts Reiſe Partie. I. pag. 50 herausgab. — Dampier war der erſte, welcher ſchon in ſeiner Reiſebeſchreibung, (die zuerſt 1697 heraus kam und bis 1729 ſiebenmal in England aufgelegt und ins Franzöſiſche, Holländiſche und Deutſche überſetzt ward,) muthmaßte, daß Neu-Guinea und die Papua-Inſeln eine Gruppe ausmachten, die mit dem großen Lande Neuholland nicht zuſammenhange: und ſo würde Mr. de Bougainville, wenn er dieſe Muthmaßung und ihre Gründe gekannt hätte, nicht ſo viele Monate bei ſeiner Louſiade vergebens gegen den Wind geſtrebt und ſo viele Leute durch großen Mangel verloren haben, ſondern durch

die von Cook entdeckte Endeavour-Straße nach den Holländischen Besitzungen gefahren seyn, um daselbst Beistand und Erfrischungen zu erhalten. — Als Dampier die Küste bis zum 18° 21′ S. Br. verfolgt hatte, ging er endlich nach Timor.

Im Jahre 1705 wurden von Timor drei Fahrzeuge ausgeschikt, um die Nordseite von Neu-Holland besser zu untersuchen. Sie entdeckten die Neuholländische Küste in 11° 52′ S. Br., seegelten sogleich weiter nordwärts, dann um das Vorgebirge herum (vor welchem ein Rief liegt, das fünf Meilen ins Meer hinausläuft) längs der Küste ostwärts, und nahmen davon eine Karte auf, welche Nicolaus Struyck der sie gesehen hat, für nettgezeichnet erklärt, und auf der alles sehr genau angegeben ist, eine Bay ausgenommen, die nicht bis ans Ende untersucht worden war. Von der Zeit an gab man, wie es scheint, alle Hofnung auf, in Neu-Holland, das, nach des Präsidenten des Brosses Angabe, diesen allgemeinen Namen schon seit dem Jahre 1644 führte, wichtige Entdeckungen zu machen.

Im Jahre 1769 stieß der große unsterbliche Seemann Kapitain James Cook, nachdem er Neu-Seeland untersucht hatte, bei seiner weiteren Fahrt nach Westen, ungefähr in 38° S. Br. auf die östliche Küste von Neu-Holland, nicht weit

von dem Lande van Diemen. Dieſe verfolgte er dann bis zum 11° S. Br., und entdekte alſo einen Strich Landes von 420 geographiſchen Meilen, den er, um ihn ſeinem Vaterlande vorzubehalten, Neu-Süd-Wallis nannte. Er ging durch die Endeavour-Straße in das Molukkiſche Meer, verknüpfte alſo dieſe ſeine Entdeckung mit den Holländiſchen, und bewies immer mehr und mehr unwiderſprechlich, daß dies Land von einem ſehr großen Umfange, und beinahe ſo groß ſey, wie Europa.

Nach dieſer wichtigen Entdeckung, welche die Außenlinie dieſes großen Erdſtriches genau genug beſtimmte, ſind nur noch kleine Entdeckungen zu machen, um das Land van Diemen mit Neu-Süd-Wallis an der öſtlichen, und mit de Nuyts-Lande an der weſtlichen Seite zu verbinden.

Im Jahre 1773 ſah Kapitain Tobias Furneaux in der Adventure die ſüdlichſte Spitze dieſes Landes von neuem, und

Im Jahre 1777 beſuchten Kapitain Cook in der Reſolution, und Kapitain Charles Clerke in der Discovery ſie abermals.

Im Jahre 1788 ging der Kommodore Arthur Phillip,*) nachdem das Brittiſche Parle-

*) Gouverneur Arthur Phillip, geboren 1738, iſt, der Vorrede des Originals zufolge, aus einer Deutſchen Familie. Sein Vater war aus Frankfurt gebürtig, lebte

ment in Botany-Bay eine Kolonie von Uebelthätern anzulegen beschlossen hatte, mit einem Geschwader von 11 Schiffen dahin ab. Allein, da er bald den ganz nahe gelegnen Hafen Port-Jackson zur Ausführung des Planes bequemer fand, so ward nun der neue Pflanzort in Sydney-Bucht in Port-Jackson angelegt.

In eben dem Jahre 1788 lief auch der Französische Befehlshaber la Peyrouse mit seinen Schiffen l'Astrolabe und la Bousole in Botany-Bay ein, und verließ den Hafen nach einiger Zeit wieder. Man sehe das gegenwärtige Werk S. 45 und 72.

Die Schriften, aus denen man Nachrichten über Neu-Holland sammeln kann, sind folgende:

1) Alex. Dalrymple historical Collection of the several Voyages & Discoveries in the South Pacific Ocean. Vol. I. und II. London. 1770 und 1771. 4.

2) Abbé Prevost histoire génerale des Voyages. Tome 42 der 12. Edition. Paris. pag. 1-44.

3) Des Brosses Histoire des Navigations aux Terres Australes. Tome I. & II. Paris 1765. 4. Tome I. p. 426. &c.

in London als Sprachmeister, und bestimmte seinen Sohn zum Seefahrer-Leben, das dieser auch schon 1755 antrat.

4) François Valentyn Oud en Nieuw Oſt-Indien. V Deelen. folio. Amſt. 1724. in Deel. III. part. II.

5) Nicolaus Struyck Vervolg van de Beſchryving der Staat-ſterren &c. Amſt. 1753. 4. pag. 162. 163.

6) Nieuwe en vermeerde ongeluckige Voyagie van 't Schip Batavia nae de Ooſt-Indien onder François Pelſaert, to Amſterdam 1648. 4.

7) Reisbeſchryvinge van en Voyagie om de Weſtelyke Kuſt van Nova Hollandia te onderzocken met drie Schepen onder het beleyd van Willem Vlaming. Amſt. 1701.

8) A Collection of Voyages in 4 Volumes, containing W. Dampiers, Lionel Wafer's, W. Funnel's, Cap. Cowley's, Cap. Sharp's, Cap. Wood's, & M. Robert's Voyages. London 1729.

9) An Acc. of the Voyages for making Discoveries in the Southern Hemisphere performed by Commodore Byron, Cap. Wallis, Cap. Carteret, & Cap. Cook by John Hawkesworth. 3. Vol. London 1773. 4.

10) A Voyage towards the South Pole & round the World by James Cook. Lond. 2 Vol. 1777 4.

11) James Cook's third Voyage in the Pacific Ocean with a View to make Discoveries in the Northern Hemisphere. London. Vol. I—IV. 1784. 4.

12) The Hiſtory of New Holland, from its firſt Discovery in 1616, to the preſent time, with Maps & Charts &c. London 1787. 8.

13) Account of the Expedition to Botany Bay &c. by Watkin Tench. London 1789. 8.

14) Allgemeines hiſtoriſches Taſchenbuch enthaltend Zuſätze zu der für 1786 herausgegebenen Geſch. von Oſtindien, von M. C. Sprengel, Berlin 1787, worin George Forſters Aufſatz: Neuholland und die brittiſche Kolonie in Botany Bay, enthalten iſt.

15) A Journal of a Voyage to Botany Bay in New South Wales, with a full Acc. of his Majeſty's Settlement at that Place, Port Jackſon & Norfolk Island, by John White Esq. Surgeon General to his Majeſty's forces & the Settlement in New South Wales. London. 1790. 4.

Hierzu kommt dann noch die in dem gegenwärtigen Bande gelieferte Reiſe des Kommodore Arthur Phillip, deren vollſtändiger Titel ſchon oben angegeben worden iſt.

Der Herausgeber des Originals geſteht ſelbſt Mangel an Ordnung in ſeinem Buche ein, und entſchuldigt ihn damit, daß er die Materialien nur einzeln und nach und nach bekommen habe. In der Ueberſetzung hat man dieſem Fehler abgeholfen, und alle Zuſätze entweder ſogleich im Texte ſelbſt, oder in Anmerkungen an dem gehörigen Orte eingeſchaltet.

Außer den Rückreisen der Herren Shortland, Watts und Marshall, die mit in dem Originale befindlich sind und sehr interessante Nachrichten enthalten, hat man auch noch einen Auszug aus Gilbert's Reise angehängt. Dieser Kapitain machte die Fahrt in Gesellschaft des Kapitain Marshall, und ließ eine Beschreibung davon unter dem Titel: Voyage from New South Wales to Canton, in the year 1788. By Thomas Gilbert Esq. Commander of the Charlotte. London, 1789. 4. drucken. Da er von einigen neuentdeckten Inseln mehr Nachrichten giebt, als sein Reisegefährte, und auch einige derselben mit andren Namen belegt hat: so wird ein lesbarer Auszug aus seiner, übrigens sehr dürren Reisebeschreibung dem Publikum hoffentlich nicht unangenehm seyn.

Einige Nachrichten über die Naturgeschichte von Neu-Holland, welche das Original enthält, sind in der Uebersetzung weggelassen worden, um in der Folge an einem schicklichen Orte, nehmlich in der Uebersetzung von White's oben genannter Nachricht, mitgeliefert zu werden. Dieser Schriftsteller hat, als ein Wundarzt, wahrscheinlich genauere Kenntnisse in der Naturgeschichte, als der Herausgeber von Phillip's Reise; und man wollte daher dem Publikum nicht etwas liefern, das es in Kurzem vollständiger und besser erhalten wird.

Von den Kupfern des Originals hat man nur die intereſſanteſten und ſchönſten beibehalten, um nicht das Werk unnöthig zu vertheuern. Shortland's und Marſhall's Reiſeruten ſind aus zwei Karten des Originals in Eine zuſammen getragen worden; und übrigens hat die, von dem geſchickten Herrn Karl Jäck für das gegenwärtige Werk gezeichnete und geſtochene Karte, ſowohl durch den ſchönen Stich, als durch größere Vollſtändigkeit, Vorzüge vor denen im Originale. Die Karte von Shortland's Entdeckung, Neu-Georgien, iſt getreu kopirt, und, weil der Raum es erlaubte, zugleich ein Plan von Sydney-Bucht mit darauf angebracht worden, der zum beſſeren Verſtehen einiger Stellen in dem Buche faſt unentbehrlich iſt.

Die nächſte Schrift, welche die gegenwärtige Sammlung enthält, iſt Franklin's Reiſe nach Perſien, welche unter dem Titel: Obſervations made on a tour from Bengal to Perſia in the years 1786 & 1787. By William Franklin, Enſign on the Hon. Compan. Bengal Eſtabliſhment, lately returned from Perſia. London MDCCXC, 8. erſchienen iſt. Die Leſer werden finden, daß dieſe Reiſe viel Intereſſantes enthält, und zum Theil zu Niebuhr's Bemerkungen manches hinzu thut, zum Theil ſie auch beſtätigt. Beſonders werden aber die Nachrichten von den Staats-Revolutionen in

Persien seit Schach Nadir's Tode, ferner von Kerim Khan's Charakter, und von den Veränderungen in der Regierung zu Bussora (Basra) sich durch ihren interessanten Inhalt, und durch ihre Neuheit empfehlen. Daß in der Uebersetzung der sehr inkorrekte Styl des Verfassers oft verbessert worden ist, wird den Lesern hoffentlich nicht unangenehm seyn.

Zum Schluß ist noch ein Aufsatz aus den Philosophical Transactions hinzugefügt, welcher daselbst folgende Ueberschrift hat: „Nachrichten von den Gewächsen und Mineral-Produkten in Butan und Tibet, auf einer Reise dahin gesammelt und beschrieben von Robert Saunders, Wundarzt zu Boglepuhr in Bengalen, und mitgetheilt von dem Ritter Joseph Banks, Präsidenten der Königl. Societät der Wissenschaften zu London.„ Die Nachrichten von diesen Ländern sind sehr wichtig, da wir von ihnen noch wenig wissen, und da man hier in denselben einen ziemlich beträchtlichen Grad von Kultur kennen lernt, ob gleich die darin wohnenden Völker durch unwirthbare Wüsten und unersteigliche Gebirge von andern abgeschnitten werden. Was der Verfasser von dem Entstehen des Tinkal oder ungereinigten Borax, und von dem Lacke sagt, ist dem Arzneikundigen, dem Naturforscher und dem Kaufmann gleich wichtig, und wird daher den Lesern nicht unwillkommen seyn.

Uebrigens ſetze ich nur noch hinzu, daß man auch bei allen folgenden Bänden auf gute Wahl des Inhalts, ſo wie auf einen korrekten Vortrag ſehen, und daß keine merkwürdige Reiſebeſchreibung ausgelaſſen werden wird, ſo daß die Leſer dieſer Sammlung alles Vorzügliche bekommen werden, was in dieſem Fache erſcheint. Doch wird man ſich, wo es nöthig iſt, Verkürzungen erlauben, um die Käufer nicht etwas Unnützes bezahlen zu laſſen.

Halle d. 17. April 1790.

Johann Reinhold Forſter.

Inhalt.

I.

Gouverneurs Phillip's Reiſe nach Neu-Süd-Wallis. Mit Nachrichten von den Kolonieen in Port-Jackſon und auf Norfolk-Eiland.

Erſtes Kapitel. Allgemeiner Nutzen der Reiſen. Beſondre Umſtände bei der gegenwärtigen. Neu-Holland iſt eigentlich ein Welttheil. Urſachen, weshalb unſre Kolonie daſelbſt angelegt wird. Tranſportation nach Amerika; ihr Urſprung, ihre Vortheile und ihr Ende. Angeſtellte Verſuche. Der nunmehrige Plan wird angenommen. Nachtheil von andren Auskunfts-Mitteln. Seite 3

Zweites Kapitel. Ausrüſtung der nach der Botany-Bay beorderten Flotte. Beſondre Umſtände bei ihrer Anordnung. Abreiſe und Fahrt nach den Kanariſchen Inſeln. — 12.

Drittes Kapitel. Urſachen weshalb die Kanariſchen Inſeln berührt werden. Vorſichtsmittel zur Erhaltung der Geſundheit. Ihr auſſerordentlicher Erfolg. Einige Nachrichten von den Kanariſchen Inſeln. Fabeln in Betreff derſelben. Ein Verurtheilter ſucht zu entwiſchen. Abfahrt. — 17.

Viertes Kapitel. Verſuch in Porto Praya einzulaufen. Er wird aufgegeben. Fahrt nach Rio de Janeiro. Urſachen, weshalb ein Süd-Amerikaniſcher Hafen be-

rührt wird. Die Flotte passirt die Linie. Ankunft zu Rio de Janeiro. Nachricht von diesem Orte. Vorfälle daselbst. Abreise. Seite 23.

Fünftes Kapitel. Glückliche Fahrt von Rio nach dem Kap. Nachricht von dem dortigen Hafen. Das Vorgebirge der guten Hofnung ist nicht die südlichste Spitze von Afrika. Höhe des Tafel-Berges und andrer. Unachtsamkeit der Europäischen Nationen darin, daß sie die Besitznehmung des Kaps vernachlässigten. Es wird lebendiges Vieh an Bord genommen. Abreise. Trennung der Flotte. Die Supply kommt in Botany-Bay an. — 32.

Sechstes Kapitel. Erstes Zusammentreffen mit den Eingebornen. Die Bay wird untersucht. Ankunft der ganzen Flotte. Port Jackson wird untersucht. Zweite und dritte Zusammenkunft mit den Eingebornen. Gouverneur Phillip kehrt nach Botany-Bay zurück, und giebt Befehl, sie räumen. — 38.

Siebentes Kapitel. Räumung der Botany-Bay. Ankunft zweier Französischen Schiffe. Nachricht von denselben. Zubereitungen zu einem Lager. Schwierigkeiten. Der Scharbock bricht aus. Nachricht von dem rothen und dem gelben Gummi-Baume. — 45.

Achtes Kapitel. Beschreibung von Port-Jackson und der umliegenden Gegend. Die Bestallung des Gouverneurs wird vorgelesen. Seine Rede. Seine menschenfreundlichen Entschlüsse in Ansehung der Eingebornen. Schwierigkeiten bei dem Errichten von Hütten und andren Gebäuden. Des Lieutenant King's Abreise nach Norfolk-Eiland. — 52.

Neuntes Kapitel. Es wird ein Kriminalgericht gehalten. Gouverneur Phillip untersucht die Broken-Bay. Zusammenkünfte mit den Eingebornen. Bemerkte Besonderheiten. Freundschaftliches Betragen und ausserordentlicher Muth eines alten Mannes. — 63.

Zehntes Kapitel. Abfahrt der Französischen Schiffe. Tod des Herrn le Receveur. Die Supply kommt von Norfolk-Eiland zurück. Beschreibung derselben. Entdeckung von Howe's Eiland. — 72.

Elftes Kapitel. Drei von den Transportschiffen werden ausgeladen. Zwei Exkursionen in das Land, am 5 und am 22sten April. Hütten der Eingebornen. Schnitzwerk und andre besondre Umstände. ; ; Seite 82.

Zwölftes Kapitel. Die Supply kehrt von Lord Howe's Eiland zurück. Einige Verurtheilte werden von den Eingebornen angegriffen. Gouverneur Phillip macht zu Lande eine Reise nach der Botany-Bay. Zusammenkunft mit verschiednen Neu-Holländern. Der vierte Junius wird gefeiert. Einige Nachricht von dem Klima. ; ; — 93.

Dreizehntes Kapitel. Besondre Beschreibung von Sydney-Bucht. Von den gegenwärtig aufgeführten Gebäuden, und von der projektirten Stadt. Es wird an der Spitze des Hafens eine Anlage gemacht. — 101.

Vierzehntes Kapitel. Die Eingebornen nehmen Fische mit Gewalt weg. Eine andre Reise des Gouverneurs. Weitere Nachrichten von den Sitten und den Handarbeiten der Eingebornen auf Neu-Süd-Wallis. Schwierigkeit, Verkehr mit ihnen zu erhalten. ; — 110.

II.

Shortland's, Watt's und Marshall's Rückreisen von Neu-Süd-Wallis.

1.

Lieutenant Shortland's Reise von Neu-Süd-Wallis über Batavia nach England. Tagebuch seiner Fahrt. Neue Entdeckungen. Der Scharbock zeigt sich. Die Boote landen an einer von den Pelew- (Pelju-) Inseln. Nachricht von den Eingebornen die man sah, und Vermuthungen über sie. Unglücksfälle. Die Friendship wird ausgeladen und versenkt. Elender Zustand des Alexander's bei seiner Ankunft in Batavia. Beschluß. ; ; ; — 123.

2.

Lieutenants Watt's Rückreise von Neu-Süd-Wallis. Lieutnant Watt's Erzählung von der Rückreise des Transportschiffes Lady Penrhyn, mit einer Nachricht von Omai's Tode und andren interessanten Umständen von O-Taheiti. ; — 154

3.

Kapitain Marshall's Rückreise von Neu-Süd-Wallis. Der Scarborough verläßt Port-Jackson. Berührt Lord Howe's Insel. Vereinigt sich mit der Charlotte. Entdeckt eine große Sandbank und eine Menge Inseln. Kurze Nachricht von den Einwohnern. Beschreibung ihrer Kanots und Zierrathen. Lord Mulgrave's Insel wird entdeckt. Ankunft zu Timian. Ankunft auf der Rhede von Makao. . . . . Seite 178.

Anhang. Auszug aus Kapitain Gilbert's Beschreibung seiner Fahrt von Neu-Süd-Wallis nach China. . . — 193.

III.

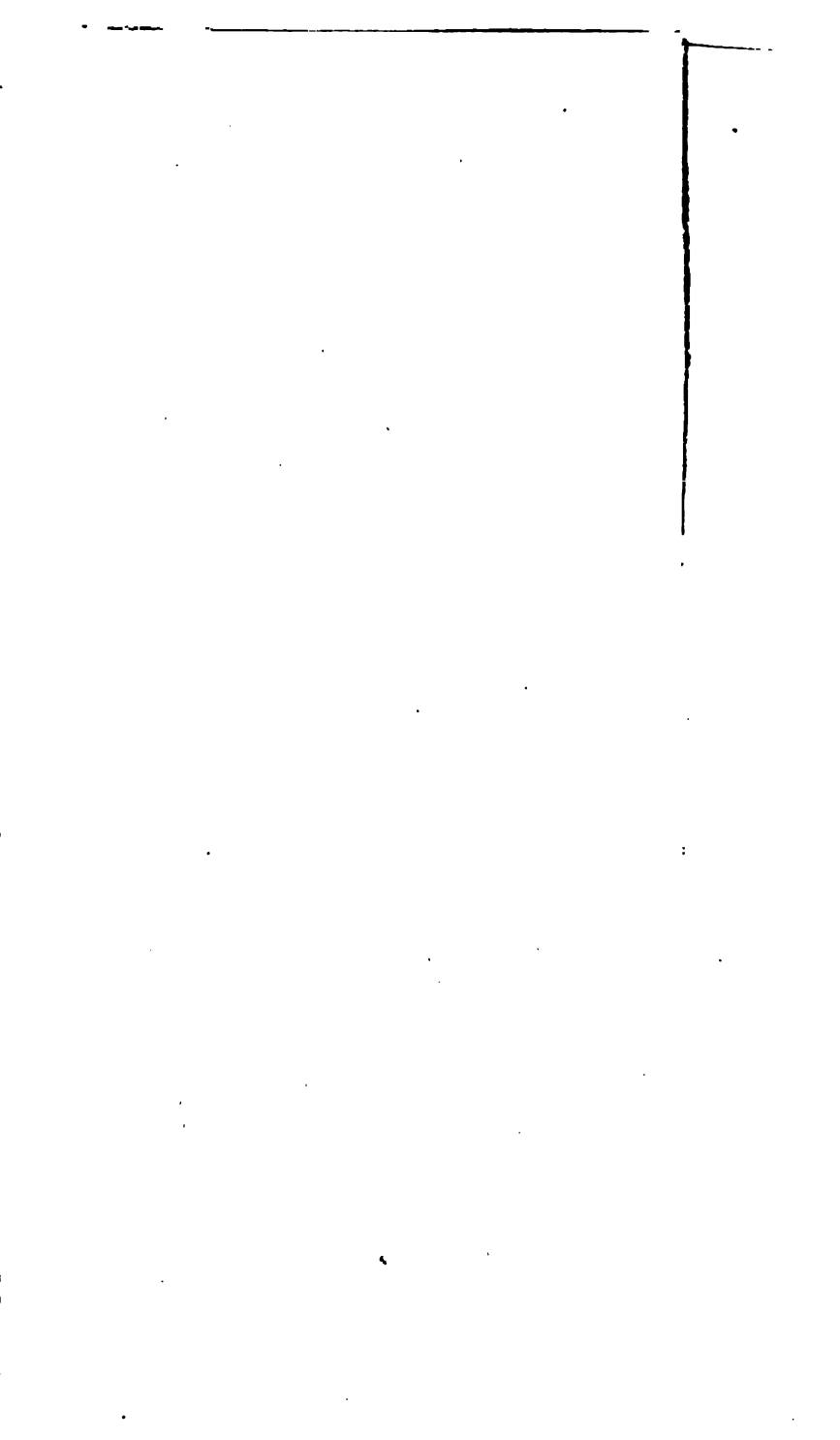
William Franklin's Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien; in den Jahren 1786 und 1787. Mit einer kurzen Geschichte von Persien seit dem Jahre 1747. . . — 215.

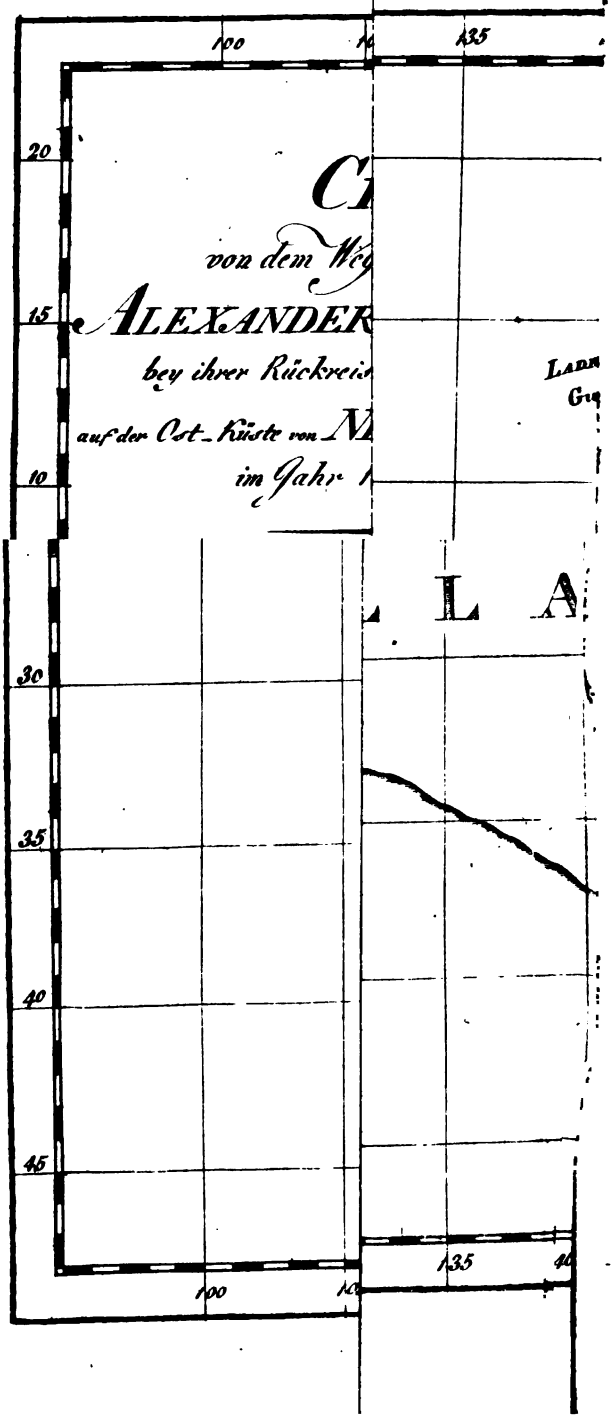
IV.

Robert Saunders mineralogische und botanische Reise nach Butan und Tibet. — 361.

Nachricht für den Buchbinder.

Die fünf Kupfer zu diesem Bande werden bei den auf ihnen angezeigten Seiten eingeheftet. Beide Karten werden jede an ein besonders Blatt geklebt, so daß man sie ganz aus dem Buche herausschlagen kann; die größere folgt nach dem Inhalt und die kleinere nach S. 120. Beide schlagen links heraus.





100
135
20
15
10
30
35
40
45
von dem Weg
ALEXANDER
bey ihrer Rückreis
auf der Ost-Küste von N
im Jahr
L A
100
135

Gouverneur Phillip's

Reiſe nach Neu-Süd-Wallis.

Mit Nachrichten

von

den Kolonien in Port Jackſon und auf Norfolk-Eiland.

Gouverneur Phillip's Reise nach Neu-Süd-Wallis.

Erstes Kapitel.

Allgemeiner Nutzen der Reisen. Besondre Umstände bei der gegenwärtigen. Neu-Holland ist eigentlich ein Welttheil. Ursachen, weshalb unsre Kolonie daselbst angelegt wird. Transportation nach Amerika; ihr Ursprung, ihre Vortheile und ihr Ende. Angestellte Versuche. Der nunmehrige Plan wird angenommen. Nachtheil von andren Auskunfts-Mitteln.

Von Reisen, die ausdrücklich in der Absicht, Entdekkungen zu machen, unternommen werden, erwartet das Publikum natürlicher Weise Belehrungen von mancherlei Art; und wir können nicht anders als mit Vergnügen daran denken, daß die vortreflichen Schriften, welche die Folge von dergleichen Unternehmungen gewe-

sen sind, während der jetzigen Regierung unsre allgemeine Kenntniß von der Erde, von den mancherlei Völkerstämmen die auf ihr wohnen, so wie von den Thieren und Vegetabilien welche sie hervorbringt, sehr beträchtlich vermehrt haben.

Ein Unternehmen, das von der gesetzgebenden Polizei veranlaßt, unter öffentlicher Autorität ausgeführt, und mit der Gründung einer Kolonie in einem sehr entfernten Lande beschlossen worden ist, erregt nicht nur ungewöhnliche Theilnahme an dem Schicksale der dazu gebrauchten Personen, sondern verspricht auch, uns zu einigen Kenntnissen zu führen, die bei der erstern Methode, wenn man sie auch scharfsinnig anwandte, doch nicht erreicht werden konnten Ein flüchtiger Besuch an der Küste eines großen festen Landes kann natürlicher Weise keine vollständige Kenntniß von den Einwohnern, den Produkten, dem Boden und dem Klima desselben verschaffen. Dies Alles muß aber, wenn es von Beobachtern, die an Ort und Stelle wohnen, in allen möglichen Veränderungen und Umständen, und wenn denn auch mit wenigerem philosophischen Scharfsinn, betrachtet wird, doch nach und nach vollständiger bekannt werden. Dann lassen sich Irrthümer, die mit eilfertiger Beobachtung bisweilen unzertrennlich verbunden sind, durch unfehlbare Erfahrung berichtigen; auch kann dann manches gesehen werden, was vorher dem Beobachter entging, oder was wegen seiner Lage damals gerade nicht beobachtet werden konnte.

Unsres großen Seefahrers, Kapitain Cook's, vollständige Entdeckung der einen Küste von Neu-Holland, macht in der Erdkunde eine merkwürdige Epoche. Es waren Zweifel darüber entstanden, ob man ein Land von solcher Größe mit mehrerem Rechte eine Insel oder einen Welttheil nennen könne. Auf diese Frage läßt sich antworten: obgleich das Wort Insel und die gleich-

bedeutenden Wörter in einigen andren Sprachen*) bloß ein Land bezeichnen, das von der See oder von einem andren Wasser umgeben ist, (in welchem Sinne es sich aber auch von den größten Theilen der bewohnbaren Erde gebrauchen läßt:) so bedeutet es doch gewöhnlich ein nur mäßig großes, und von der See umfloßnes Land**). Es wäre völlig unnütz, wenn man genau bestimmen wollte, wie groß ein so gelegenes Land seyn müsse, um ein Kontinent oder ein Welttheil genannt zu werden. Doch die beste und deutlichste Regel, den Zweifel zu heben, scheint folgende zu seyn: So lange die Einwohner eines solchen Landes noch die besondern Vortheile einer Insel-Lage genießen können, mag es auch eine Insel heissen; ist es aber hierzu allzu groß,

*) *Insula*, wovon das Englische Island (das Deutsche Insel) herkommt, ist aus in salo, in der See, zusammengesetzt. Νησος, das entsprechende Griechische Wort, wird gewöhnlich von νεω, ich schwimme, abgeleitet; weil eine Insel in der See zu schwimmen scheint, welches man auch Anfangs wahrscheinlich glaubte. Anm. d. Ü.

Das Englische Island und das Deutsche Eiland, stammen wohl beide nicht vom lateinischen Insula ab; sondern vom Worte Ei, welches schon im Isländischen und im Alt-Deutschen, ein vom Meere umflossenes Land bedeutete. Dies Ei hat wahrscheinlich die Bedeutung bewohnen, etwas zur Heimat machen. Das Englische Wort stammt unstreitig vom Angelsächsischen ig oder eage ab, welches man aus dem Zusatze land, nach der Analogie der Deutschen Sprache, sehr deutlich erkennen kann, die ebenfalls zu ihrem Ei noch land hinzufügt. Eiland wäre also, um es von Klippen oder unbewohnbaren Felsen im Meere zu unterscheiden, ein bewohnbares Land. F.

**) So nennt Dionysius Periegetes die ganze alte Welt, da er sie als von dem Meere umgeben betrachtet, νησος απειρος, eine unermeßliche Insel. Eustathius bemerkt hierbei: das Beiwort unermeßlich sei nothwendig, weil sonst der Ausdruck niedrig und nicht angemessen seyn würde. A. d. Ü.

so kann man es als ein Kontinent oder einen Welttheil betrachten. Nun besteht der erste und hauptsächlichste Vortheil einer Insel darin, daß sie bequem unter Einer Regierung stehen und daher vor allen äußern Angriffen, ausgenommen zur See, sicher seyn kann. In Ländern von sehr großem Umfange ist eine solche Vereinigung schwer, wo nicht unmöglich; und eine Distinktion, die sich auf diesen Umstand gründete, wäre also wenigstens zum konventionellen Gebrauche hinlänglich, wenn gleich nicht philosophisch genau.*) Wenn wir diesen Umfang in jeder Richtung etwa von tausend Englischen Meilen annehmen (doch, ohne bei dieser Bestimmung sehr strenge zu seyn:) so hat Neu-Holland unwidersprechlich Ansprüche auf den Namen eines festen Landes; denn die größte Länge dieses ungeheuren Landes beträgt von Osten nach Westen ungefähr 2,400 Englische (500 Deutsche) und von Norden nach Süden nicht weniger, als 2,300 Englische Meilen **).

*) Wir sehen hier nicht darauf, ob ein Land wirklich unter Eine Regierung vereinigt ist, sondern ob es, bei seiner Größe, dies seyn könnte. Wenn wir νησος von νεω oder ναιω, wohnen, herleiten wollten; so würde die etymologische Distinktion ganz diesen Grundsätzen anpassen. Eine Insel wäre dann Ein bestimmter Wohnplatz für Menschen; und ein festes Land (Kontinent) kontinuirte gleichsam von einem Staate zu dem andren. Die erstere Ableitung könnte man wahrscheinlich machen, wenn man bemerkt, wie sonderbar Homer und Andre νησος mit ναιω gebrauchen, als wenn beide Wörter in einer natürlichen Verbindung ständen. Man sehe Iliad. B. 626 und Sophocl. Ajax, 601. Anm. des Orig.

**) In oder nahe bei 30 Gr. S. B. hat Neu-Holland völlige 40 Grade in der Länge, von denen, unter dieser Breite, einer auf 60 Englische Meilen (13 Deutsche) gerechnet werden kann. In der Breite erstreckt es sich von York-Kap bis zu Süd-Kap auf volle 33 Grade, jeden zu 69½ Englische Meilen (15 Geographische) gerechnet. A. d. Ü.

England hat auf Neu-Süd-Wallis den Anspruch, der durch stillschweigende Uebereinkunft unter den Europäischen Staaten entscheidend geworden ist; nehmlich das Recht der ersten Entdeckung. Die ganze östliche Küste von Neu-Holland (die südlichste Landspitze ausgenommen), war noch von keinem Seefahrer berührt, als Kapitain Cook sie untersuchte. Diese Rücksicht, und außerdem der Umstand, daß man von dieser Seite des Kontinentes günstigere Nachrichten gab, als von der andern, war hinreichend, die Brittische Regierung zu bestimmen, als sie einen Verbannungsort für eine gewisse Klasse von Verbrechern wählte.

Die Ursache, weshalb man sich entschloß, die zur Transportation verurtheilten Verbrecher auf diese Art aus dem Lande zu schaffen, war, wie bekannt, der Umstand, daß man nothwendig aufhören mußte, sie nach Amerika zu schicken, und daß man bei den nachher gewählten Bestrafungsarten allerlei Unbequemlichkeiten gefunden hatte.

Virginien litt, bei der ersten Stiftung der dortigen Kolonie, großen Mangel an Arbeitern, um die undurchdringlichen Wälder auszurotten, die allen Anbau verhinderten. Daher war es schon von den frühesten Zeiten an willig, diejenigen Englischen Verbrecher, welche von unsren Gerichtshöfen für nicht ganz der Todesstrafe schuldig erklärt wurden, als Sklaven aufzunehmen*).

*) Verbannung ward zuerst durch der Königin Elisabeth 39 Statut, Kap. 4. als eine Strafe für Buben und Landläufer festgesetzt, (M. s. Blackstone Comment. IV. K. 31.) aber kein Ort namentlich angegeben. Das Transportiren der Verbrecher nach Amerika soll unter der Regierung Jakob's I angefangen haben, und das Jahr 1619 der merkwürdige Zeitpunkt seyn. Aber dieser Bestimmung wird zuerst in 18 Car. II. Kap. 2. ausdrücklich erwähnt. Das Transport-Gewerbe ward zuerst durch George I. Stat. IV. Kap. 11 angeordnet; und zur Ursache davon wird

Die Pflanzer mietheten dieselben auf eine bestimmte Zeit; und späterhin wurden die Verbrecher durch Kontrahenten weggeschaft, welche durch Certifikate beweisen mußten, daß sie mit ihnen dem Willen des Gesetzes gemäß verfahren wären.

Diese Anordnung hatte mancherlei gute Folgen. Die Kolonieen bekamen dadurch, für einen billigen Preis, einen sehr nothwendigen Beistand; und das Mutterland ward zugleich von der Last solcher Leute befreiet, die darin nicht nur unnütz, sondern auch schädlich waren. Ausserdem betrug der kaufmännische Gewinnst bloß an diesem Artikel in den spätern Zeiten, wie man erzählt, eine sehr beträchtliche Summe *). Die Verbrecher selbst blieben ohne Zweifel zum Theil ungebessert; aber nicht selten lernten sie sich auch während ihrer gesetzmäßigen Sklaverei mit einem anständigen und fleissigen Leben vertragen, besserten sich gänzlich in ihren Sitten, und versetzten sich durch löbliche Bemühungen nach und nach in eine vortheilhafte Lage, erwarben sich Unabhängigkeit und Achtung, und trugen ehrenvoll zu der Bevölkerung und dem Glück ihres neuen Landes bei. **)

Durch den Streit in Amerika und die darauf folgende Trennung der dreizehn Kolonieen ward dies Geschäft natürlicher Weise zerstört. Seitdem hat man andre, dem Publikum wohlbekannte Auskunftsmittel ver-

in der Einleitung angegeben: es fehle an Personen, die selber den Transport unternehmen wollten, und Sr. Majestät Pflanzungen litten großen Mangel an Sklaven. Nachfolgende Akten trafen weitere Verfügungen.

Anm. des Orig.

*) Wie es heißt, jährlich 40,000 Pfund, da ungefähr 2,000 Verbrecher, jeder für zwanzig Pfund, verkauft wurden.

Anm. des Orig.

**) Der Abbé Raynal hat im vierzehnten Buche seiner Geschichte ꝛc. zu Anfange, sein vollgültiges Zeugniß über diese Art von Verbannung gegeben. A. d. O.

ſucht. Gegen einige von denſelben laſſen ſich ſtarke Einwendungen machen;*) und bei allen hat man gefunden, daß ihnen einige von den hauptſächlichſten Vortheilen fehlten, welche bei der gewöhnlichen Sitte des Tranſportirens die Erfahrung zeigte. Das Parlement richtete ſeine Aufmerkſamkeit mehr als Einmal auf dieſen Gegenſtand; und ſeine Berathſchlagungen brachten am Ende den Plan hervor, deſſen erſtes Reſultat in der gegenwärtigen Schrift enthalten iſt. Am 6 December 1786 erließ der König im Staatsrathe die nöthigen Befehle; und eine Akte, wodurch ein Gerichtshof in dem neuen Etabliſſement angeordnet und andre Verfügungen nach Erforderniß der Umſtände getroffen wurden, ward gleich zu Anfange des Jahres 1787 von der ſämtlichen Geſetzgebung beſtätigt.

Es iſt hier nicht der Ort, die Principien der Kriminalgeſetze zu unterſuchen; aber ſo viel ſieht jeder leicht ein, daß nichts darin mehr zu wünſchen iſt, als Verminderung der Todesſtrafen, ſo weit ſie nehmlich mit der Sicherheit der Geſellſchaft beſtehen kann; ferner, als die Anwendung jeder nur erſinnlichen Methode, die ſchuldigen Perſonen für das Publikum nützlich und gegen ſich ſelbſt gerecht zu machen, ihre moraliſche Verderbtheit zu verbeſſern, ſie an Thätigkeit zu gewöhnen und ſie für die Zukunft gegen die Verſuchungen zu waffnen, von denen ſie ſich einmal haben anlocken laſſen.

Um dieſe wohlthätigen Abſichten zu erreichen, ſcheinen, in der Theorie, gut eingerichtete Zuchthäuſer die beſte Gelegenheit zu geben; und ein Plan von dieſer Art, den der Richter Blackſtone, Herr Eden und Herr Howard mit vereinten Kräften entworfen hatten, ward

*) Beſonders gegen die Tranſportation der Verbrecher nach der Afrikaniſchen Küſte, wo ihnen das, was eine Erleichterung der Strafe ſeyn ſoll, am Ende nur zu häufig das Leben koſtet. A. d. O.

im Jahre 1779 von dem Parlamente angenommen. Es zeigten sich aber Schwierigkeiten, welche die Ausführung dieses Planes verhinderten. Indeß wird man diesen Umstand etwas weniger bedauern, wenn man bedenkt, daß es dieser Theorie vielleicht eben so geht, wie mancher andren von sehr angenehmer gefälliger Art, daß sie nehmlich in der Spekulation reizender, als in der Ausübung wirksam seyn könnte. Ein vollkommner Plan, der von unvollkommenen Werkzeugen ausgeführt wird, kann leicht den größten Theil seines Werthes verlieren; nun muß aber der vortreflichste Plan zu Gefängnissen hauptsächlich solchen Leuten zur Ausführung anvertrauet werden, die nicht sehr einsichtsvoll, sehr wenig gegen Bestechung gewaffnet, und den Gefahren derselben beständig ausgesetzt sind. Die Wachsamkeit, welche bei dem ersten Entstehen solcher Institute wirklich auf das Betragen dieser Züchtlinge Acht hat, wird immer in Kurzem nachlassen; und nun sieht man leicht ein, daß ein großes, sehr schlecht regiertes Zuchthaus für die Gefangenen eine von den allerverderblichsten Anstalten, und zugleich für die Ruhe der Gesellschaft sehr schädlich seyn muß.

In einigen Ländern werden die Verbrecher, denen man nicht die Todesstrafe zuerkennt, zu den Galeeren oder zu Arbeit in Bergwerken verurtheilt; aber diese Strafen sind oft grausamer, als der Tod, und lassen sich bei uns aus mancherlei Ursachen nicht anwenden. Andrer Orten gebraucht man die Verbrecher, unter Aufsicht, zu öffentlichen Arbeiten. Diese Methode ist in England zum Theil an der Themse versucht, aber keinesweges so vortheilhaft befunden worden, als man erwartete. Man hat also wenig Versuchung, sie noch weiter zu treiben. Daß Verbrecher vor den Augen des Publikums zu Arbeiten angehalten werden, streitet vielleicht zu sehr mit dem Gefühle der Engländer, als daß sie es je ertragen könnten. In der That beruhigt sich die Vernunft bei

der traurigen Nothwendigkeit zu strafen; aber Ketten und Merkmale der Knechtschaft sind widrige Gegenstände, und immer wird der Anblick wirklicher Züchtigung das Mitleid empören. Verbrecher, die man so braucht, werden entweder ein übel angebrachtes Mitleiden zum Lohn bekommen, oder das Volk wird — was aber nichts weniger als wünschenswerth ist — seinen Charakter verändern und mit der Zeit abgehärtet gegen solche Eindrücke werden, durch die es sonst von Natur zu thätiger Hülfsleistung angetrieben wird.

Es ist also nichts übrig, als daß wir so viel wie möglich bei der durch lange Erfahrung bestätigten Methode bleiben, und solche Verbrecher in entfernten und erst entstehenden Kolonieen zu Diensten gebrauchen. In dieser Absicht ward der Plan zu einer Anpflanzung auf der östlichen Küste von Neu-Holland entworfen, und dann mit aller Vorsicht ausgeführt, um ihn so wohlthätig zu machen, als möglich. Daß bei dem ersten Anfange eines solchen Unternehmens sich einige Schwierigkeiten zeigen werden, ist freilich zu erwarten; aber man hat auch nicht die geringste moralische Verpflichtung, Verbrecher an einen Ort hinzubringen, wo sie vollkommene Bequemlichkeit und Sicherheit haben. Zwar müssen die freiwilligen Emigranten und ehrenvolle Diener des Staates einige Zeit lang gewissermaßen mit in eben die üble Lage verwickelt werden; aber Schwierigkeiten überwunden zu haben, ist am Ende oft mehr ein Vortheil, als ein Uebel. Und wahrscheinlich werden wenige Personen in solchen Umständen über mäßige Unbequemlichkeiten mißvergnügt seyn, wenn sie bedenken, daß sie durch Ertragung derselben ihrem Lande einen wesentlichen und ehrenvollen Dienst leisten.

Zweites Kapitel.

Ausrüstung der nach der Botany-Bay beorderten Flotte. Besondre Umstände bei ihrer Anordnung. Abreise und Fahrt nach den Kanarischen Inseln.

Das Geschwader, das zur Ausführung des oben erwähnten Planes bestimmt war, fing um den 16 März 1787 an, sich auf dem angewiesenen Sammelplatze, der Mutterbank diesseits der Insel Wight, einzufinden. Diese kleine Flotte bestand aus folgenden Schiffen: Sr. Majestät Fregatte Sirius, (Kapitain John Hunter) und der bewaffnete Tender*) Supply, kommandirt von dem Lieutenant H. L. Ball; ferner waren dabei drei Magazinschiffe, (*the golden Grove*, *Fishburn* und *Borrowdale*) um Provisionen und Vorräthe auf zwei Jahre mitzunehmen, Werkzeuge zum Ackerbau, Kleidung für die Truppen und die Verbrecher, desgleichen andre nothwendige Bedürfnisse mit dazu gerechnet; und endlich sechs Transportschiffe: der Scarborough und Lady Penrhyn von Portsmouth; die *Friendship* und die Charlotte von Plymouth; der Prinz von Wallis und der Alexander von Woolwich. Auf diesen sollten die Verbrecher seyn; und jedes erhielt ein Kommando von Seesoldaten, dessen Anzahl mit der Beschaffenheit seines Dienstes in Verhältniß stand. Die stärksten kamen dahin, wo am meisten Widersetzlichkeit zu

*) Ein Tender ist eine bewafnete Sluhp, welche man in England gewöhnlich braucht, um darin die zu Kriegszeiten gepreßten Matrosen eine Zeitlang zu sammlen, bis man eine volle Ladung hat, die man an die Kriegesschiffe abliefern kann. Man braucht sie aber auch im Frieden als kleine Kriegesschiffe, die 20 Kanonen und drunter führen.

F.

erwarten war, nehmlich in die Schiffe, welche die gröſßte Anzahl von Verbrechern männlichen Geſchlechtes führten. Zuſammen machten die Schiffe ein kleines Geſchwader von elf Seegeln aus.

Nur die, welche die Beſchaffenheit ſolcher Ausrüſtungen kennen, und dabei bedenken, wie beſonders nothwendig in dem gegenwärtigen Falle mancherlei Artikel waren, die man gewöhnlich nicht anſchafft — nur die, ſage ich, ſind im Stande, richtig von der Zeit zu urtheilen, die man brauchte, um dieſe Flotte mit allen Bedürfniſſen zu verſehen. Solche Perſonen werden ſich zuverläſſig am wenigſten wundern, wenn ſie hören, daß beinahe zwei Monate vergingen, ehe die Schiffe ihre Station verlaſſen und ihre Fahrt antreten konnten, ja, daß ſogar auch da einige wenige Artikel entweder noch nicht fertig, oder durch Mißverſtändniß vergeſſen waren. Das Erſtere war der Fall mit einigen Stücken der weiblichen Kleidung, die man daher nicht mitnehmen konnte; und Letzteres mit der Ammunition für die Seeſoldaten, die bloß für den unmittelbaren Dienſt geliefert ward, anſtatt daß ſie, wie der Kommodore glaubte, bei der erſten Einſchiffung vollſtändig da ſeyn ſollte. Doch dieſes Vergeſſen ward während der Fahrt leicht wieder gut gemacht.

Dieſe nothwendige Zwiſchenzeit wandte man dadurch ſehr nützlich an, daß man die Verurtheilten ganz zum Gefühl ihrer Lage brachte, und ihnen vorſtellte, welche Vortheile ſie von gutem Verhalten, wie gewiß ſie aber, falls Unruhe und Empörung entſtände, ſtrenge und unmittelbare Strafe zu erwarten hätten. Zu gleicher Zeit traf man nützliche Anſtalten, dieſe Leute wirklich regieren zu können, und nahm Maßregeln, bei denen jeder Plan ſcheitern mußte, den ſie etwa aus Verzweiflung gewagt hätten, ſich ihren Obern zu widerſetzen, eins von den Tranſportſchiffen wegzunehmen, oder bei

irgend einer günstigen Gelegenheit zu entwischen. Uebrigens bezeugen uns die Befehlshaber, das Verhalten der Verbrecher sey, indeß die Schiffe im Hafen lagen, regelmäßig, unterwürfig und in jeder Rücksicht ihrer Lage angemessen gewesen, so daß es weder Verdacht noch Unruhe erregt, noch irgend eine Art von Strenge erfordert habe.

Als die Flotte endlich segelfertig war, wurde mit dem Unterbringen der Verbrecher und der Seesoldaten an Bord der Transportschiffe folgende Einrichtung getroffen:

		Seesoldaten.	Verbrecher.	
		Subalt. u. Gem.	Männl.	Weibl.
Die Friendship	1 Kapit.	44	77	20
Die Charlotte	— —	43	88	20
Der Alexander	2 Lieuten.	35	213	—
Der Scarborough	1 Kapit.	33	208	—
Prinz von Wallis	2 Lieuten.	30	—	50
Die Lady Penrhyn	1 K. 2 Lt.	3 Gem.	—	102

Noch wurden zehn Seesoldaten von verschiednem Range als überzählig an Bord des Sirius geschickt. Die sämtliche Anzahl der Seesoldaten, die Officiere mit eingeschlossen, belief sich auf 212. Außerdem hatten noch acht und zwanzig Frauen von Soldaten Erlaubniß, ihre Ehemänner zu begleiten, und nahmen siebzehn Kinder mit sich. Die Anzahl der Verurtheilten betrug 787, unter denen 558 Mannspersonen waren. Doch bekamen zwei am Bord des Alexander's noch vor der Abfahrt der Flotte völligen Pardon, und blieben folglich in England.

Gouverneur Phillip steckte, da er auf der Station ankam, als Kommodore des Geschwaders seine Flagge am Bord des Sirius auf. Da die Einschiffung vollendet war, und da die Jahreszeit die Abfahrt erforderte; so gab er am 13 Mai bei Tages-Anbruch das Signal, die Anker zu lichten. Bis ungefähr hundert große See-

meilen (*leagues*) weit von dem Kanal mußte die Königliche Fregatte Hyäne von vier und zwanzig Kanonen die Flotte begleiten, um Nachricht von ihrer Fahrt durch den schwierigsten Theil ihres Weges geben, und die Depeschen mitnehmen zu können, die der Gouverneur etwa nach England zu schicken hätte.

Am 20 Mai, als die Schiffe in 47° 57′ N. Breite, und 12° 14′ Westl. Länge waren, kehrte die Hyäne zurück. Sie nahm indeß keine genaue Nachricht von dem Zustande der Transport-Schiffe mit; denn die See ging damals gerade so hoch, daß es dem Gouverneur schwer war, sich zum Schreiben niederzusetzen, ganz unmöglich aber, an Bord der andren Schiffe zu schicken, um genauen Bericht von ihrem Zustande und dem Betragen der Verurtheilten zu bekommen. Wirklich waren nicht Alle in ihrem Verhalten ganz ruhig gewesen. Die in dem Scarborough, die sich wahrscheinlich auf ihre große Anzahl verliessen, hatten einen Plan entworfen, sich in Besitz dieses Schiffes zu setzen; indeß war er von den Officieren glücklicher Weise noch entdeckt und vereitelt worden. Diese Nachricht erhielt man gerade vorher, ehe die Hyäne abseegelte; und der Gouverneur ließ zwei von den Rädelsführern zur Bestrafung an Bord des Sirius bringen. Diese Leute bekamen erst eine angemessene Züchtigung, und wurden dann, um sie von ihrer Parthei zu trennen, auf ein andres Schiff gebracht, nehmlich auf den Prinzen von Wallis.

Wir können nun die Abentheurer auf dieser kleinen Flotte so ansehen, als wären sie für jetzt endlich von ihrem Vaterlande losgerissen, und blickten, ohne Zweifel mit mancherlei Gefühlen, vorwärts nach der unbekannten Gegend hin, welche sie, wenigstens auf einige Zeit, zu bewohnen bestimmt sind. Wollten wir einer neugierigen Spekulation über den Erfolg eines solchen Unternehmens nachhangen, so könnten uns wohl wenige Ge-

genstände ein weiteres Feld zu Vermuthungen darbieten. Ein lebhafter Charakter möchte vielleicht außerordentliche Folgen erwarten; und einigermaßen rechtfertigte ihn dann wohl die Betrachtung, daß aus einem noch geringern und um nichts besseren Anfange öfters mächtige Reiche entstanden sind. Der Phlegmatische und Besorgliche vergrößert vielleicht sich selbst die Schwierigkeiten des Unternehmens, und prophezeihet ihm aus mehreren Gründen, daß es gänzlich fehlschlagen werde. Beide können sich indeß irren. Die Meinung, die der Wahrheit am nächsten kommt, hatten vielleicht der Gouverneur selber und Andre unter den Anführern der Unternehmung, die sich durch angebornen Muth über alle wahrscheinlich zu erwartende Schwierigkeiten erhaben fühlten, und durch ihren gesunden Verstand vor aller Verführung romantischer Träumereien gesichert waren. Alle aber müssen es als einen auffallenden Beweis von dem gegenwärtigen blühenden Zustande der Schiffahrt, und von ihren ausserordentlichen Fortschritten seit den ersten nautischen Versuchen des menschlichen Geschlechtes ansehen, daß Großbritannien ohne Bedenken eine Flotte ausschickt, um nahe bei seinen Antipoden eine Kolonie zu gründen, da die Alten hingegen furchtsam an den Küsten des mittelländischen Meeres hinschifften, und es schon für etwas Großes hielten, wenn sie sich queer über das schmale Meer hin wagten, das Kreta von Aegypten trennt.

Die hohe See, welche die Schiffe, als sie nun schon die Felsen und Untiefen im Rücken hatten, sich mit einander zu besprechen verhinderte, war in andrer Rücksicht kein ungünstiger Umstand. Im Ganzen hielt sich deshalb das Wetter gut. Die Fahrt von Spithead nach Santa Cruz auf der Insel Teneriffe war sehr glücklich; und hier ging die Flotte den 3 Jun. vor Anker.

Drittes

Drittes Kapitel.

Urſachen, weshalb die Kanariſchen Inſeln berührt werden. Vorſichtsmittel zur Erhaltung der Geſundheit. Ihr auſſerordentlicher Erfolg. Einige Nachrichten von den Kanariſchen Inſeln. Fabeln in Betreff derſelben. Ein Verurtheilter ſucht zu entwiſchen. Abfahrt.

Die Hauptabſicht, weshalb Gouverneur Phillip bei Teneriffa anlegte, war die, daß er ſich einen Vorrath von friſchem Waſſer und Vegetabilien verſchaffen wollte. Es war auch rathſam, bei der Gelegenheit den Leuten, ihrer Geſundheit wegen, ſolche Vortheile und Erfriſchungen zu geben, als man an dieſem Orte leicht bekommen konnte, und die ſich bloß am Lande haben lieſſen. In dieſem, ſo wie in jedem andern Hafen, wurden das Schiffsvolk, die Soldaten und die Verurtheilten mit friſchem Fleiſch, mit Früchten, grünen Gewächſen und allem dem verſehen, was ſie mit vor den Krankheiten bewahren konnte, die ehemals bei langen Reiſen unvermeidlich waren. Die Seeſoldaten bekamen täglich ein Pfund Brodt, ein Pfund Rindfleiſch und eine Pinte Wein auf den Mann; die Verurtheilten aber nur drei Viertelpfund Rindfleiſch, eben ſo viel Brodt, und gar keinen Wein. An Früchten erhielt man hier bloß Feigen und Maulbeeren, aber dieſe reichlich und vortreflich. Mit wie vielem Glücke man während der ganzen Reiſe alle Arten von Vorſichtsmitteln angewandt hat, um jenen großen Endzweck zu erreichen, wird aus der Angabe der Kranken und Geſtorbenen hinlänglich erhellen.

Kapitain Cook hat augenſcheinlich gezeigt, wie ſehr ſich bei ſolchen Unternehmungen für die Geſundheit derer ſorgen läßt, welche ſie mit ausführen; und Gou-

verneur Phillip war glücklich genug, die Meinung zu bestätigen, daß seines großen Vorgängers günstiger Erfolg in diesem wesentlichen Punkte ganz und gar nicht die Wirkung des Zufalls gewesen, sondern aus der Sorgfalt und Aufmerksamkeit entstanden ist, die er uns menschenfreundlich so genau beschrieben hat, und von der man allgemein in ähnlichen Umständen eben die Wirkungen erwarten kann. Scheint die Anzahl der Verurtheilten, welche zwischen der Einschiffung und dem Landen der Flotte an Ort und Stelle starben, sich mit dieser Behauptung nicht zu vertragen: so muß man bedenken, daß der Tod nur solche Leute betraf, von denen manche schon hoch in die Jahre, oder von Krankheiten angegriffen waren, welche sie sich noch auf dem Lande im Gefängnisse oder anderswo zugezogen hatten.

Man blieb eine Woche bei Teneriffa. Die Wärme war während der Zeit sehr gemäßigt, da das Thermometer nicht über 70 Gr. Fahrenh. stand. Das Barometer stand um 30 Zoll.

Gouverneur der Kanarischen Inseln war um diese Zeit der Marquis von Branciforte, von Geburt ein Sicilianer. Er hielt sich gewöhnlich zu Santa-Cruz auf, und erwies dem Gouverneur Phillip, so wie den andren Officieren, eine höfliche Aufmerksamkeit und Hochachtung, die beiden Theilen gleiche Ehre machte. Der Hafen von Santa-Cruz ist zwar nicht ausserordentlich schön, aber doch der beste auf den Kanarischen Inseln, und die Schiffe legen gewöhnlich in ihm an, um Erfrischungen einzunehmen. Der General-Gouverneur wohnt daher immer auf Teneriffa; und man zieht, wegen des häufigeren Verkehrs mit Europa, diese Insel der großen Kanarien-Insel vor, auf welcher die Hauptkirche und der Pallast des Bischofs sind. Uebrigens wollen wir von dem Marquis von

Brancifonte noch anmerken, daß er kürzlich in Teneriffa einige nützliche Manufakturen angelegt hat.

Uns in eine umständliche Beschreibung von den Kanarischen Inseln einzulassen, wäre überflüßig, da sie gerade auf dem Wege liegen, den jedes Schiff auf der Reise von Europa nach dem Kape nimmt, und da man folglich fast in allen Reisebeschreibungen etwas von ihnen findet. Indeß könnten vielleicht einige wenige allgemeine Nachrichten von ihnen den Lesern nicht unangenehm seyn. Dieser Inseln sind ungefähr vierzehn, und die vornehmsten darunter, die auch nur in Betrachtung zu kommen verdienen, Kanaria, Teneriffa, Forteventura, Palma, Ferro, Gomera und Lancerotta. Ihre Entfernung von der afrikanischen Küste beträgt ungefähr zwischen vierzig und achtzig große Seemeilen (*leagues*). Teneriffa hat nicht über 120 kleine Seemeilen im Umfange, Kanaria aber, oder, wie man sie gewöhnlich nennt, Groß-Kanaria, 150. Die Spanier haben sie schon zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts in Besitz genommen und Kolonieen darauf angelegt.

Man kann nicht daran zweifeln, daß diese Inseln, unter dem Namen der glücklichen, den Alten halb und halb bekannt gewesen sind; obgleich ein Irrthum des Ptolemäus in der Bestimmung ihrer Breite einige Kommentatoren des Solinus zu der Behauptung verleitet hat, daß darunter die Kapoverdischen Inseln verstanden würden. Plinius nennt Kanaria, und findet den Ursprung dieses Namens in der Menge großer Hunde, welche es auf der Insel gebe. Diesen Umstand schreiben denn einige neuere Reisende, vielleicht nicht mit sehr großer Genauigkeit, nach, als sey er die Veranlassung, daß die Spanier der Insel eben den Namen gegegeben hätten. Nivaria, die von eben dem Schriftsteller erwähnt wird, ist augenscheinlich Teneriffa, und dieser Name, wenn man uns anders recht belehrt hat,

mit dem neuern gleichbedeutend*). Ombrion, oder Pluvialia ist, wie man vermuthet, Ferro, wo der dürre Boden die Einwohner zu allen Zeiten genöthigt hat, sich bloß mit Regenwasser auszuhelfen.

Die Alten machten diese Inseln zu dem Gebiete der Fabel, und ihre Dichter schmückten dieselben mit Reizen der Phantasie, um den Mangel an wirklicher Kenntniß von ihnen zu ersetzen; doch auch die Neueren kann man von einem ähnlichen Vorwurfe nicht ganz frei sprechen. Verschiedenen Reisenden hat es beliebt, den Piko auf Teneriffa als den höchsten Berg in der alten Welt anzugeben, da er doch, den besten Nachrichten zufolge, in senkrechter Höhe von dem *Mont-Blanc* um 3523 Fuß, oder beinahe um eine (Englische) Meile übertroffen wird**). Die Insel Ferro, die sich durch keinen solchen Berg auszeichnet, stand vor hundert oder zweihundert Jahren in dem Ruf, sie habe einen wunderbaren, in seiner Art einzigen Baum, der in ewigen Nebel eingehüllt sey, und hinlängliches Wasser auströpfele, um die Insel reichlich zu versehen***). Aber obgleich dieses Wunder von ver-

*) Die Veranlassung ist der ewige Schnee, der auf dem Piko liegt. Tener soll in der alten Sprache der Insel Schnee, und itte oder iffe einen Berg bedeuten.

Anm. d. Orig.

**) Der Mont-Blanc ist, einer Mittelzahl aus den besten Rechnungen zufolge, 15,673 Englische Fuß über die Meeresfläche erhoben, der Piko auf Teneriffa aber nur 12,150.

***) Clipperton spricht davon, als von einer ausgemachten Sache. (Harris's Voyages, Vol. I, p. 187.) Mandelslo behauptet, den Baum gesehen zu haben (Ebend. p. 806.) Baudrand war der erste, der durch sorgfältige Untersuchung entdeckte, daß die Sache nur eine Erdichtung sey. Wir wollen hier aus einem Französischen geographischen Buche, das in andren Rücksichten einiges Ansehen hat, eine Nachricht von diesem erträumten Baume geben, die eben durch ihre Umständlichkeit merkwürdig wird:

schiedene Reisenden, und von einigen sogar, als wären sie Augenzeugen, bestätigt wird, so verschwindet es doch, sobald man es ruhig untersucht, und es giebt auch nicht einen einzigen Eingebornen, der dreist genug wäre, dessen Existenz zu behaupten. Das Wahre ist, daß die Kanarischen Inseln zwar für die Spanier eine sehr wichtige Besitzung und für die Seefahrer von allen Nationen ein vortrefflicher Zufluchtsort sind, aber gar nichts Wunderbares haben, ausgenommen das, was vulkanische Berge natürlicher Weise haben müssen, z. B. der Piko, der übrigens, ob er gleich beständig drohet, nun doch seit mehr als achtzig Jahren keinen Schaden gethan hat*).

„Aber noch merkwürdiger ist der wunderbare Baum, der sowohl die Menschen als die Thiere auf der ganzen Insel mit Wasser versorgt. Dieser in seiner Art einzige Baum, den die Einwohner Caroë, Garroë, oder den heiligen Baum nennen, ist dick und hat ausgebreitete Zweige. Sein Stamm mißt ungefähr zwölf Fuß im Umfange. Seine Blätter sind ein wenig größer, als die an einem Nußbaum, und immer grün. Er trägt eine Frucht, fast wie eine Eichel, die einen Kern von aromatischem, lieblichem und pikantem Geschmacke hat. Dieser Baum wird beständig von einer Wolke bedeckt und allenthalben befeuchtet, so daß das Wasser tropfenweise aus den Zweigen und Blättern hervorkommt, und zwar in solcher Menge, daß man damit täglich dreißig Tonnen anfüllen kann. Dieses Wasser ist außerordentlich frisch, klar, sehr gut zu trinken und sehr gesund. Es fällt in zwei steinerne Behälter, welche die Bewohner der Insel zu diesem Behuf angelegt haben. Die Wolke, von der dieser Baum bedeckt wird, zertheilt sich niemals. Bloß in der großen Sommerhitze vermindert sie sich ein wenig; aber dagegen steigen denn aus dem Meere dicke Dünste auf, die sich auf den Baum werfen und dem Mangel abhelfen.„ *Du Bois Geogr.* Part. III. Ch. 17. Ist es möglich, daß dieses Alles aus Plinius's arbores ex quibus aquæ exprimantur, hat entstehen können? Anm. d. O.

*) M. s. Kapitain Glasse's ausführliche Nachricht von den Kanarischen Inseln, und Kapitain Cook's letzte Reise. A. d. O.

Die Hauptstadt auf Teneriffa ist Laguna, oder, eigentlicher, *San Christoval de la Laguna*, (St. Christoph am See) und hat diesen Namen davon, daß sie an einem See liegt. Sowohl diese Stadt, als Santa Cruz sind beide von Steinen gebauet; aber die letztere hat ein angenehmeres Ansehen, als die erstere. Sie liegen ungefähr vier Meilen weit von einander. Die Hauptstadt der großen Kanarien-Insel, und eigentlich des ganzen Gouvernements, ist die Palmenstadt; aber seit einiger Zeit dient diese nur zum Sitz der kirchlichen Regierung. Schon Ptolemäus hat angefangen, den ersten Meridian durch diese Inseln zu ziehen; und vielleicht wäre es zu wünschen, daß man noch die Französischen Bestimmungen in diesem Stücke allgemein annehmen möchte.

Unsre Schiffe rüsteten sich zuletzt zur Abfahrt, als eines Abends, den 9. Junius, ein Verurtheilter vom Alexander, den man auf dem Verdeck gebraucht hatte, Mittel fand, das Boot loszuschneiden und zu entwischen. Aber er ward vermißt, und bald wieder geholt. Wahrscheinlich hatte er sich keinen bestimmten Plan zur Flucht entworfen. Die Mittel, sich unsichtbar zu machen, müssen ihm zufällig in den Weg gekommen und schleunig von ihm genutzt worden seyn. Und zu einem solchen Unternehmen giebt die unsichre Hoffnung zur Freiheit, auch ohne irgend eine gewisse Aussicht, natürlicher Weise hinlängliche Versuchung.

Am 10. Jun. hatten die Schiffe ihren Wasservorrath ergänzt. Am nächsten Morgen früh gab der Gouverneur das Signal, die Anker zu lichten, und die Flotte setzte ihren Lauf fort.

Den 4ten waren auf den sämtlichen Schiffen 9 Seesoldaten und 72 Verurtheilte krank. Gestorben waren seit der ersten Einschiffung überhaupt 21 Verurtheilte,

und 3 von den Kindern derſelben; aber ſeit der Abfahrt von Spithead nur 15 von jenen, und 1 von dieſen.

Viertes Kapitel.

Verſuch, in Porto Praya einzulaufen. Er wird aufgegeben. Fahrt nach Rio de Janeiro. Urſachen, weshalb ein Süd-Amerikaniſcher Hafen berührt wird. Die Flotte paſſirt die Linie. Ankunft zu Rio de Janeiro. Nachricht von dieſem Orte. Vorfälle daſelbſt. Abreiſe.

Da es zu Santa-Cruz nicht ſo viele grüne Gewächſe gab, daß man ſich hinlänglich hätte damit verſehen können, ſo hatte Gouverneur Phillip die Abſicht, etwa auf vier und zwanzig Stunden in der Bay von Porto Praya zu ankern. Die Inſeln auf dieſer Seite des Atlantiſchen Meeres ſcheinen gleichſam ausdrücklich an ihren Ort verlegt zu ſeyn, um die Fahrt nach und von dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu erleichtern; denn die Schiffe haben an ihnen, ohne weſentlich von ihrem Laufe abweichen zu dürfen, vortrefliche Stationen, wo ſie ihre Vorräthe ergänzen und Erfriſchungen bekommen können. Ungefähr in 40 Grad N. B. liegen die Azoren; in 33 Madera; zwiſchen 29 und 27 die Kanariſchen, und zwiſchen 18 und 16 die Kapoverdiſchen Inſeln. Dieſe alle zeigen ſich dem Seefahrer nach und nach, und geben ihm reichlich alle Arten von Bequemlichkeiten, die ſeine Umſtände etwa erfordern. Jenſeits des Aequators machen ein guter Hafen und eine reichliche Menge Schildkröten ſelbſt die kleine unfruchtbare Inſel Aſcenſion einigermaßen wichtig; und durch die Induſtrie Engliſcher Koloniſten iſt St. Helena ein Sitz der Fülle und des Geſchmackes geworden. Ohne den Beiſtand, den man ſich bei der Hin- und Herreiſe in einigen von dieſen Plätzen

verschaffen kann, würde ein Weg von beinahe vierzig Graden an jeder Seite der Linie, in einem Meere, auf dem es öfters langweilige Windstillen giebt, und bei so starker Hitze, selbst den Seefahrern des achtzehnten Jahrhunderts den Muth nehmen können.

Am 18 Jun. war die Flotte im Angesichte der Kapoverdischen Inseln, und bekam das Signal, nach St. Jago zu steuern. Aber bei dem Mangel an günstigem Winde, und bei der Hinderniß, die eine starke Strömung verursachte, ließ es sich wahrscheinlich voraussehen, daß nicht alle Schiffe würden in die Bay kommen können; daher fand der Gouverneur es am besten, seinen Plan zu ändern. Das Signal zum Ankern ward herunter gelassen, und die Schiffe bekamen die Anweisung, ihren ersten Lauf fortzusetzen. Dieser Umstand war manchen Personen an Bord sehr unangenehm, da sie sich, wie das auf langen Reisen natürlich ist, bei jeder Gelegenheit stark nach dem Genusse der Erfrischungen am Lande sehnten. Dergleichen Wünsche wurden noch durch einen Umstand mehr erregt. Die Witterung war nehmlich nun heiß geworden, so daß das Thermometer auf 82 Gr. stand. Diese Hitze ist zwar für ein Klima in der Nähe eines Wendekreises nicht übermäßig; doch kann sie schon beträchtlichen Nachtheil erregen. Gouverneur Phillip sah indeß auf nichts andres, als auf den Nutzen, und blieb dabei, die Schiffe nach ihrem nächsten Bestimmungsorte, dem Hafen von Rio de Janeiro, zu führen.

Vielleicht scheint es bei dem ersten flüchtigen Blicke ziemlich ausserordentlich, daß Schiffe, die nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung bestimmt waren, es rathsam finden konnten, einen Hafen in Süd-Amerika aufzusuchen. Queer über das Atlantische Meer hin zu laufen, und, als einen Theil der Fahrt, die Küste zu berühren, deren Existenz den Ersten, welche diese Gewässer beschifften, nicht einmal bekannt war — dies heißt, wie es

scheint, einen sehr großen Umweg nehmen. Eine kurze Betrachtung wird diesen anscheinenden Zweifel auflösen. Die Windstillen, die es auf der Afrikanischen Seite so häufig giebt, sind schon an sich selbst ein hinlänglicher Grund für den Seefahrer, einen sehr westlichen Lauf zu halten; und selbst die Inseln, bei denen es anzulegen oft so bequem ist, nähern ihn bis auf wenige Grade der Küste von Süd-Amerika. Der Rückweg von Kapitain Cook's drei Reisen ging immer in einem sehr kleinen Theile von dem 45sten Grade Westlicher Länge; und also sogar noch zehn Grade Westlicher, als die äußerste Spitze vom Kap St. Roque: dieser Lauf scheint, aber freiwillig, ohne irgend eine ausserordentliche Veranlassung genommen worden zu seyn. In denen Breiten, wohin Gouverneur Phillip's Geschwader nun gekommen war, sind übrigens die alte und die neue Welt einander so nahe, daß, wenn man der einen ausweichen will, man nothwendig in einer nur mäßigen Entfernung von der andern seegeln muß. *)

*) Zu den hier bereits angeführten Gründen kommt noch folgender hinzu: die Sonne bleibt bis zum 21. Sept. in der Nördlichen Hälfte der Erdkugel. Die Winde sind unter der Sonnenbahn gemeiniglich östlich, weiter gegen Mittag von dem Orte aber mehr südöstlich. Da nun, so bald man die Küste von Guinea vorbeigefahren ist, die Fahrt südöstlich seyn müßte, wenn man sich der Küste von Afrika nähern wollte: so würde man alsdann genöthigt seyn, gerade dem Winde entgegen zu seegeln. Dies geht aber nicht an, und man muß vielmehr 67½ Grad von dem Winde ableiben; doch selbst in diesem Falle seegelt man schon etwas westlich und kommt der amerikanischen Küste nothwendig näher. Es ist also kein Wunder, daß viele Englische Ostindienfahrer auf ihrer Ausreise an der Küste von Brasilien irgendwo anlegen, um Erfrischungen einzunehmen. Da Kommodore Phillip die Absicht hatte, dies so oft als möglich zu thun, so war es desto eher zu glauben, daß er nach Brasilien fahren würde. F.

Auf der Fahrt von den Kapoverdischen Inseln litt die Flotte einige Zeit Unbequemlichkeit von großer Hitze, wobei es stark regnete. Doch stieg das Thermometer niemals über den schon oben angegebenen Grad *); und die Vorsichtsmittel, die man in allen Schiffen unausgesetzt anwandte, blieben glücklicher Weise wirksam, so daß jede heftige Krankheit verhütet ward. Auch hielt das drückend heiße Wetter nicht so lange an, als man es in diesen Breiten hätte erwarten sollen; denn noch ehe die Flotte den Aequator erreichte, war die Luft um vieles gemäßigter geworden.

Am 5 Jul. 1787 ging die Botany-Bay-Flotte, in 26 Gr. 10 Min. W. L. (nach dem Meridian von Greenwich) aus der Nördlichen Halbkugel in die Südliche. Ungefähr in drei Wochen mit günstigem und angenehmen Wetter kam sie nach Rio de Janeiro. Am 5 Aug. ankerte sie in dem dortigen Hafen, und den 6ten Abends waren die Schiffe auf ihren Stationen. Schon einige Tage vorher hatte man das Land von Kap Frio entdeckt; aber durch Mangel an Wind, war damals die Fahrt ein wenig verzögert worden.

Rio de Janeiro, oder der Januarius-Fluß, der diesen Namen deswegen führt, weil er von Dios de Solis am Feste des h. Januarius (d. 19 Septbr) 1525 entdeckt ward, ist nicht wirklich ein Fluß, obgleich sein Name zeigt, daß man ihn damals dafür hielt, sondern ein Seearm, in welchen sich eine beträchtliche Anzahl von kleinen Flüssen ergießt.

Die Stadt von Rio de Janeiro, die von einigen Schriftstellern, nach dem Schutzpatron derselben, St. Sebastian genannt wird, liegt an der Westlichen Seite dieser Bay, noch keinen vollen Grad von dem Wende-

*) Nehmlich 82° 51'. In England ist es nicht ungewöhnlich, daß das Thermometer im Sommer einen oder zwei Tage lang auf 81° steht. A. d. O.

eirkel des Steinbocks, und ungefähr in 43° Westl. L. von Greenwich. Sie ist gegenwärtig die Hauptstadt von ganz Brasilien und seit einiger Zeit die Residenz des Vicekönigs. Man gab ihr den Vorzug vor der ehemaligen Hauptstadt San Salvador, weil man im Jahre 1730 in ihrer Nachbarschaft Diamantgruben entdeckte. Der Ort nahm durch den Reichthum, den er auf diese Art erhielt, äußerst geschwind zu. Man befestigte ihn nun, und setzte im Jahre 1738 einen Gouverneur darüber. Der Hafen ist einer von den besten in der Welt; nehmlich bei dem Eingange sehr schmal und inwendig geräumig genug, um mehr Schiffe zu fassen, als jemals auf Einer Station beisammen sind. Das Wasser ist von zwanzig bis zu hundert und zwanzig Faden tief. Ein Hügel, in Gestalt eines Zuckerhutes, der an der Westseite liegt, bezeichnet die eigentliche Richtung zur Einfahrt in den Hafen; die Lage derselben wird in der Entfernung von drittehalb großen Seemeilen (*leagues*) völlig durch einige kleine Eilande bestimmt, von denen die eine, Namens *Rodonda*, sehr hoch und in der Gestalt einem Heuschober nicht unähnlich ist. Der Eingang des Hafens wird von Forts vertheidigt, besonders von zweien, welche Santa Cruz und Lozia heissen; und der gewöhnliche Ankerplatz darin liegt vor der Stadt, Nördlich von einer kleinen Insel, Namens *Dos Cobras*.

In diesem Hafen müssen alle Kauffartheischiffe, sowohl Portugiesische als fremde, einige Abgaben entrichten: bei der Einfahrt in die Bay 3 Pfd. 12 Schilling, bei der Ausfahrt eben so viel, und so lange ein Schiff vor Anker liegt, täglich 5 Shill. und 6 D. Man verlangte den Eingangszoll auch für die Transportschiffe bei der Flotte; aber, als Gouverneur Phillip erklärte, daß sie mit Königlichen Vorräthen beladen wären, ward nicht weiter auf die Entrichtung desselben gedrungen. Dessen ungeachtet war der Hafen-Kapitain so gefällig, mit der-

Mannschaft seines Bootes den Schiffen bei der Einfahrt zu helfen, da gerade nur eine leichte Luft wehete, die kaum hinreichte, sie in die Bay hineinzubringen.

In der Beschreibung von Kapitain Cook's Reise im Jahre 1768 findet man, daß sich bei seiner Ankunft an diesem Orte viel Argwohn von Seiten des Vicekönigs zeigte, daß alles Landen selbst denen Herren, die zu wissenschaftlichen Untersuchungen mitgingen, scharf verboten war, und noch andres strenges Verfahren beobachtet wurde. Die Aufnahme, die der gegenwärtige Vicekönig dem Gouverneur Phillip und seinen Officieren widerfahren ließ, unterschied sich von jener sehr: sie war artig und in hohem Grade schmeichelhaft, und verrieth nicht die mindeste Spur von eifersüchtiger Behutsamkeit.

Don Lewis de Barconcellos, der regierende Vice-König, gehört zu einer der edelsten Familien in Portugall, und ist ein Bruder des Marquis von Castello Methor und des Grafen von Pombeiro. Gouverneur Phillip, der einige Jahre als Kapitain in der Portugiesischen Flotte gedient hat und mit Recht von der Portugiesischen Nation sehr geehrt wird, war dem Vice-Könige persönlich bekannt, aber auf eine Art, die bei einem weniger edlen Manne vielleicht eine ganz andre Stimmung zur Folge gehabt haben möchte. Sie hatten nehmlich in diesem Hafen, als Gouverneur Phillip die Europa kommandirte, einen Zwist in öffentlichen Angelegenheiten mit einander gehabt, doch beide bloß für die Ehre ihrer Nationen gestritten. Der Vice-König war nun, mit der richtigen Denkungsart eines Mannes von Ehre, weit davon entfernt, Groll über ein dem seinigen nur zu ähnliches Betragen zu haben, und schien es sich zum Geschäft zu machen, jedes Andenken an Beleidigung ganz auszulöschen. So bald er völlig von dem Auftrage des Gouverneur Phillip's unterrichtet war, ließ er der Garnison befehlen, daß sie diesem Officiere

eben die Ehrenbezeigungen erweisen sollte, wie ihm selber. Der Gouverneur verbat sich mit Bescheidenheit diese Auszeichnung, aber ohne Erfolg. Seine Officiere wurden alle bei dem Vice-Könige vorgestellt, und so gut wie er selbst mit allen nur möglichen Merkmalen von Aufmerksamkeit gegen sie und von Achtung gegen ihr Land aufgenommen. Sie erhielten Erlaubniß, die ganze Stadt zu besehen, und selbst ohne alle Begleitung fünf Meilen weit in das Land hinein Spatzierreisen zu machen. Diese Vergünstigung gegen Fremde ist sehr ungewöhnlich, und um so ausserordentlicher, wenn man bedenkt, was uns von der Eifersucht der Portugiesischen Regierung in Ansehung ihrer Diamant-Gruben erzählt wird.

Die Provisionen waren hier so wohlfeil, daß der Mann, obgleich Gouverneur Phillip die Fleischportionen auf zwanzig Unzen täglich bestimmt hatte, doch für 3 Pence und 3 Farthings mit Lebensmitteln versehen wurde, Reiß, frische Vegetabilien und Feuerung mit eingeschlossen. Wein war um diese Jahreszeit nicht zu haben, ausgenommen von den Detail-Händlern; daher ward denn weniger gekauft, als man sonst vielleicht genommen hätte. Rum aber legte man ein. Auch verschaffte man sich alle die Sämereien und Pflanzen, von denen man glaubte, daß sie wahrscheinlich an der Küste von Neu-Süd-Wallis fortkommen würden, besonders Kaffee, Indigo, Baumwolle und die Coschenillen-Feige (Coctus Cochiliniser *Linn.*) Als ein Ersatz für das Brodt, wenn dies selten werden sollte, wurden hundert Säcke voll Kassada zu einem sehr vortheilhaften Preise gekauft.

Die Kassada, welche Tausenden innerhalb der Wendekreise zum Brodte dient, ist, wie sich wohl sagen liesse, eins von den Beispielen, daß der Verstand der Menschen über die Plane der Natur siegen könne, wenn es nicht

augenscheinlich die Absicht der Vorsehung wäre, daß wir, zu unsrer eignen Sicherheit und Ernährung, unsre Erfindungskraft und unsren Scharfsinn in allen Stücken auf das äusserste anstrengen sollen. Sie ist die Wurzel eines Strauches, welcher Cassada, oder Cassada Jatropha genannt wird, und in ihrem rohen Zustande höchst giftige Eigenschaften hat. Durch Waschen, Pressen und Ausdünsten wird diese Wurzel von allen ihren schädlichen Eigenschaften befreiet, und dient, wenn man sie in Kuchen formt, zu einem gesunden und nicht unschmackhaften Ersatze für das Brodt.

Durch Begünstigung des Vice-Königs ward der Mangel an Munition für die Soldaten, den man bei der Abreise der Transportschiffe von England bemerkt hatte, durch einen Vorrath ersetzt, den man aus dem Königlichen Arsenale kaufte. Auch ward gar keine Art von Beihülfe verweigert, die entweder der Ort selbst gab, oder die uns die Vorräthe der Regierung liefern konnten.

Das was einen Fremden, und besonders einen Protestanten, an diesem Orte am meisten in Erstaunen setzt, sind die vielen durch die ganze Stadt zerstreueten Bilder, und die Andacht, die man ihnen erweist. Sie stehen beinahe an jeder Straßenecke, und man geht niemals bei ihnen vorbei, ohne sie ehrfurchtsvoll zu grüßen. Bei Nacht aber sind sie unaufhörlich von ihren Verehrern umringt, die laut zu ihnen beten und in allen Vierteln die Luft von Lobgesängen wiederhallen lassen. Die Sitten der Einwohner sollen nicht so strenge seyn, als es sich bei dieser feurigen Andacht erwarten liesse. Aber in allen Ländern und Himmelsstrichen findet man es leichter, äußerliche Handlungen vermeinter Frömmigkeit zu begehen, als sich die um so viel wesentlicheren inneren Eigenschaften zu erwerben. Uebrigens müssen wir gestehen, daß unsre Leute das hiesige Frauenzimmer nicht so willfährig fanden, als einige Reisende es geschildert haben.

Es ging beinahe ein Monat hin, ehe Gouverneur Phillip die Schiffe mit Allem versehen konnte, was sie sich jetzt nothwendig verschaffen mußten. Endlich am 4 Sept. lichtete er die Anker. Als er bei dem Fort vorbeifuhr, bekam er von dem Vicekönige die letzte Ehre, welche dieser ihm erweisen konnte, und ward mit ein und zwanzig Kanonen begrüßt. Diese wurden mit einer gleichen Anzahl vom Sirius erwidert. Und so endigte sich ein Verkehr, das für beide Nationen ehrenvoll ist, besonders aber für die zwei vornehmsten Officiere in beider Diensten.

Aus einer Nachricht von Rio de Janeiro, die der Lieutenant Henry Lidgbird Ball dem Herausgeber mitgetheilt hat, wollen wir noch Folgendes anführen*). Rindvieh, Schaafe und Portugiesische Weine kann man hier im größten Ueberfluß haben. Auch giebt es hier täglich einen vortreflichen Markt von Federvieh und Vegetabilien. Kurz, jede Erfrischung, die einer Flotte nöthig ist, kann man sich hier in großer Menge und sehr wohlfeil verschaffen.

Der ganze Hafen sowohl, als die Stadt, wird durch eine Anzahl starker Befestigungswerke beschützt; und so weit Lieutenant Ball den erstern zu untersuchen Gelegenheit hatte, fand er die in dem Ostindischen Atlas bekannt gemachte Zeichnung davon sehr richtig, und die Sondirungen, so wie die Lage der Oerter gegeneinander, sehr genau angegeben.

Die Einwohner treiben hauptsächlich nach Portugall Handel, und er besteht in Gold- oder Silberbarren, Indigo, Zucker, Rum, Tabak, Brasilienholz, Wallfischthran, Fischbein, Wallrath, ꝛc. ꝛc. und seit neuern Zeiten in Diamanten und manchen andern Sachen von Werth.

*) Das nautische Detail ist, als für Deutschland unbrauchbar, in der Uebersetzung weggelassen.

Fünftes Kapitel.

Glückliche Fahrt von Rio nach dem Kap. Nachricht von dem dortigen Hafen. Das Vorgebirge der guten Hoffnung ist nicht die Südlichste Spitze von Afrika. Höhe des Tafel-Berges und andrer. Unachtsamkeit der Europäischen Nationen darin, daß sie die Besitznehmung des Kaps vernachlässigten. Es wird lebendiges Vieh an Bord genommen. Abreise. Trennung der Flotte. Die Supply kommt in Botany-Bay an.

Eine glückliche Fahrt zur See ist, so wie tiefer Friede und tiefe Ruhe in der bürgerlichen Gesellschaft, zwar sehr vortheilhaft; aber sehr übel zu erzählen. Die auffallenden Begebenheiten, die der Schriftsteller selbst gern niederschreibt und nach denen der Leser begierig ist, entstehen bloß aus schwierigen Lagen; denn gleichförmiges Glück wird in wenigen Worten beschrieben. Von dieser wünschenswerthen, aber trocknen Art war auch die Reise, welche die Botany-Bay-Flotte von Rio de Janeiro bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung machte: nehmlich ununterbrochen günstig, und mit gar keinen außerordentlichen Vorfällen bezeichnet. Dieser Weg, ungefähr von 22 Gr. S. B. und von 43 Gr. W. L. von London, bis zum 34 Gr. S. Br. und zum 18 Oestl. Länge, der etwa 4,000 Engl. Seemeilen ausmacht, ward in neun und dreißig Tagen zurückgelegt. Denn am 4 September verliessen die Schiffe Rio de Janeiro, und am 13 Oktober kamen sie in der Tafelbay vor Anker. Hier sollten sie sich nehmlich zum letztenmal Erfrischungen verschaffen und alle Arten von Vieh, mit denen sie noch nicht versehen wären, an Bord nehmen. Während dieser Zeit war niemand weiter gestorben, ausgenom-

genommen ein einziger Verurtheilter auf der Charlotte, der von ungefähr in die See fiel und durch keine Bemühungen gerettet werden konnte.

Die Tafel-Bay, an der Nordwest-Seite des Kaps, hat ihren Nahmen von dem Tafelberge, einem Vorgebirge von beträchtlicher Höhe, an dessen Fuße, beinahe im Mittelpunkte der Bay, die Kapstadt, die wichtigste unter den Holländischen Anlagen in jenem Lande, liegt. Diese Bay kann nicht eigentlich ein Hafen genannt werden, da sie keinesweges eine sichere Station ist. Sie steht nehmlich dem ganzen Ungestüm der Winde offen, welche von der See her in sie hinein wehen, und ist auch gegen die, welche vom Lande her kommen, bei weitem nicht hinlänglich gesichert. Die Windstöße von dem Gipfel des Tafelberges herunter sind stark genug, Schiffe von ihren Ankern zu reißen, ja so heftig, daß sie selbst den Leuten am Lande Schaden zufügen, sowohl dadurch, daß sie Zelte und andere nur für einige Zeit aufgeführte Behausungen niederreißen, als, daß sie Wolken von feinem Staube erregen, welche sehr üble Folgen haben. Ein Sturm dieser Art hielt, als Kapitain Cook auf seiner ersten Reise hier lag, drei Tage hinter einander an; und, wie uns dieser Seefahrer erzählt, war die Resolution damals das einzige Schiff auf der Rhede, das seine Anker nicht schleppte. Die Stürme von der See her sind noch furchtbarer, und schon oft haben sie Schiffe vom Anker getrieben, daß diese an der Spitze der Bay gescheitert sind. Doch dergleichen Vorfälle ereignen sich hauptsächlich nur in der *quaade monsoen*, oder in den Sommermonaten vom 14 Mai bis zum 14 August; und während der Zeit kommen hier nur wenige Schiffe vor Anker. Unsre Flotte, die später ankam, lag, so lange sie auf dieser Station zu bleiben nöthig hatte, vollkommen ruhig.

Die Falsche Bay an der Südöstlichen Seite des Kaps, ist sicherer, als die Tafel-Bay, so lange Nordwestwinde herrschen, obgleich nicht dann, wenn starke Windstöße von Südosten kommen. Sie wird übrigens weniger besucht, da sie vier und zwanzig (Englische) Meilen von der Kapstadt, in der man sich alle Nothwendigkeiten verschaffen muß, entfernt liegt, und da der Weg zwischen beiden sehr beschwerlich ist. Der gesichertste Theil der Falschen Bay ist eine Bucht an der Westseite, welche die Simon's Bay genannt wird.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung ist in der That nicht die Südlichste Spitze von Afrika, ob man es gleich gewöhnlich so nennt, und es vielleicht fast allgemein dafür hält. Das Land, welches sich am weitsten nach Süden erstreckt, ist eine östlich von dem Kap gelegene Spitze, die von den Engländern Kap Lagullus genannt wird. Dieser aus dem Portugiesischen *das Agulhas* korrumpirte Name zeigt, so wie die Französische Benennung *des Aiguilles*, die Form derselben an, und könnte wörtlich: Nadelkap übersetzt werden. An der Spitze der Tafelbay stehen drei, nur durch schmale Schluften getrennte Anhöhen, die in der Entfernung wie drei Spitzen von Einem Berge aussehen. Sie sind übrigens nicht gleich hoch, und können sowohl hieran, als an ihrer Figur, von einander unterschieden werden. Der Tafelberg hat seinen Namen von seiner Figur; er endigt sich nehmlich in eine platte horizontale Fläche, von wo die Face des Felsen beinahe senkrecht herunter geht. Dieser Berg erhebt sich ungefähr 3,567 Fuß hoch über die Meeresfläche. Der Teufelskopf, der auch Karl's-Berg genannt wird, östlich von dem ersteren, ist nicht über 3368 Fuß; und der Löwenkopf, dessen Name ebenfalls seine Figur andeuten soll, und der westlich von dem Tafelberge liegt, nicht über 2764 Fuß hoch. In der Nachbarschaft des letzte-

ten*) liegt Konstantia, ein Distrikt von zwei Höfen, worin die berühmten Weine dieses Namens wachsen.

Unsre Reisende fanden in der Kapstadt die Provisionen weniger reichlich und weniger billig im Preise, als man es sie hatte erwarten lassen. Für Kost und Wohnung, die man bloß in Privathäusern haben kann, mußten die Officiere täglich zwei Reichsthaler, (beinahe 9 Shilling Englischen Geldes) bezahlen. Diese Stadt, der einzige Ort in der ganzen Kolonie, dem man diesen Namen eigentlich geben kann, ist nicht von großem Umfange, und in keiner Richtung über zwei (Englische) Meilen lang. Das Land, das die Holländer hier kultiviren, begünstigt im Ganzen den Anbau sehr wenig; und man muß in der That einigermaßen darüber erstaunen, daß sie im Stande sind, sich selbst, und auch den Schiffen von so manchen Nationen, die sich ohne Unterlaß am Kap einfinden, in hinreichender Menge Provisionen zu verschaffen.

Wenn wir bedenken, welche ungeheure Vortheile die Holländischen Kolonisten von diesem Verkehr haben und daß es für die Seefahrer von allen Nationen fast unumgänglich nöthig ist, hier Erfrischungen zu suchen: so kann man es nicht anders als höchst ausserordentlich finden, daß ein, dem Handel und der Schiffahrt so günstiger Platz so lange Zeit (nehmlich von 1493, wo Bartholomäus Diaz das Kap entdeckte, bis zum Jahre 1650, wo auf Anregung Johann's van Riebeck die erste Holländische Kolonie dahin geschickt ward) von den Europäern unbesetzt geblieben ist. Vielleicht war alle Beharrlichkeit des Holländischen Charakters nöthig, um nur den Gedanken zu erregen, in einem Boden, der so von

*) Dem Tafelberge näher, und Südlich von demselben, liegt Konstantia ganz von dem Gebirge und der Bergkette, welche vom Tafelberge nach dem Vorgebirge der guten Hofnung hinläuft, gegen Norden, Westen und Südwesten geschützt.

der Sonne verbrannt wird und der so wenig Lohn für die saure Arbeit des Anbauers verspricht, eine Kolonie zu gründen. Das Beispiel und der glückliche Erfolg der Holländer mögen übrigens zu einer nützlichen Belehrung für Alle dienen, die sich bei großen Unternehmungen durch geringfügige Hindernisse abschrecken lassen, und die, anstatt Schwierigkeiten zu bekämpfen, vielmehr geneigt sind, auch die augenscheinlichsten Vortheile aufzugeben.

Die Gegend am Kap ist also nicht so reizend und angenehm, wie die um Rio de Janeiro; aber der Gouverneur, Mynheer van Graafe, blieb in der Aufmerksamkeit gegen die Englischen Officiere nicht weit hinter dem Vice-Könige von Brasilien zurück. Sie wurden von ihm zu Tische eingeladen, erhielten eine geschmackvolle Bewirthung, und hatten Ursache, in jeder Rücksicht mit seinem Betragen und seinen Einrichtungen zufrieden zu seyn. Uebrigens war man um diese Zeit auf dem Kap nicht ohne Unruhe; die Nachrichten aus Holland erregten nehmlich viele Besorgnisse, und man setzte das Fort aufs beste in Vertheidigungsstand, weil man einen Bruch mit einer andren Macht befürchtete.

Im Verlauf eines Monats wurden lebendiges Vieh und andere Bedürfnisse angeschafft; und die Schiffe, die nicht weniger als fünfhundert Thiere von verschiedener Art, hauptsächlich aber Federvieh, an Bord hatten, bekamen ein Ansehen, das natürlich genug an Noah's Arche erinnerte. Was sie erhielten war sehr beträchtlich, wenn man bedenkt, daß die Gegend kurz vorher Mißwachs gehabt hatte; aber man mußte es viel theurer kaufen, als es zu besseren Zeiten geschehen seyn würde.

Am 12 November ging die Flotte unter Seegel, und ward einige Tage sehr von starken Winden aus Südosten aufgehalten. Am 25sten, als sie erst 80 große

Seemeilen östlich vom Kap war, verließ Gouverneur Phillip den Sirius, und ging an Bord des Tender Supply. Er hoffte nehmlich, wenn er sich von der Flotte trennte, so würde er hinlängliche Zeit gewinnen, noch ehe die Transportschiffe ankämen, die Gegend rings um Botany-Bay zu untersuchen und die Stelle zu bestimmen, die für die Kolonie am besten zu wählen wäre. Zu gleicher Zeit befahl er den Agenten der Transportschiffe, die sich im Alexander befanden, sich mit diesem Schiff, ferner mit dem Scarborough und der Friendship von dem Geschwader zu trennen, da diese, weil sie beßre Seegler waren als die übrigen, mit Grunde früher anzulangen hoffen durften. Und in diesem Falle konnte durch die Verurtheilten, welche sie an Bord hatten, viel gethan und die nöthigen Anstalten zum Landen der Provisionen und der andren Vorräthe getroffen werden.

Major Roß, der Kommandeur der Seesoldaten, verließ nun den Sirius, und ging an Bord des Scarborough, um den Theil des Detaschements zu begleiten, der wahrscheinlich zuerst landen mußte. Kapitain Hunter in dem Sirius sollte mit den Magazin- und den zurückbleibenden Transportschiffen folgen; und er bekam die nöthige Instruktion zu seinem künftigen Verfahren, falls etwa der Supply irgend ein Unglück zustieße. Lieutenant Gidley King, der seitdem zum Kommandanten von Norfolk-Eiland bestellt worden ist, begleitete den Gouverneur Phillip auf der Supply.

Von dieser Zeit an bis zum 3 Januar 1788 war der Wind so günstig, als man ihn nur wünschen konnte, und wehete gemeiniglich in sehr starken Stößen von Nordwest, West und Südwest. Nur ein einzigesmal setzte er sich nach Osten um, blieb aber in dieser Richtung nicht länger, als einige Stunden. Die Supply, die nur sehr mittelmäßig seegelte, auf der Reise sehr gelit-

ten hatte und kaum zu einer sichern Fahrt tauglich war, vollendete bei solchem günstigen Winde eine Fahrt von mehr als siebentausend (Englischen) Meilen in ein und funfzig Tagen. An dem oben angegebnen Tage hatte sie schon die Küste von Neu-Süd-Wallis im Gesicht. Aber da der Wind nun veränderlich ward, und da eine Strömung sehr stark nach Süden hin lief, so ward ihr Lauf so sehr verhindert, daß sie nicht eher als den 18 in Botany-Bay ankam.

Sechstes Kapitel.

Erstes Zusammentreffen mit den Eingebornen. Die Bay wird untersucht. Ankunft der ganzen Flotte. Port Jackson wird untersucht. Zweite und dritte Zusammenkunft mit den Eingebornen. Gouverneur Phillip kehrt nach Botany-Bay zurück, und giebt Befehl, sie zu räumen.

Gleich bei dem ersten Landen an der Küste der Botany-Bay hatte Gouverneur Phillip eine Zusammenkunft mit den Eingebornen. Sie waren alle bewaffnet; da sie aber den Gouverneur ganz allein, ohne Gewehr und mit Zeichen der Freundschaft auf sich zukommen sahen, so erwiderten sie sein Zutrauen bald, und legten ebenfalls die Waffen nieder. Sie trügen nicht die mindeste Kleidung, schienen aber sehr in Putz verliebt; denn sie hingen die Glaskorallen und den rothen Boy, den man ihnen gab, an den Kopf oder an den Nacken, und fanden, dem Anschein nach, Vergnügen daran. Alle Geschenke, die ihre neuen Gäste ihnen darboten, wurden sogleich angenommen; auch entstand keine Mißhelligkeit mit ihnen, so lange die Schiffe in Botany-Bay blieben. Dieser sehr angenehme Erfolg ward größtentheils sowohl durch die

versönliche Geschicklichkeit, als durch die große Sorgfalt und Aufmerksamkeit des Gouverneurs bewirkt. Die Befehle, welche ein so menschliches Betragen verlangten, waren eben so ehrenvoll für die Personen, von denen sie kamen, als die pünktliche Befolgung derselben für die ausgeschickten Officiere. Augenscheinlich stimmten ihre Wünsche mit ihrer Pflicht überein; und so sollte denn an heftiges Temperament die Europäischen Kolonisten in neuentdeckten Ländern nicht länger entehren.

Nach dem Landen war es die erste Sorge, die Bay selbst zu untersuchen; denn es zeigte sich, daß sie zwar geräumig genug, aber nicht vor den Ostwinden gesichert wäre, und daß bei ihrer Seichtigkeit sogar Schiffe von mäßiger Größe immer genöthigt seyn würden, in einer von dem Eingange der Bay offenen Lage zu ankern, wo sie den heftigen Wogen ausgesetzt seyn mußten, die sich hinein wälzen, sobald ein starker Wind von Osten her wehet.

Man fand in der Bay an verschiedenen Stellen Bäche von frischem Wasser; aber nirgends zeigte sich ein Platz, gegen den man nicht irgend eine starke Einwendung hätte machen können. An der nördlichen Seite befindet sich ein kleiner Meerbusen, der sich ein beträchtliches Stück in das Land hinein erstreckt; aber das Wasser hat nur für ein Boot Tiefe genug: überdies werden die Ufer oft überschwemmt, und das niedrige Land in der Nähe ist ein völliger Sumpf. Der westliche Arm der Bay erstreckt sich sehr weit; aber die Officiere, die zur Untersuchung desselben ausgeschickt wurden, konnten daselbst kein frisches Wasser finden, ausgenommen in sehr kleinen Strömchen.

Die südliche Spitze bot noch die beste Stelle dar, da sie einen Bach von Wasser hat, das gut, obgleich nicht in großem Ueberflusse ist. Aber zu diesem Theile der Rhede konnten die Schiffe nicht hin kommen, und

der Boden in der Nähe desselben war, selbst die höheren Theile nicht ausgenommen, im Ganzen feucht und locker. Eine geringere Anzahl von Menschen könnte in der That wohl an verschiedenen Stellen einen guten Wohnplatz gefunden haben; aber in dem ganzen Umfange der Botany-Bay fand man keinen, der ganz für die Aufnahme einer so großen Kolonie gepaßt hätte.

Indeß man diese Untersuchungen anstellte, kam schon die ganze Flotte an. Die Supply war den andern Schiffen nicht so weit zuvor gesegelt, daß Gouverneur Phillip so viele Zeit, als er erwartete, hätte gewinnen können. Schon am 19 Januar warfen der Alexander, der Scarborough und die Friendship in der Botany-Bay die Anker; und am 20sten auch der Sirius mit dem Reste der Flotte. Diese Schiffe waren alle von Krankheiten frei geblieben; übrigens aber hatten sie ihren letzten Bestimmungsort noch nicht erreicht.

Da die Bay so offen, und der Boden so feucht ist, daß die Leute wahrscheinlich dadurch ungesund geworden wären, so hatte der Gouverneur sich schon dafür bestimmt, einen andern Ort für die Kolonie ausfindig zu machen. Er beschloß daher, Port Jackson zu untersuchen, eine Bay, deren Kapitain Cook erwähnt, und die nordwärts nahe bei der erstern liegt. Dort hoffte er nehmlich nicht nur eine beßere Rhede, sondern auch einen angemessenern Platz für die Anlage seiner neuen Kolonie zu finden. Damit aber, falls er sich hierin geirrt hätte, keine Zeit verloren ginge, so gab er Befehl, daß man sogleich den Boden an der Südspitze reinigen, und, unter Direktion des Vice-Gouverneurs, Anstalten zum Landen machen sollte.

Als diese Einrichtungen getroffen waren, ging Gouverneur Phillip sogleich daran, Port Jackson zu untersuchen. Da, wenn er die Fahrt in der Supply gemacht hätte, die Zeit seiner Abwesenheit sehr ungewiß

gewesen seyn würde; so brauchte er drei Boote dazu, und nahm den Kapitain Hunter, nebst noch einigen andern Officieren mit, so daß verschiedene Theile des Hafens zu gleicher Zeit untersucht werden, und es folglich desto geschwinder gehen konnte. Sie fuhren am 22 Januar zu diesem Unternehmen aus, und erreichten Nachmittags bei guter Zeit Port Jackson, der ungefähr drei große Seemeilen von der Botany-Bay entfernt liegt. Hier verschwand aller Mißmuth über die ersteren Unbequemlichkeiten auf einmal gänzlich, und Gouverneur Phillip hatte das Vergnügen, einen der schönsten Hafen in der Welt zu finden, in welchem tausend Linienschiffe in vollkommener Sicherheit vor Anker liegen können.

Die verschiedenen Buchten dieses Hafens wurden mit aller möglichen Geschwindigkeit untersucht, und man wählte eine, welche die beste Wasserquelle hat, und worin Schiffe dicht am Ufer ankern können, so daß mit sehr geringen Unkosten sich Kaie anlegen lassen, an denen man die größten Schiffe ausladen kann. Diese Bucht ist ungefähr eine halbe Meile lang, und bei dem Eingange eine Viertelmeile breit. Zu Ehren des Lord Sydney's gab der Gouverneur ihr den Nahmen Sydney-Bucht.

Als die Boote in Port Jackson ankamen, zeigte sich ein zweiter Haufe von Eingebornen nahe bei dem Landungsplatze. Auch diese waren mit Lanzen bewaffnet, und schrieen Anfangs sehr laut; aber eben die sanften Mittel, deren man sich bei den andern bedient hatte, brachten diese ebenfalls bald dahin, daß sie ihren Argwohn fahren ließen und Alles annahmen, was man ihnen nur anbot. Ein Mann, welcher das Oberhaupt dieses Stammes zu seyn schien, gab besonders vorzügliche Beweise von Vertrauen zu seinen neuen Freunden, und von bestimmter Entschlossenheit. Unter Führung des Gouverneur Phillip's, dem er sich selbst freiwillig anvertrauete, ging er nach einer Stelle am Ufer hin, wo die

Mannschaft der Boote gerade ihr Essen kochte. Als er den Seesoldaten, die nicht weit von dieser Stelle aufgezogen waren, näher kam, und die Bemerkung machte, daß er durch weiteres Fortgehen von seinen Gefährten abgeschnitten werden würde, da diese mit einigen Officieren in einer gewissen Entfernung blieben: so stand er still, und schien mit großer Entschlossenheit durch Worte und Geberden Rache zu drohen, falls man etwa aus seiner Lage Vortheil ziehen wollte. Dann ging er mit völliger Ruhe weiter, um zu untersuchen, was in dem Topfe gekocht würde; und an der Art, wie er seine Bewunderung ausdrückte, konnte man deutlich wahrnehmen, daß er das, was er sehe, auch nutzen wolle. Gouverneur Phillip fand Mittel, ihm zu verstehen zu geben, daß man große Muscheln bequem zu eben dem Endzwecke brauchen könne; und wahrscheinlich werden diese Winke, seine eigne Beobachtung dazu gerechnet, ihn in den Stand setzen, die Kunst zu kochen bei seinen Landsleuten einzuführen. Bisher scheinen diese keine andre Art Speise zu bereiten gekannt zu haben, als das Rösten. Ihre Methode, Feuer anzuzünden, ist wahrscheinlich sehr unvollkommen und mühsam; denn man hat bemerkt, daß sie es gewöhnlich brennend erhalten, und sich selten entweder ohne wirklich angezündetes Feuer, oder ohne ein Stück brennendes Holz sehen lassen, das sie von Ort zu Ort, und sogar in ihren Kanots mit sich nehmen*). Das ewige

*) In Hawkesworth's Reisen ꝛc, (B. IV, S. 363 der Deutsch. Uebersetzung Oktavausg.) wird gesagt: sie zündeten mit großer Leichtigkeit Feuer an. Welche Nachricht gegründeter sey, wird wahrscheinlich die Zeit lehren. A. d. O.

Es ist aus andren Nachrichten schon bekannt, daß die Eingebornen auf Neuholland durch Reiben Feuer anzünden können. Vielleicht machen Trägheit, oder Mangel an trocknem dazu schicklichem Holze, daß sie die angezündeten Feuerbrände mitnehmen. Im Boote brauchen sie dieselben, um sogleich Fische zu rösten. F.

Feuer, das in einigen Ländern einen Theil der National-Religion ausmachte, hat vielleicht keinen andern Ursprung, als daß man auf ähnliche Weise nicht im Stande war, nach Belieben Feuer hervorzubringen. Und wenn wir annehmen, das erste sey durch einen Blitz angezündet worden, so möchte die Fiktion, daß es vom Himmel gekommen sey, wohl nur sehr wenig von der Wahrheit abweichen.

Als die Boote nahe bei einer Landspitze in diesem Hafen vorbeifuhren, wurden sie von einer Anzahl Eingeborner bemerkt. Zwanzig von diesen wateten unbewaffnet in das Wasser, nahmen das an, was man ihnen gab, und untersuchten die Boote mit so vieler Neugierde, daß man einen größern Begriff von ihnen bekam, als man nach den frühern Nachrichten hatte. Ihr Zutrauen und ihr männliches Betragen machten dem Gouverneur Phillip das größte Vergnügen, und bewogen ihn, dem Platze den Namen *Manly Cove* (Mannhafte Bucht) beizulegen. Eben diese Leute fanden sich nachher da ein, wo unsre Mannschaft zum Mittagsessen gelandet hatte. Sie waren nun bewaffnet: zweie von ihnen mit Schilden und Schwertern, die übrigen aber bloß mit Lanzen. Die Schwerter waren von Holz, im Griffe schmal, und augenscheinlich weniger furchtbar, als ein guter Stock. Einer von diesen Leuten hatte eine Art von weißem Thon in den obern Theil seines Gesichtes gerieben, so daß dieser das Ansehen einer Maske hatte. Dieser Schmuck, wenn man ihn anders so nennen kann, ist bei ihnen nicht gewöhnlich, und wird wahrscheinlich nur bei besondren Gelegenheiten, oder als ein Unterscheidungszeichen für einige wenige Personen gebraucht. Als die Boote bei dem Felsen vorbeifuhren, bemerkten unsre Leute an demselben eine Frau, welche Gesicht, Hals und Busen so bemalt hatte, und ihnen als die widrigste Figur, die sich nur erdenken läßt, vorkam, obgleich ihre Landsleute

vielleicht an der Schönheit dieses Anblicks Vergnügen finden*).

Während der Anstalten zum Mittagsessen, wurden die anwesenden Eingebornen aus Neugierde sehr unruhig; aber ein unschuldiges Mittel vertrieb alle Unbequemlichkeit gänzlich. Gouverneur Phillip zog einen Kreis rings um den Platz, wo die Engländer sich befanden, und machte jenen ohne große Schwierigkeit verständlich, daß sie nicht über diese Linie weggehen sollten. Nun setzten sie sich in völliger Ruhe nieder. Dies ist ein neuer Beweis, wie lenksam diese Leute sind, wenn man sie nicht beleidigt, oder wenn die rechten Mittel angewandt werden, sich Einfluß auf ihren ungekünstelten Geist zu verschaffen.

Als Gouverneur Phillip Port-Jackson hinlänglich untersucht und ihn in jeder Rücksicht ganz zu einer solchen Kolonie, wie er anlegen sollte, passend gefunden hatte, kehrte er nach Botany-Bay zurück. Bei seiner Ankunft daselbst fand er die Berichte höchst ungünstig, welche man ihm theils von dem Boden, an dessen Reinigung die Leute arbeiteten, theils von den obern Theilen der Bay gab, die man während seiner Abwesenheit genauer untersucht hatte. Nun konnte er unmöglich noch länger in der Wahl eines Platzes schwanken, und er gab sogleich Befehl, daß die ganze Flotte sich nach Port Jackson begeben sollte.

Daß Kapitain Cook die Botany-Bay in einem vortheilhaftern Lichte gesehen hat, als Gouverneur Phil-

*) Auch auf andren Inseln des Südmeeres bemahlen sich manche Eingeborne so mit weißer Erde, theils um sich zum Kriege oder Streite zu schmücken, theils auch um sich reizend zu machen. Wir beurtheilen den Geschmack bei andren Völkern zu strenge. Die erhorgten und weit schädlicheren Lilien und Rosen unserer Frauenzimmer nach dem höchsten Modentone, sollten uns zu gelinderen Urtheilen bewegen. F.

lip, darf ganz und gar nicht befremden. Sie hatten Beide sehr verschiedene Endzwecke: der eine suchte bloß Schutz und Erfrischung für ein kleines Schiff, und noch dazu nur auf kurze Zeit; der Andre aber hatte für mehrere zu sorgen, und mußte nothwendig einen Ort ausfindig machen, wo auch Schiffe von sehr beträchtlicher Größe sich leicht dem Ufer nähern und zu allen Zeiten vollkommen sicher liegen könnten. Die Bay hat ein malerisches und angenehmes Ansehen, und ward durch die reiche botanische Erndte, welche sie gab, für die gelehrten Herren interessant, die Cook's erste Reise mitmachten. Aber an einem Orte, der zum bleibenden Aufenthalte für eine Menge Menschen dienen soll, muß man auf etwas Wesentlicheres sehen, als auf eine schöne Aussicht, und auf etwas Nöthigeres, als auf Bereicherung der Naturgeschichte.

Siebentes Kapitel.

Räumung der Botany-Bay. Ankunft zweier Französischen Schiffe. Nachricht von denselben. Zubereitungen zu einem Lager. Schwierigkeiten. Der Schaarbock bricht aus. Nachricht von dem rothen und dem gelben Gummi-Baume.

Man traf nun mit aller gehörigen Geschwindigkeit Anstalten zu einer gänlichen Räumung der Botany-Bay. Am 24sten Januar, Morgens, gerieth die ganze Flotte in das größte Erstaunen, als sich auf einmal zwei Schiffe unter Französischer Flagge zeigten. In einer so entfernten Gegend war Besuch aus Europa sehr unerwartet, und er erregte, weil die Ursache davon unbekannt war, bei Manchen auf einige Zeit Besorgniß, wobei es

denn auch eine Menge zum Theil sehr lächerlicher Vermuthungen gab. Gouverneur Phillip war der erste, der sich darin erinnerte, daß einige Zeit vorher zwei Schiffe aus Frankreich auf Entdeckungen ausgelaufen wären, und er vermuthete daher sehr richtig, daß es eben dieselben seyn möchten. Doch da für jetzt widriger Wind und eine starke Strömung sie abhielt, sich in den Hafen hineinzuarbeiten, ja, da sie sogar wieder Südwärts aus dem Gesichte verschwanden, so hielt er es nicht für rathsam, seine Abfahrt noch länger zu verzögern, um erst weitere Erkundigungen einzuziehen.

Dem zufolge verließ Gouverneur Phillip am 25 Januar, sieben Tage nach der Ankunft der Supply, auf eben diesem Schiffe die Botany-Bay, und seegelte nach Port-Jackson. Der Ueberrest der Flotte, unter Bedeckung des Sirius, bekam Befehl, ihm zu folgen, sobald der Wind, der damals in starken Stößen wehete, sich legen und dadurch das Auslaufen aus der Bay erleichtern würde. Kaum war die Supply der Flotte aus dem Gesichte, so zeigten die Französischen Schiffe sich wieder an dem Eingange der Bay. Man schickte nun sogleich ein Boot an sie ab, und ließ ihnen allen Beistand und alle Nachrichten anbieten, die ihre Lage etwa erfordern könnte. Jetzt erfuhr man, daß die Schiffe, wie der Gouverneur vermuthet hatte, die Bussole und das Astrolab wären und unter dem Herrn de la Peyrouse eine Entdeckungsreise machten.

Am 26 verliessen die Transport- und Magazin-Schiffe, in Begleitung des Sirius, die Botany-Bay; und in sehr kurzer Zeit waren sie alle in Sydney-Bucht, oder an dem Platze versammelt, den man nun zu ihrem Hafen und zur Aufnahme der neuen Kolonie bestimmt hatte. Die Französischen Schiffe waren gerade vor der Abfahrt des Sirius in der Botany-Bay vor Anker gekommmen. Bei dem Verkehr, das hierdurch

veranlaßt ward, hatte Herr de la Peyrouse ſtarkes Verlangen geäußert, einige Briefe nach Europa ſchicken zu können. Gouverneur Phillip erfuhr dies kaum, ſo ſchickte er einen Officier an ihn ab, der ihm ſagen ſollte, zu welcher Zeit unſre Schiffe wahrſcheinlich abſeegeln würden, und der ihn zugleich verſichern mußte, daß er auf pünktliche Beſtellung ſeiner Briefe rechnen könne. Der Officier brachte folgende Nachricht von der Reiſe der beiden Franzöſiſchen Schiffe mit zurück.

Sie waren im Junius 1785 von Frankreich abgeſeegelt, hatten die Inſel St. Katharina an der Küſte von Braſilien berührt, waren von da um die Spitze von Süd-Amerika herum in das ſtille Meer, und dann längs den Küſten von Chili und Kalifornien hin gelaufen, und nachher an der Oſter-Inſel, in Nutka-Sund, in dem Cook's-Fluß, auf Kamtſchatka, Manilla, den Navigators-, desgleichen den Sandwich- und den freundſchaftlichen Inſeln geweſen. Herr de la Peyrouſe hatte auch bei Norfolk-Eiland geankert, aber wegen der Brandung nicht landen können. Auf dieſer langen Reiſe war ihm nicht ein einziger von ſeinen Leuten durch Krankheit geſtorben, aber die Mannſchaft zweier Boote unglücklicher Weiſe in einer Brandung an der Nord-Weſt-Küſte von Amerika umgekommen; und zu Maſuna, einer von den Navigators-Inſeln, hatte Herr Langle, Kapitain des Aſtrolabs, noch ein unglücklicheres Schickſal gehabt. Dieſer Officier war mit zwei langen Booten ans Land gegangen, um einige Waſſerfäſſer zu füllen. Die Parthei war vierzig Mann ſtark; und die Eingebornen, von denen die Franzoſen eine Menge Erfriſchungen erhalten und mit denen ſie ununterbrochen in dem beſten Vernehmen geſtanden hatten, verriethen bei dem Landen derſelben nicht die geringſte Veränderung in ihren Geſinnungen. Bosheit ohne Veranlaſſung und Verrätherei ohne einen Bewegungsgrund ſcheinen ſich

selbst mit den Sitten der Wilden nicht zu vertragen; die Französischen Officiere hatten daher, im Vertrauen auf das bisherige ununterbrochene gute Vernehmen, ihre Boote an dem flachen Ufer auf den Grund gerathen lassen. Aber mögen nun die Eingebornen bloß aus Furcht ein freundschaftliches Betragen beobachtet, oder mag man sie unwissend auf irgend eine Art beleidigt haben; genug, sie nutzten den Augenblick, als die Leute damit beschäftigt waren, die Boote wieder in See zu bringen, und thaten einen wüthenden, ganz unerwarteten Angriff auf sie. Sie warfen nehmlich eine ungeheure Menge Steine, und zwar mit ausserordentlicher Stärke und Genauigkeit. Herr Langle und zwölf von seinen Leuten, Officiere und Gemeine, fielen als ein Opfer dieser Verrätherei; die langen Boote wurden zerschlagen, und der Ueberrest von denen, die ans Land gegangen waren, konnte nur mit Mühe in den kleinen Booten entrinnen. Die Schiffe waren während der Zeit unter Seegel, und wußten, da ihnen eine Landspitze die Aussicht entzog, nichts von diesem traurigen und ganz unerwarteten Streite, bis die Boote zurückkamen. Diese unglückliche Folge von zu unbegränztem Vertrauen, kann vielleicht mit vielem Rechte die Europäer noch behutsamer in ihrem Verkehr mit den Wilden machen, muß aber keinen Argwohn bei ihnen erregen. Der Zorn solcher Nationen ist plötzlich und heftig; auch kann er, da man ihre Sprache nicht versteht, leicht durch Mißverständnisse gereizt werden: aber doch scheint es möglich, sie mit hinlänglichen Zeichen von Vertrauen zu behandeln, ohne deshalb Behutsamkeit und Vorsicht aus der Acht zu lassen. Oft begehen die Leute eine Beleidigung, indeß die Officiere sich auf das sorgfältigste bemühen, ein gutes Vernehmen zu erhalten; und gegen die Ausbrüche der Wuth, welche bei solchen Gelegenheiten entsteht, muß man nothwendig immer in Bereitschaft seyn. Vielleicht sollte

man

man auch, selbst um ihre Freundschaft nicht zu verlieren, beständig einen gewissen Grad von Furcht bei ihnen erhalten. Unsre Leute haben durchgängig die Bemerkung gemacht, daß die Eingebornen auf Neu-Süd-Wallis wehrlos herumstreifende Personen gemeiniglich übel behandeln, da sie sich doch gegen bewaffnete und auf ihrer Hut stehende Partheien sehr freundschaftlich betragen.

Die Ausschiffung in Sydney-Bucht ging nun vor sich, und man machte ohne Zeitverlust den Anfang, den Boden zum Lager, desgleichen zu den Vorrathshäusern und zu andren Gebäuden, zu reinigen. Doch die Arbeit bei diesem nothwendigen Geschäfte war größer, als jemand, der sie nicht gesehen hat, es sich denken wird. Sowohl die Küste, als die ganze benachbarte Gegend, ist mit Holz bedeckt; und obgleich die Bäume auf diesem Platze mehr einzeln standen, und weniger von Gesträuch durchwachsen waren, als auf manchem andern: so waren sie doch so groß, daß es nicht geringe Schwierigkeit machte, sie zu fällen und nachher tiefer in das Land hinein zu schaffen. Bei der gewohnten Trägheit der Verurtheilten, und bei Mangel an gehörigen Aufsehern, von denen sie hätten können zu ihrer Schuldigkeit angehalten werden, ging überdies ihre Arbeit nicht so von Statten, wie es wohl möglich gewesen wäre.

Am 26, Abends, ward die Flagge am Ufer aufgesteckt. Der Gouverneur, verschiedne von seinen vornehmsten Officieren, und andre Personen versammelten sich umher, und tranken auf des Königs Gesundheit und den guten Fortgang der Kolonie mit aller der Formalität, welche man bei solchen Gelegenheiten für nützlich hält, weil sie den Geist belebt und mit angenehmen Aussichten erfüllt. Von dieser Zeit an, bis zu Ende der ersten Woche im Februar sah man Alles in Arbeit und Thätigkeit. Die Befehlenden waren eben so beschäftigt, wie die Gehorchenden; und man kann sich wohl nicht

leicht eine lebhaftere Scene denken, als dieser Theil der Küste während der Zeit darstellte, da man die ersten Anstalten zur Niederlassung traf. Der Plan zum Lager ward schleunig entworfen; und man wählte Plätze zu allen verschiednen Endzwecken, um, so viel als möglich, genaue Ordnung und Regelmäßigkeit beobachten zu lassen. Die Materialien und das Fachwerk zu einem kleinen Hause, das dem Gouverneur fürs erste gebauet werden sollte, waren fertig von England mitgenommen worden; nun wurde beides gelandet und so schleunig zusammengesetzt, als die Umstände es erlauben wollten. Auf der Fahrt vom Kap bis hieher waren nur wenige Leute krank gewesen, ja auch von den Verurtheilten nur wenige gestorben; aber bald nach dem Landen riß eine Dysenterie ein, die in manchen Fällen tödtlich ward. Auch fing der Scharbock an so heftig zu wüthen, daß die Hospitalzelte allgemein mit Patienten besetzt waren. Denen, welche an der letzteren Krankheit litten, konnte man nur selten Fische oder andre ungesalzne Speisen verschaffen; auch bekam man nicht oft eßbare Vegetabilien genug, um damit eine wesentliche Erleichterung des Uebels bewirken zu können. In der Dysenterie befand man das rothe Gummi von dem Baume, der an dieser Küste besonders häufig wächst, als ein sehr kräftiges Heilmittel. Das gelbe Gummi hat, wie man entdeckte, eben die Eigenschaft, aber in einem geringeren Grade*).

Der Baum, welcher die erstere Art von Gummi hervorbringt, ist von beträchtlicher Größe, und wächst sehr hoch, ehe er Zweige austreibt. Das rothe Gummi wird gewöhnlich mit dem so genannten Drachen-

*) Auch Dr. Blane, Arzt des St. Thomas's Hospitals, hat dieses gelbe Gummi oder Harz in der Kur anhaltender Diarrhöen sehr wirksam gefunden, und zwar nicht blos in einigen wenigen Fällen, sondern in vielen, wo die Krankheit sehr eingewurzelt war.

blut*) verglichen, unterscheidet sich aber von demselben darin, daß es sich in Wasser völlig auflösen läßt, da hingegen das Letztere, weil es eigentlicher ein Harz ist, nur von Weingeist aufgelöst wird. Man kann es entweder durch Abzapfen gewinnen, oder es in trocknem Zustande aus den Röhren des Holzes nehmen, in die es reichlich vertheilt ist. Die Blätter des Baumes sind lang und schmal, fast wie die an einer Weide. Das Holz ist schwer und feinkörnicht; da es aber stark von den Gummiröhren durchschnitten ist, so zersplittert es, und wirft sich so sehr, daß es bald gänzlich unbrauchbar wird, besonders wenn man es aus Noth frisch und ohne es gehörig getrocknet zu haben, verarbeitet.

Das so genannte gelbe Gummi ist genau genommen, ein Harz, da es sich in Wasser nicht gänzlich auflösen läßt. Im äußeren Ansehen hat es viele Aehnlichkeit mit dem Gummi *guttae*, färbt aber nicht wie dieses. Die Pflanze, die es hervorbringt, ist niedrig und klein, und hat lange, grasartige Blätter; aber die Krone schießt auf eine sonderbare Weise aus dem Mittelpunkte der Blätter in einem einzigen Stengel auf, der zwölf bis vierzehn Fuß hoch wächst. Aus diesem Stengel, der stark und leicht ist, so wie einige von der rothen Art, machen die Eingebornen gewöhnlich ihre Speere. Bisweilen geben sie diesen eine scharfgemachte Spitze von derselben Materie, aber doch häufiger eine von Knochen. Das Harz wird gemeiniglich aus dem Boden herausgegraben, nicht

*) Das so genannte Drachenblut ist eine harzige Substanz, welche von dem zu einem Baume aufwachsenden Draeæna Draco herkommt. Man findet es in den Kanarischen und Kapoverdischen Inseln. Der Baum ist in *Vandelli Diss. de Arbore Draconis s. Draeæna, Olisipo.* 1768 beschrieben: und auch die Abart derselben *Draeæna succiformis*, im *Faseculo Plantarum. Olisipon.* 1771. 4.

aber von dem Baume selbst gesammelt, und kann vielleicht das seyn, was Tasman Erd-Gummi-Lak nennt.*)

Diese Pflanze ist auf der beiliegenden Kupferplatte sehr genau mit abgebildet.

Zu Anfange des Februars gab es einen sehr heftigen Sturm mit Donner und Regen. Der Blitz traf und zersplitterte einen Baum, unter welchem eine Hütte für einige Schaafe errichtet war. Unglücklicher Weise wurden zu gleicher Zeit fünf von diesen Thieren dadurch erschlagen. Man setzte die Arbeit an dem Lager noch mit großem Eifer fort, so, daß zu Anfange dieses Monats der Bau öffentlicher Vorrathshäuser unternommen ward. Unablässiger Fleiß siegte nun, obgleich nur sehr stufenweise, über die Hindernisse, welche die natürliche Beschaffenheit des Platzes in den Weg legte.

Achtes Kapitel.

Beschreibung von Port-Jackson und der umliegenden Gegend. Die Bestallung des Gouverneurs wird vorgelesen. Seine Rede. Seine menschenfreundlichen Entschlüsse in Ansehung der Eingebornen. Schwierigkeiten bei dem Errichten von Hütten und andren Gebäuden. Des Lieutenant King's Abreise nach Norfolk-Eiland.

In Port-Jackson ist Kapitain Cook nicht gewesen, sondern hat ihn nur in einer Entfernung von zwei bis drei

*) In Tasmans Reise steht: op de grond zagen zy mede eenige, hoewel zeer weinig, gomme van die boomen, byna als gommelak leggen. Auf der Erde sahen sie auch etwas, obgleich sehr wenig, Gummi von den Bäumen, beinahe wie Gummilack, liegen. Der Engländer druckt Tasman's Worte so aus, als wenn dieses Gummi aus der Erde müßte hervorgesucht werden. S. *Franc. Valentyn oude en nieuwe Oost-Indien.* Vol. III. P. II. F.

Meilen von der Küste gesehen. Hätte indeß sein gutes Glück ihn hinein geführt, so würde er als Seemann gefunden haben, daß dieser Hafen seine Aufmerksamkeit mehr verdiene, als der, in welchem er eine Woche zubrachte. Gouverneur Phillip selbst erklärt ihn für größer und sicherer, als alle, die er jemals gesehen hat; und die erfahrensten Seeleute, die bei ihm gewesen sind, stimmen ihm hierin völlig bei. Port-Jackson ist im Eingange nicht über zwei Meilen breit, und dehnt sich dann nach und nach in ein schönes und geräumiges Becken aus. Der Hafen hat hinlängliche Tiefe für die größten Schiffe, und Raum genug, um so vielen, als nur immer beisammen seyn könnten, vollkommne Sicherheit zu geben. Er erstreckt sich, hauptsächlich in Westlicher Richtung, ungefähr dreizehn Meilen weit in das Land, und enthält nicht weniger, als hundert kleine Buchten. Diese werden von kleinen Erdzungen gebildet, welche den vortreflichsten Schutz gegen alle Winde gewähren. Sydney-Bucht liegt an der Südseite des Hafens, ungefähr fünf bis sechs Meilen vom Eingange. Die Landzungen, von denen die Buchten gebildet werden, sind meistens mit Bauholze bewachsen, und doch so felsicht, daß man nicht leicht begreifen kann, wie die Bäume haben Nahrung genug finden können, um zu so einer beträchtlichen Höhe aufzuschießen; aber der Boden zwischen den Felsen ist sehr gut, und in diese Räume haben denn die Hauptwurzeln ihren Weg genommen. Der Boden in andern Theilen der Küste unmittelbar an Port-Jackson ist sehr verschieden. Die Landzunge, welche das Südende des Hafens von dem Meere trennt, besteht hauptsächlich aus Sand. Zwischen Sydney-Bucht und der Botany-Bay befindet sich zuerst eine Holzung, die an einigen Stellen anderthalb, an andern aber drei (Englische) Meilen in der Breite hat; jenseits derselben folgt eine Art von Haide, die sehr unfruchtbar, sandig und voller Sümpfe

ist. So weit das Auge nach Westen hin reichen kann, sieht es weiter nichts, als einen ununterbrochenen Wald. Der Hintergrund von der Bay in Port-Jackson schien zuerst einen etwas vortheilhaften Boden zu versprechen; aber da er bei niedrigem Wasser zum Theil trocken bleibt, und da die Winde hier durch die Waldungen und durch die Krümmungen des Kanals sehr in ihrem Laufe gehindert werden, so glaubte man, diese Gegend müsse, bis man sie von dem Holze befreien könne, wahrscheinlich ungesund seyn.

In einigen Gegenden des Hafens stehen die Bäume weiter von einander ab, als in Sydney-Bucht. Gouverneur Phillip nahm sich vor, einige von denselben, welche kleine Wasserbäche, und wie es scheint, einen guten Boden haben, so bald nur Leute zu entbehren seyn würden, anbauen zu lassen; doch der Vortheil, die Vorräthe und Provisionen mit so vieler Leichtigkeit landen zu können, bestimmte ihn schlechterdings in der Wahl eines Platzes zu der Hauptanlage. Hätte man alle Nothwendigkeiten auch nur eine Meile weit von dem Landungsplatze wegschaffen wollen, so würde das Unternehmen wahrscheinlich fruchtlos abgelaufen seyn; so mancherlei Schwierigkeiten gab es bei dem Land-Transport! Gouverneur Phillip hatte also die Spitze von Sydney-Bucht zum Sitze seines Gouvernements bestimmt; aber da er darauf sah, denen, die mit ihm gelagert waren, so bald als möglich die beste Bequemlichkeit zu verschaffen, und da er sich beständig damit beschäftigen mußte, Anweisungen zu geben: so hatte er noch keine Zeit gehabt, die Vollmacht und den Titel eines Gouverneurs regelmäßig anzunehmen. Endlich, als die nöthige Betriebsamkeit bei den ersten Zubereitungen nachließ, gewann er Zeit zu diesem ruhigeren Geschäfte.

Der 7te Februar 1788 war der merkwürdige Tag, an welchem auf der Küste von Neu-Süd-Wallis zuerst

eine regelmäßige Regierungsform festgesetzt wurde. Aus leicht begreiflichen Ursachen ward das bei dieser Gelegenheit nöthige Verfahren so feierlich als möglich gemacht. Die ganze Kolonie versammelte sich auf einem vorher gereinigten Platze; das Militair stand aufmarschirt, und unter dem Gewehr; die Uebelthäter hatten einen besondern Platz, und nahe bei dem Gouverneur standen die, welche die vornehmsten Stellen unter ihm bekleiden sollten. Nun las der oberste Richter, Herr D. Collins, die Königliche Bestallung vor. Durch diese ward Arthur Phillip zum General-Kapitain und Gouverneur en Chef über Neu-Süd-Wallis ernannt, (das sich vom nördlichsten Vorgebirge, oder dem Ende der Küste in 10° 37′ Südlicher Breite, welches Kap-York genannt wird, bis zu der südlichsten Spitze des besagten Neu-Süd-Wallis, oder bis zu dem Süd-Kape in 43°, 39′ S. Br. erstreckt,) und zugleich über alles West- und einwärts gelegene Land bis zum 135 Gr. Oestlicher Länge nach dem Meridian von Greenwich gerechnet; ferner über alle anliegende Inseln im stillen Meere innerhalb der vorbesagten Breiten von 10° 37′, bis 43°, 39′ und über alle Städte, Garnisonen, Kasteele, Forts und die übrigen Fortifikationen oder andre militairische Werke, die in der Folge auf dem besagten Lande oder auf irgend einer von den besagten Inseln angelegt werden könnten. Hierauf las man die Parlements-Akte vor, durch welche die Gerichtshöfe eingesetzt werden; und zuletzt die Patente unter dem großen Siegel, welche die gehörigen Personen bevollmächtigten, diese Höfe zusammen zu berufen und zu halten, so oft es die Umstände erfordern. Die Stelle eines Unter-Gouverneurs ward dem Major Roß von den Seesoldaten übertragen. Dieser Theil der Ceremonie ward durch dreimaliges Abfeuern der Musketen geendigt. Und nun trat Gouverneur Phillip vor, um zuerst den Soldaten für ihre beständig gute Aufführung

bei allen Gelegenheiten zu danken, welches auch bei der nächsten Parole noch einmal wiederholt ward. Dann wandte er sich zu den Uebelthätern, und setzte ihnen die Beschaffenheit ihrer gegenwärtigen Lage deutlich auseinander. Er sagte: sie möchten sich erinnern, daß die meisten von ihnen nach den Gesetzen ihres Vaterlandes ihr Leben schon verwirkt, itzt aber durch die Milde derselben eine Lage erhalten hätten, in der sie sich durch Fleiß und gutes Betragen bald die Vortheile und die Achtung der Gesellschaft wieder erwerben könnten, deren sie durch ihre eigne Schuld beraubt worden wären. Sie hätten nicht nur alle Aufmunterung zu diesem Bestreben, sondern wären auch beinahe vor allen Versuchungen zu Vergehen völlig gesichert. In dieser neuentstehenden bürgerlichen Gesellschaft sey nur wenig, was einer dem andern rauben könne; und jede Unredlichkeit werde in einem so kleinen Kreise beinahe unfehlbar nicht unentdeckt bleiben. Denen, die auf solchen Verbrechen ertappt würden, könne er ganz und gar keine Hoffnung zu Gnade machen, und eben so wenig denen, die in ihren Umständen es sich beigehen liessen, den Frieden und die gute Ordnung der Kolonie zu stören. Alle Gnade, die sie hätten erwarten können, sei ihnen schon widerfahren; auch lasse sich nicht das mindeste Gute von denen erwarten, die weder durch vorhergegangene Warnungen, noch durch ihre gegenwärtige besondre Lage von Vergehungen abgehalten werden könnten. Man werde daher gegen Verbrecher ganz gewiß nach aller Strenge der Gesetze verfahren; diejenigen aber, die durch ihr Betragen einige Besserung versprächen, könnten sich immer auf eine ihren Verdiensten völlig angemeßne Belohnung verlassen. Er äußerte besonders, daß der unerlaubte Umgang zwischen beiden Geschlechtern ein Vergehen sey, welches eine allgemeine Verderbtheit der Sitten befördere und der Gesellschaft auf mancherlei Art nachtheilig wer-

de. Um nun diese Folgen zu verhüten, empfahl er sehr dringend das Heirathen, und versprach denen, welche durch diesen Schritt Geneigtheit zeigten, sich den Gesetzen der Moralität und der Religion gemäß zu betragen, alle Arten von Unterstützung und Beistand. Zuletzt äußerte der Gouverneur in seiner Rede das ernstliche Verlangen, die Glückseligkeit aller derer zu befördern, die unter ihm ständen, und die Kolonie in Neu-Süd-Wallis vortheilhaft und ehrenvoll für sein Vaterland zu machen.

Diese Rede, die man mit allgemeinem lautem Zuruf aufnahm, endigte die Feierlichkeiten des Tages. Sie blieb nicht ganz ohne Wirkung; denn schon in der nächsten Woche wurden vierzehn Ehen unter den Uebelthätern geschlossen. Die Versammlung ging nun auseinander, und der Gouverneur hielt an der Stelle, die er zu einem Paradeplatze hatte reinigen lassen, Musterung über die Truppen. Nachher gab er den Officieren ein Mittagsessen, und der erste Abend seines Gouvernements ward in guter Ordnung, bei unschuldiger Fröhlichkeit, und mit wiederholten Wünschen für dessen Glück beschlossen.

Nicht leicht konnte eine entstehende Kolonie bessern Händen anvertrauet werden. Wie man sieht, hat Gouverneur Phillip alle Eigenschaften, um den glücklichen Fortgang des ihm anvertrauten Unternehmens zu sichern, in so weit nehmlich die Eigenschaften Eines Mannes dies thun können. Bei Einsicht, bei Thätigkeit, bei fester Entschlossenheit seiner Autorität Ehrfurcht zu verschaffen, und bei der milden Gesinnung, sich Liebe zu erwerben, war er Willens, wo möglich selbst die Eingebornen von Neu-Süd-Wallis dahin zu bringen, daß sie sich freiwillig unterwürfen; oder wenigstens wollte er doch genaue Freundschaft und Verbindung mit ihnen halten. Hierzu bewog ihn auch die Menschlichkeit, und er hatte gleich beim ersten Landen den Vorsatz, sie mit der größ-

ten Gütigkeit zu behandeln, und, was auch für Mißhelligkeiten entstehen möchten, nur in dem alleräußersten Nothfall auf sie feuern zu lassen. Bei diesem Entschluß hatte er durch gutes Glück und durch seine eigne große Geschicklichkeit beharren können; aber dessen ungeachtet waren seine Absichten, ein freundschaftliches Verkehr mit den Eingebornen einzuleiten, bisher vereitelt worden. Herr de la Peyrouse hatte während seines Aufenthaltes in der Botany-Bay einigen Streit mit den Einwohnern gehabt, und war dadurch unglücklicher Weise genöthiget gewesen, seine Feuergewehre gegen sie zu gebrauchen. Dieser Umstand, und außerdem das üble Betragen einiger Uebelthäter, die, trotz allen Verboten und auf Gefahr aller Folgen, zu ihnen hin gewandert waren, haben bei ihnen eine Furchtsamkeit erregt, die man noch nicht hat vertreiben können, obgleich die schicklichsten Mittel angewandt worden sind, ihr Vertrauen wieder zu gewinnen. Ihr Mißvergnügen über die Europäer ward wahrscheinlich durch die Bemerkung vermehrt, daß diese Willens wären, bei ihnen zu bleiben, und eben so durch den Umstand daß sie mit denselben auf einigen von ihren besten Fischplätzen zusammentrafen, die, bei ihren Umständen, ohne Zweifel sehr wichtig für sie seyn müssen. Einige Uebelthäter, die in den Wäldern herumstreiften, sind von den Eingebornen theils getödtet, theils gefährlich verwundet worden; aber man kann mit Grund annehmen, daß in diesen Fällen die ersteren der angreifende Theil gewesen sind.

Wie es weiterhin in den Februar kam, fielen sehr starke Regengüsse. Dies lehrte denn, wie nothwendig es sey, den Leuten so bald als möglich Schutz zu verschaffen. Um diese Arbeit so zu beschleunigen, wie es wohl zu wünschen gewesen wäre, hätte man eine größere Anzahl von Handwerkern gebraucht. Von allen Schiffen konnte man sich nur sechszehn Zimmerleute borgen; und unter

den Verurtheilten hatten nur zwölf diese Profession erlernt, von denen noch dazu einige krank waren. Diese zusammen machten, im Verhältniß zu der Arbeit die gethan werden sollte, nur eine kleine Anzahl aus. Man gab ihnen hundert Uebelthäter zu Gehülfen; aber ungeachtet aller Anstrengungen fand man es doch unmöglich, die Baracken für die Mannschaft, und die Hütten für die Officiere so geschwind als man es wünschte, zu Stande zu bringen. Noch in der Mitte des Mai's waren diese eben so wenig vollendet, als das Hospital und die Magazine für die Provisionen, welche man nicht gleich Anfangs aus Land geschafft hatte. Der Gouvernenr selbst wohnte noch in seinem fürs erste aufgerichteten Hause von Seegeltuch, das aber weder vor Wind noch Wetter hinlänglich schützte.

Am 14 Februar ward eine Parthei in der Supply ausgeschickt, um sich auf einer kleinen, Nordwestlich von Neu-Seeland gelegenen Insel (im 29° S. Br. und 168° 10′ O. L. vom Londoner Meridian) niederzulassen, die Kapitain Cook entdeckt, sehr empfohlen, und zu Ehren der edlen Familie Norfolk mit dem Namen Norfolk-Eiland belegt hat. Zum Ober-Intendanten und Kommandanten dieser Insel und der Anlage, die auf derselben gemacht werden sollte, ernannte Gouverneur Philip Herrn Philip Gidley King, zweiten Lieutenant auf dem Königlichen Schiffe Sirius, einen Officier, den er als einen Mann von großen Verdiensten in seinem Fache sehr hochschätzte, und von dem er in seinem Briefe mit Achtung sagt, man könne sich auf dessen Beharrlichkeit in diesem oder jedem andern Dienste völlig verlassen. Da man wußte, daß auf Norfolk-Eiland keine Einwohner wären, so bekam Lieutenant King nur ein kleines Detaschement mit, das aus einem Subaltern-Officier und sechs Seesoldaten bestand; ferner einen jungen viel versprechenden Midshipman, einen

Wundarzt*), und zwei Leute die sich auf den Bau und die Behandlung des Flachses verstanden. Hierzu kamen denn 9 Verurtheilte männlichen, und 6 weiblichen Geschlechtes. Um den Lesern die Beschaffenheit dieser Anlage völlig darzustellen, geben wir hier als Anhang zu diesem Kapitel die Instruktion, die Herr King bei seiner Abfahrt erhielt.

Instruktion

für Philip Gidley King Esq; Oberintendanten und Kommandanten der Kolonie auf Norfolk-Eiland.

Mit dieser Instruktion erhaltet Ihr meine Vollmacht, welche Euch zum Oberaufseher und Kommandanten der Kolonie ernennt, die auf Norfolk-Eiland angelegt werden soll, und welche Euch Anweisung giebt, allen den Befehlen zu gehorchen, die Ihr von Zeit zu Zeit von mir, Sr. Majestät Gouverneur en Chef und General-Kapitain des Gebietes von Neu-Süd-Wallis, und der Dependenzen desselben, oder, in meiner Abwesenheit, von dem Unter-Gouverneur erhalten werdet.

Demnach sollt Ihr mit den Männern und Weibern, desgleichen mit den Vorräthen und Provisionen, die zur Gründung der beabsichtigten Kolonie erforderlich sind, in Sr. Majestät bewaffnetem Tender Supply ausfahren, wenn Ihr auf Norfolk-Eiland gelandet habt, die Ausführung des Euch aufgetragenen Geschäftes übernehmen, und dafür sorgen, daß meine Vollmacht, welche Euch die Oberaufsicht über besagte Kolonie ertheilt, öffentlich vorgelesen wird.

So bald Ihr die nöthigen Maßregeln genommen habt, Euch selbst und die Leute, desgleichen die Vorräthe

*) Dieser Wundarzt heißt Jamison. Seine einsichtsvollen Briefe an Lewis Wolfe Esq. sind dem Herausgeber mitgetheilt worden, und haben ihm viele nützliche Belehrungen gegeben.

und Provisionen in Sicherheit zu setzen, sollt Ihr sogleich daran gehen, die Flachspflanze zu bauen, die Ihr auf der Insel wild wachsend finden werdet; desgleichen auch Baumwolle, Korn und andere Pflanzen, zu denen Ihr mit Saamen versehen seyd, welches alles Ihr als dem gemeinen Wesen zugehörig betrachten und von dessen Wachsthum Ihr mir Bericht abstatten müßt, damit ich wisse, welche Quantität zum allgemeinen Gebrauch von der Insel gezogen werden könne, oder was etwa in der Folge zur Ergänzung nachzuschicken seyn möchte. Es wird Eurer Diskretion überlassen, so viel von dem gewonnenen Korne zu gebrauchen, als Ihr für nöthig findet; doch sollt Ihr hierbei die größte Sparsamkeit beobachten: und da das Korn, der Flachs, die Baumwolle und andere Sämereien ein Eigenthum der Krone sind und als solche berechnet werden müssen; so werdet Ihr eine genaue Rechnung über die Vermehrung derselben halten, und dann in der Folge Anweisungen bekommen, was Ihr damit zu machen habt.

Ihr sollt die Beschaffenheit des Bodens untersuchen: was für Stücken Landes Ihr zum Anbau von Korn, Flachs und Baumwolle schicklich findet, ferner wie viel zahmes Vieh etwa auf der Insel gezogen werden kann, und wie viele Leute Ihr zu den angeführten Absichten für nöthig haltet. So sollt Ihr weiter beobachten, welches in den verschiedenen Jahreszeiten die herrschenden Winde sind, wo sich in jeder am besten ankern läßt, wann die Ebbe und die Fluth eintreten, desgleichen, wann die trocknen und die regnichten Jahreszeiten anfangen und aufhören.

Ihr werdet mit einem vierrudrigen Boote versehen werden, und sollt in keiner Rücksicht weder selbst irgend ein verdecktes Fahrzeug oder Boot bauen, noch den Bau desselben, oder auch irgend eines ungedeckten Bootes oder Fahrzeuges erlauben, dessen Kiel länger als zwanzig Fuß wäre. Und wenn durch irgend einen Zufall ein Boot

oder andres Fahrzeug von größerer Länge an die Insel getrieben würde, so sollt Ihr sogleich in dessen Boden ein viereckiges Loch machen, oder es auf andre Art außer Stand setzen und so lange in dieser Lage bleiben lassen, bis Ihr weitere Anweisung von mir erhaltet.

Ihr werdet mit Provisionen auf sechs Monate versehen werden, und binnen dieser Zeit noch einen Zuschuß bekommen. Da Ihr Euch aber Fische und Vegetabilien verschaffen könnt, so müßt Ihr dahin sehen, daß die Provisionen, die Ihr erhaltet, so lange als möglich hinreichen.

Da die Verurtheilten so lange, bis die Zeit ihrer Strafe um ist, Sklaven der Krone sind, so muß ihre Arbeit dem gemeinen Besten zu Gute kommen. Ihr habt Euch daher besonders um ihre gute oder schlechte Aufführung zu bekümmern, damit sie in der Folge nach ihren verschiedenen Verdiensten angestellt oder belohnt werden können.

Ihr werdet dahin sehen, daß alle Sontage die Gebete der Englischen Kirche mit aller gehörigen Feierlichkeit vorgelesen werden; auch auf gehörige Beobachtung der Religion und der guten Ordnung halten, und mir, so oft sich Gelegenheit dazu zeigt, einen vollständigen Bericht von Eurer besondern Lage und von Euren Vorfällen abstatten.

Es ist Euch nicht erlaubt, weder mit einem Englischen, noch mit einem irgend einer andern Nation zugehörigen Schiffe oder Fahrzeuge Verkehr oder Handel zu treiben, außer wenn dergleichen Schiffe oder Fahrzeuge in Noth wären; denn in diesem Falle sollt Ihr ihnen allen Beistand leisten, der in Euren Kräften steht.

Gegeben unter meiner Unterschrift im Hauptquartiere zu Port-Jackson auf Neu-Süd-Wallis, d. 12 Febr. 1788.

Arthur Phillip.

Neuntes Kapitel.

Es wird ein Kriminalgericht gehalten. Gouverneur Phillip untersucht die *Broken*-Bay. Zusammenkünfte mit den Eingebornen. Bemerkte Besonderheiten. Freundschaftliches Betragen und außerordentlicher Muth eines alten Mannes.

Gouverneur Phillip fand bald mit großem Bedauern, obgleich sehr wahrscheinlich ohne großes Befremden, daß in der seiner Sorgfalt anvertraueten Gesellschaft strenge Aufrechthaltung der Gesetze durch die bestimmten Strafen ganz besonders nöthig wäre. Es gab nehmlich manche Personen darunter, die sich weder durch Gelindigkeit bewegen, noch durch Strenge schrecken liessen, die ganz ohne Gefühl für die gesellschaftlichen Pflichten alle Werthschätzung des Lebens selbst verloren zu haben schienen, und sich mit gleichem Leichtsinn den Wurfspiessen der Wilden und den strengen Strafen aussetzten, welche jede Gesellschaft, obgleich mit Widerwillen, verhängen muß, wenn gelindere Wege ohne Erfolg versucht worden sind. Gegen Ende des Februars ward ein Kriminal-Gericht gehalten, und sechs von den Verbrechern zum Tode verurtheilt. Der Rädelsführer der Bande ward noch denselben Tag hingerichtet; von den übrigen ward einer begnadigt; die übrigen vier bekamen Aufschub, und wurden nachher auf eine kleine Insel in der Bay verwiesen, wo sie nur Wasser und Brodt zur Nahrung erhielten. Diese Leute hatten häufig die Vorräthe und die andern Verurtheilten beraubt. Der Hingerichtete und zwei andre waren bei einem Diebstahle an den Vorräthen entdeckt worden, und zwar gerade an dem Tage, da sie für eine Woche Provision bekommen hatten, ob man gleich die Portionen für sie (nur starke Getränke ausgenom-

men) eben so groß bestimmt hatte, als für die Soldaten. So eingewurzelt war ihre Gewohnheit zu stehlen, daß sie auch selbst da nicht von ihr lassen konnten, als sie offenbar keinen Bewegungsgrund dazu hatten!

Am 2 März fuhr Gouverneur Phillip mit einem langen Boot und mit einem Kutter aus, das von Kapitain Cook erwähnte unzusammenhängende Land zu untersuchen, das ungefähr acht Meilen Nordwärts von Port-Jackson liegt, und von ihm den Namen *Broken Bay* (die unzusammenhangende Bay) bekommen hat *). Man fand, daß sie sehr geräumig wäre. Die erste Nacht brachten unsere Leute bei einer felsichten Spitze an dem Nordwestlichen Theile der Bay in den Booten zu, da die Eingebornen sich sehr zahlreich, obgleich freundschaftlich zeigten. Den folgenden Tag fuhren sie über eine Sandbank, die nur für kleine Schiffe Wasser genug hatte, und kamen dann in einen sehr geräumigen Arm, aus welchem aber die Ebbe so stark heraus strömte, daß die Boote nicht gegen sie an in den Strom hinein rudern konnten; und hier war das Wasser tief. Diese Oeffnung schien sich in verschidene kleine Arme und in eine breite Lagune zu endigen, die man aber damals nicht untersuchen konnte, weil man nicht Zeit hatte, einen Kanal für die Boote zwischen den Sand- und Schlamm-Bänken ausfindig zu machen. Das meiste Land in dem obern

*) Wenn man in einer gewissen Entfernung bei Land vorbeisegelt, so sehen die Buchten, Bayen, Hafen, Ausflüsse von Strömen, und die vorliegenden Inseln, wie abgebrochene Stücken Land aus. Dies alles zeigt sich als Land, das nicht in Einem Stücke fortläuft, und der Englische Seefahrer nennt es: *broken land*. Hierdurch ward Kapitain Cook veranlaßt, diese sich so unzusammenhängend zeigende Küste, die er für eine Bay hielt, *Broken-Bay* zu nennen. Da dies ein eigenthümlicher Nahme ist, so kann man es nicht wohl übersetzen. S.

obern Theile dieſes Arms war niedrig und voll Sümpfe. Hier ſah man Pelikane und verſchiedene andere Vögel in großer Menge. Darunter war auch eine ungewöhnliche Art, die man damals die gehaubte Möve (*Hooded Gull*) nannte, und von der man glaubte, ſie wäre noch nicht beſchrieben. Aber man ſieht aus der nach England geſchickten Zeichnung davon, daß ſie zu der Art gehört, die Herr Latham (*Synopsis of Birds*, v. VI. p. 351) *the Caspian Tern*, die Kaſpiſche Seeſchwalbe, nennt, und die er als die zweite Varietät dieſer Art beſchreibt.

Als ſie dieſen nordweſtlichen Arm verlieſſen, fuhren ſie queer über die Bay, und kamen dann in den ſüdweſtlichen. Auch dieſer iſt von großem Umfange; und von ihm erſtreckt ſich eine zweite Oeffnung nach Weſten, die jeder auch noch ſo großen Anzahl von Schiffen Schutz gewährt. So weit man dieſen Theil unterſuchen konnte, hat er Waſſer genug für die größten Schiffe, da die Tiefe beim Eingange ſieben Faden, und weiter hinein noch mehr beträgt. Wegen anhaltenden Regens konnte man ihn indeß nicht ganz beſichtigen. Das Land fand man hier viel höher, als in Port-Jackſon, auch felſichter und ebenfalls mit Zimmerholz bedeckt. Selbſt auf den Gipfeln der Berge, die nur für Vögel zugänglich ſchienen, ſah man große Bäume wachſen. Dicht um die Landſpitze, die den ſüdlichen Eingang in die Bay bildet, iſt ein dritter Arm, von welchem Gouverneur Phillip meinte, er ſey die ſchönſte Waſſermaſſe, die er jemals geſehen habe, und den er deswegen der Ehre werth fand, mit dem Namen Pitt's-Waſſer belegt zu werden. Dieſer Arm ſowohl als der ſüdweſtliche, iſt geräumig genug, die ganze Großbrittanniſche Marine aufzunehmen. Aber an einer ſchmalen Bank, welche queer über den Eingang hinläuft, hat er bei niedrigem Waſſer nur achtzehn Fuß Tiefe. Innerhalb der Bank findet man mit ſieben bis funfzehn Faden Grund. Das Land iſt in dieſem

Theile nicht so hoch, als an dem südwestlichen Arm, und es giebt darin verschiedene gute Stellen, wo der Boden angebauet werden könnte. In den meisten Buchten zeigten sich kleine Wasserquellen; auch sah man drei Kaskaden von Höhen herunter fallen, die jetzt durch den Regen unzugänglich geworden waren.

Bei dieser Exkursion traf man einigemale auf Eingeborne. Als unsre Parthei zuerst in der *Broken*-Bay landete, kamen verschiedne Weiber mit den Männern an das Ufer herunter. Eine von ihnen, eine junge Frau, war sehr gesprächig und auffallend lustig. Dies war ein besondres Beispiel; denn gemeiniglich sah man die Weiber an dieser Küste weniger fröhlich, als die Männer, und augenscheinlich wurden sie in großer Furcht und Unterwürfigkeit gehalten. Sie werden gewiß nicht mit vieler Zärtlichkeit behandelt, und besonders zu Arbeiten in den Kanots gebraucht, in denen man häufig Frauen mit sehr jungen Kindern an der Brust gesehen hat. Als das lebhafte junge Weib den zweiten Tag in ihrem Kanot auf unsre Parthei traf, stand sie auf und sang ein Lied, das nichts weniger als unangenehm war. Die Mannspersonen halfen den Engländern sogleich ein Feuer anzünden, und betrugen sich auf die freundschaftlichste Weise. In einer Bay, wo Gouverneur Phillip und seine Gesellschaft landeten, um mit dem Netze zu fischen, kam wieder eine Anzahl von Eingebornen zu ihnen. Jetzt bemerkte der Gouverneur zuerst, daß den Frauen gemeiniglich zwei Glieder an dem kleinen Finger der linken Hand fehlten. Da sie alle verheirathet zu seyn schienen, so vermuthete er Anfangs, diese Verstümmelung möchte wohl ein Theil der Heirathsceremonien seyn. Als er aber nachher in eine Hütte ging, wo sich einige Weiber und Kinder befanden, sah er ein Mädchen von fünf oder sechs Jahren, dessen linke Hand eben so verstümmelt war; und zugleich auch eine alte Frau, ferner eine andre, welche Kinder ge-

habt zu haben schien, und denen doch Beiden kein Glied an den Fingern fehlte. In der Folge bemerkte man noch verschiedne Weiber mit Kindern, und andre, die augenscheinlich nicht mehr Jungfrauen waren, aber doch jene zwei Glieder noch hatten; indeß auch Kinder, denen sie abgeschnitten waren. Was auch die Ursache dieser Verstümmelung seyn mag, so ist so viel gewiß, daß sie bloß an Personen weiblichen Geschlechtes vorgenommen wird, und daß die Operation, da die Instrumente der Eingebornen so unvollkommen sind, sehr schmerzhaft seyn muß. Man hat bei ihnen nichts bemerkt, was zu einer solchen Amputation dienen könnte, außer eine an einem kurzen Stock befestigte Muschel, die sie gewöhnlich gebrauchen, um ihre Speere zu schärfen, oder Austern von den Felsen los zu machen. Mehr als Ein Finger wird nie verstümmelt, und immer ist die Operation an eben demselben Finger vorgenommen *).

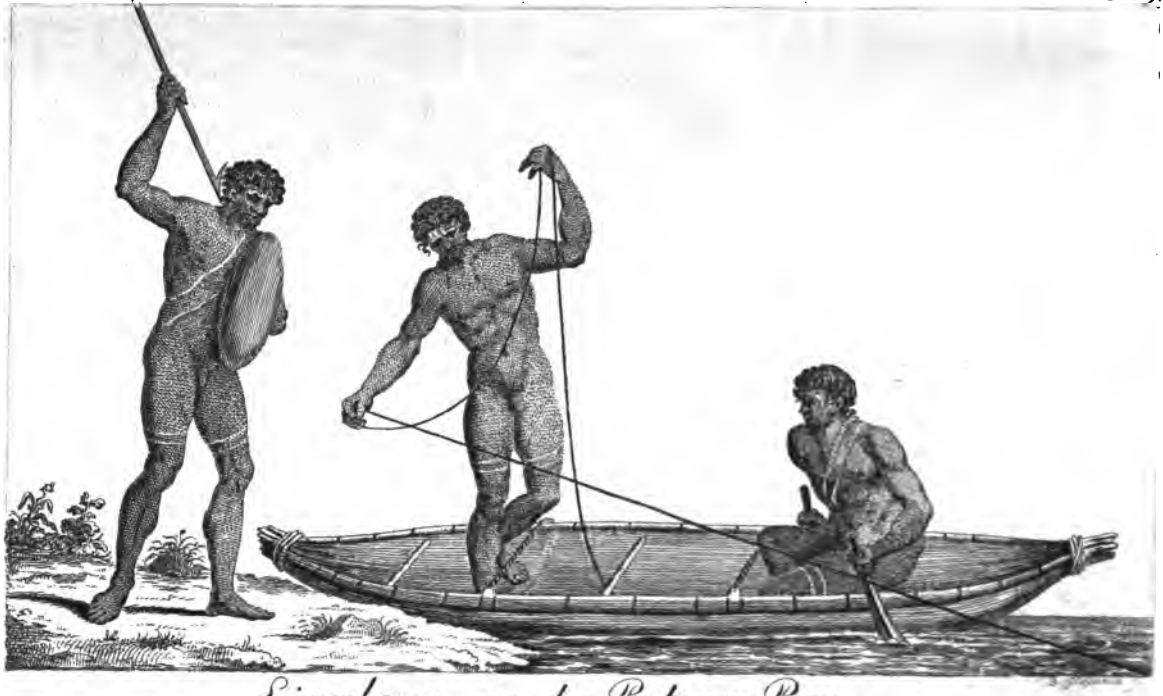
Die Männer unterscheiden sich auf verschiedne Weise. Ihre Finger verstümmeln sie nicht; aber vielen von ihnen fehlt, wie schon andre Reisende erwähnt haben, der rechte Vorder-Schneidezahn in der obern Kinnlade. Als Gouverneur Phillip dies bemerkte,

*) Patterson erzählt in seinen Reisen durch Afrika (Vierte Reise, S. 118. der Deutschen Uebersetzung) er habe bei dem Orangefluß einen Stamm von Hottentotten angetroffen, die Alle das erste Glied an dem kleinen Finger verloren gehabt hätten. Als Ursache dieser Verstümmelung gaben sie an: es sey eine Kur für eine besondre Krankheit, der sie in ihrer Jugend unterworfen wären. Es würde eine merkwürdige Uebereinstimmung in den Gebräuchen seyn, wenn man entdeckte, daß die Neu-Holländer sich aus einer ähnlichen Ursache verstümmelten. A. d. O.

In den freundschaftlichen Inseln fanden wir Männer und Weiber, denen ein oder zwei Glieder an dem kleinen Finger fehlten. Sie gaben uns zu verstehen, daß der Tod eines nahen Verwandten die Ursache dieser Verstümmelung sey. F.

zeigte er ihnen, daß er selbst einen von seinen Schneidezähnen verloren habe. Dies erregte ein allgemeines Geschrei; und wie es schien, bekam er durch diesen Umstand in ihren Augen einiges Verdienst. Man bemerkte nun auch, was schon Cook erzählt hat, daß sie den Knorpel zwischen den Nasenlöchern durchbohren, und auf eine sonderbare, sehr entstellende Art einen langen Knochen oder ein Stück Holz hindurch stecken, welches die Matrosen, eben so wie die auf Cook's Schiffe, scherzhaft „eine Boogspriet-Raa" nannten. Uebrigens sah man auf dieser Exkursion einige sehr alte Männer, welche den erwähnten Zahn nicht verloren und auch ihre Nasenknorpel nicht zur Aufnahme jenes grotesken Putzes zubereitet hatten. Wahrscheinlich ist also Beides ein Unterscheidungszeichen. Die Ehrsucht muß ihre Zeichen haben; und wo man keine Kleider trägt, bringt man sie dem Körper selbst auf.

Ob die Narben auf ihrer Haut ebenfalls von dieser Art, oder, wie Kapitain Cook aus ihren Zeichen schloß, Merkmale von Betrübniß über verstorbene Freunde wären, konnte man nicht erfahren. Diese Narben sind von sehr sonderbarer Beschaffenheit. Bisweilen ist die Haut vom Fleische einige Zoll weit aufgetrieben, sieht aus, als wenn sie mit Wind gefüllt wäre, und bildet eine runde Fläche von mehr als einem Viertelzoll im Diameter. Ihre Körper sind an verschiedenen Theilen auf diese Art benarbt, besonders um die Brust und die Arme, und häufig auch an den Hacken. Auch der Kopf bleibt nicht immer verschont. Ein Mann schlug das Haar an dem Vordertheile seines Kopfes auseinander, zeigte daselbst eine Narbe, wies dann auf eine am Fuß, und auf andere an verschiedenen Theilen seines Körpers, und schien zu verstehen zu geben, daß er es für eine große Ehre halte, vom Kopf bis zum Fuße solche Mäler an sich zu haben. Die Weiber schienen nicht eben so geneigt, ihren verstüm-



Eingeborne von der Botany-Bay.

melten Finger zu zeigen; auch konnte man nicht immer Gewißheit darüber bekommen, ob sie die Glieder daran verloren hätten, oder nicht. Zwar machten sie keinen Versuch sich zu verstecken, und schienen auch keinen Begriff davon zu haben, daß Ein Theil des Körpers eher verhüllt werden müsse, als der andre; aber sie hatten ein gewisses scheues Wesen und eine gewisse Furchtsamkeit, durch die sie oft in der Entfernung gehalten wurden. Sie näherten sich nie so leicht, wie die Mannspersonen; und bisweilen landeten sie sogar nicht mit ihren Kanots, sondern machten Zeichen, daß man das, was man ihnen darbot, den Männern geben sollte. Wir sind mit den Sitten dieses Volkes noch nicht bekannt genug, um entscheiden zu können, ob diese Zurückhaltung der Weiber ihren Grund in Furchtsamkeit oder in der Eifersucht ihrer Ehemänner habe, von denen sie augenscheinlich in großer Unterwürfigkeit gehalten werden.

Jetzt bemerkte man auch eine von ihren Arten zu fischen. Ihre Angelhaken sind von dem innern Theile einer Muschel gemacht, die der Perlmutter ähnlich ist. Wenn man glaubt, ein Fisch, der an den Köder angebissen hat, sey zu stark, um mit der Leine ans Land gebracht zu werden: so wird das Kanot an das Ufer gerudert. Indeß nun ein Mann den Fisch gemächlich fortzieht, steht ein andrer bereit, mit einem Speere nach ihm zu werfen, wobei sie nur selten einmal fehlen. In der beiliegenden Platte ist dies sehr genau vorgestellt.

Als der südliche Arm der *Broken*-Bay zuerst untersucht ward, konnte man nur mit einiger Mühe um die Landspitze herumkommen, welche die Arme von einander trennt, weil sehr schwere Windstöße mit Regen kamen. Man machte einen Versuch zu landen, aber an einer Stelle, wo das Wasser, wie sich zeigte, nicht tief genug für das Boot war. Während der Zeit standen ein alter und ein junger Mann da an den Felsen, wo das Boot

heranzufahren suchte. Als sie sahen, wie viele Mühe unsre Leute sich gaben, ans Land zu kommen, so waren sie sehr bemühet, ihnen das tiefste Wasser zu zeigen. Nachher brachten sie Feuer, und schienen bereitwillig, jeden Dienst zu leisten, der nur in ihren Kräften stände. Zwei von den Officieren liessen sich durch den alten Mann nach einer Höhle in einiger Entfernung hinführen, weigerten sich aber hinein zu gehen, ob er sie gleich mit allen Zeichen, die er nur erfinden konnte, dazu einlud. Dies Mißtrauen war um so unglücklicher, da ein sehr starker Regen fiel, und da man am folgenden Tage die Höhle geräumig genug fand, die ganze Parthei aufzunehmen. Der alte Mann gab sich gewiß viele Mühe, dies zu verstehen zu geben; aber unglücklicher Weise verkannte man die Bewegungsgründe seines Ernstes, und seine Fremden mußten nun für ihren Verdacht leiden. Nachher half er das Gebüsch wegschaffen und Anstalten treffen, daß die Parthei am Lande schlafen könnte. Am nächsten Morgen belohnte man ihn denn mit Geschenken für sein sehr freundschaftliches Benehmen. Als Gouverneur Phillip zwei Tage nachher an eben den Platz zurückkehrte, unterhielt ihn der alte Mann mit einem Tanz und einem Freudenliede. Dieser hatte seinen Sohn und verschiedne von den Eingebornen bei sich. Man gab ihnen eine kleine Axt und verschiedne andre Geschenke; und da der Gouverneur den nächsten Morgen nach Port Jackson zurückkehren wollte, so hoffte man, daß eine auf solche Art angefangene und so sorgfältig unterhaltne Freundschaft von Bestand seyn würde. Aber so bald es finster war, stahl der alte Mann einen Spaten, und ward mit demselben in der Hand gefangen. Gouverneur Phillip hielt es für nöthig, bei dieser Gelegenheit einige Zeichen von Mißvergnügen zu äußern; daher gab er dem Verbrecher, als dieser an ihn heran kam, zwei oder drei gelinde Schläge auf die Schulter, und stieß ihn dann weg, wo-

bei er zugleich auf den Spaten zeigte. Diese gelinde Züchtigung zerstörte auf einmal ihre Freundschaft gänzlich. Der alte Mann ergriff sogleich einen Speer, kam dicht an den Gouverneur heran, wog ihn in der Hand, und schien entschlossen, damit zu werfen. Aber da er sah, daß man auf seine Drohungen nicht Acht hatte (denn sein Gegner wollte sich lieber der Wirkung seines Zornes aussetzen, als Feuer auf ihn geben;) oder da er vielleicht durch irgend etwas, das seine Landsleute sagten, von seinem Vorhaben abgebracht ward: so ließ er in wenigen Minuten den Speer fallen, und ging weg. Der Muth, den er bei dieser Gelegenheit zeigte, mußte schlechterdings Verwunderung erregen, da Gouverneur Phillip nicht allein war, sondern einige Officiere und andre Leute bei sich hatte. Aus diesen und ähnlichen Vorfällen sieht man, daß es den Eingebornen auf Neu-Süd-Wallis keinesweges an persönlicher Tapferkeit fehlt. Der alte Mann kam am nächsten Morgen mit einigen von seinen Landsleuten wieder; um ihm nun sein Vergehen fühlbar zu machen, bekümmerte man sich weniger um ihn, als um seine Landsleute, denen man Aexte und andre Sachen zum Geschenke gab.

Gouverneur Phillip kehrte am 9 März nach Port Jackson zurück. Er hatte sich auf seiner Exkursion einige nützliche Kenntnisse von dem Lande erworben und Verkehr mit den Eingebornen gehabt, ohne seinem Lieblingsplane, sie mit der größten Gütigkeit zu behandeln, jemals untreu zu werden. Zu gleicher Zeit hatte er sich bemühet, wo möglich ihr Vertrauen zu gewinnen, und sich ihre Freundschaft zuzusichern. Wenn dieses menschenfreundliche Bestreben in der Folge durch die Ausschweifung und Liederlichkeit einiger verderbten Personen fruchtlos geworden ist, so hatte doch er, wie sehr er es auch bedauern mochte, keine Ursache, sich selbst Vorwürfe zu machen.

Der Regen, der beinahe ununterbrochen anhielt, hinderte den Gouverneur, wie er es sonst wirklich zu thun

Willens war, über das Land zurückzukehren, um einen Theil desselben zu untersuchen, da es hier gut und nicht mit Waldungen bewachsen schien.

Zehntes Kapitel.

Abfahrt der Französischen Schiffe. Tod des Herrn le Receveur. Die Supply kommt von Norfolk-Eiland zurück. Beschreibung derselben. Entdeckung von Howe's Eiland.

Am 10 März seegelten die Französischen Schiffe von der Botany-Bay ab. Herr de la Peyrouse hatte während seines Aufenthaltes darin zwei lange Boote zusammen setzen lassen, zu denen das Holz aus Europa mitgenommen worden war. Umgang hatte zwischen den Franzosen und Engländern während der Zeit nicht viel Statt gefunden, da beide Theile zu eifrig beschäftigt waren, als daß sie ihre Zeit mit Lustpartien hätten verschwenden können. Kapitain Clonard hatte den Gouverneur Phillip besucht, und ihm die Briefe übergeben, die an den Französischen Ambassadeur befördert werden sollten. Zu gleicher Zeit waren einige wenige Officiere zu Lande nach der Botany-Bay gegangen, um daselbst einen Besuch abzustatten. Beide Theile waren natürlicher Weise mit Höflichkeit und Gastfreundschaft aufgenommen worden. Einige wenige Verurtheilte fanden Mittel sich zu verstecken, und gaben sich Mühe, in die Französischen Schiffe aufgenommen zu werden; man wies sie aber mit großem Rechte ab. Diese Schiffe kehrten nun nach Norden zurück, wohin sie eine andre Reise machen sollten.

Indeß Herr de la Peyrouse in der Botany-Bay lag, starb der Pater le Receveur, der als Naturforscher auf dem Astrolab mitgegangen war. Sein Tod ward durch die Wunden verursacht, die er in dem un-

glücklichen Streite auf den Navigators-Inseln bekommen hatte. Zu seinem Andenken errichtete man ein kleines Monument mit folgender Inschrift: *Hic jacet* LE RECEVEUR *E. F. F. Miniriis Galliae Sacerdos, Physicus in circumnavigatione Mundi, Duce De La Peyrouse, ob.* 17 *Febr.* 1788. Da dies Monument bald nachher von den Eingebornen zerstört ward, so ließ Gouverneur Phillip die Inschrift in Kupfer graben, und sie an einem in der Nähe stehenden Baume befestigen. Eine ähnliche Ehre hatte Herr de la Peyrouse in dem Hafen St. Peter und Paul auf Kamtschatka dem Andenken des Kapitain Clerke erwiesen.

Am 19 d. M. kam Lieutenant Ball in der Supply von Norfolk-Eiland zurück. Er hatte diese Insel schon am 29 Febr. zu Gesicht bekommen, war aber genöthigt gewesen, fünf Tage auf der Küste zu bleiben, ehe sich ein Platz finden ließ, wo man die Vorräthe und Provisionen landen konnte. Die Insel ist nehmlich so ganz mit Felsen umgeben, daß nicht leicht ein Platz zu entdecken war, wo sich nur ein Mann ans Land setzen ließ. Indeß, zuletzt gelang es der Mannschaft doch, da sie an dem südlichen Ende in einem Rief, der queer vor einer Bay hinläuft, eine kleine Oefnung entdeckt hatte. Hier wurden die Leute, die Provisionen und die Vorräthe alle mit vollkommner Sicherheit ans Ufer gebracht. Der Kommandant schilderte in einem Briefe das vielversprechende Aeußere seines neuen Gebietes mit sehr lebhaften Farben; und spätere Nachrichten haben gezeigt, daß er sich in seiner Meinung davon nicht geirrt hat. Er beschreibt Norfolk-Eiland als einen fortlaufenden Wald, oder vielmehr als einen Garten voll der schönsten Tannen, die an geradem Wuchse und Größe alle, die er jemals gesehen habe, bei weitem übertrafen. Die Fruchtbarkeit des dortigen Bodens kann gar nicht größer seyn. Wo er seitdem nur immer untersucht worden ist, hat man

bis auf eine Tiefe von fünf oder sechs Fuß eine fruchtbare schwarze Gartenerde gefunden. Das Korn und die Sämereien, bloß diejenigen ausgenommen, die unterweges oder von dem Kornwurm beschädigt worden sind, haben in dem üppigsten Wuchse vegetirt. — Um Wiederholungen zu vermeiden, ist es vielleicht am besten, hier die Nachrichten zusammen zu fassen, die man von dieser Insel bekommen hat, obgleich leicht zu bemerken seyn wird, daß manche davon lange nach der ersten Rückkehr der Supply eingelaufen sind.

Norfolk-Eiland hat ungefähr sieben große Seemeilen ($5\frac{1}{2}$ deutsche Meilen) im Umfange; und wenn es sich nicht, wie manche andre kleine Inseln, ursprünglich durch den Ausbruch vulkanischer Materie aus dem Bette des Meeres erhoben hat: so muß es doch ganz gewiß einen Vulkan gehabt haben. Dies läßt sich aus der großen Menge von Bimsstein schliessen, der in allen Gegenden der Insel zerstreuet und mit dem Boden vermischt ist. Den Krater, oder wenigstens einige Spuren von seinem ehemaligen Daseyn, wird man wahrscheinlich auf dem Gipfel eines kleinen Berges finden, der sich beinahe in der Mitte der Insel erhebt. Diesem Berge hat der Kommandant den Namen Pitt-Berg gegeben. Die Insel ist sehr reichlich mit Wasser versehen. Auf, oder nahe bei dem Pitt-Berge entspringt ein starker und reicher Strom, der durch ein sehr schönes Thal fließt, und sich da in mehrere Arme theilt, von denen jeder stark genug ist, Mühlen zu treiben. Auch hat man in verschiednen Theilen der Insel vortrefliche Quellen entdeckt.

Das Klima ist heiter, gesund und angenehm. Vor drückender Hitze wird die Insel durch beständige Lüftchen von der See her gesichert, und im Winter hat sie eine so gemäßigte Temperatur, daß das Wachsthum ununterbrochen fortdauert und Eine Saat sogleich auf die andre

folgt. Von Zeit zu Zeit erhalten erfrischende Platzregen ein ewiges Grün; zwar nicht am Grase — denn dies hat man auf der Insel noch gar nicht gesehen — aber doch an den Bäumen, den Gesträuchen und andren Vegetabilien, die in allen Gegenden in Ueberfluß wachsen. Von den Blättern derselben, besonders von einigen Arten, nähren die Schaafe, die Ziegen und die Schweine sich nicht nur, sondern sie nehmen davon auch zu, und werden sehr fett. Wie gesund die Luft auf der Insel sey, kann jede Person in der kleinen Kolonie hinlänglich bezeugen; denn alle insgesammt haben ununterbrochen einer guten Gesundheit genossen.

Als unsre Kolonisten landeten, sah man nicht einen einzigen Morgen auf der Insel von Waldung frei, und die Bäume waren durch die Art von kriechendem Gesträuche, die man *Supplejak* nennt, in allen Richtungen so durchwachsen, daß es sehr schwer hielt, weit in sie hinein zu kommen. Der Kommandant brachte es, so klein auch die Anzahl seiner Leute Anfangs war, durch unermüdete Thätigkeit dennoch bald dahin, daß ein Raum gereinigt ward, der hinreichte, seiner Kolonie die erforderlichen Bequemlichkeiten zu verschaffen und alle Arten von eßbaren Vegetabilien im größten Ueberflusse zu ziehen. Als die letzten Nachrichten ankamen, standen drei Morgen Gerste in vollem Treiben, und man hatte auch ein Feld in Stand gesetzt, um Reiß und Indianisches Korn darauf zu säen. Mit dem Waizen war es unglücklich gegangen; denn die Aussaat hatte durch den Kornwurm so starken Schaden gelitten, daß sie zur Vegetation nicht mehr taugte. Die Leute waren um diese Zeit schon alle in bequemen Häusern; und wie Herr King selbst in seinen Briefen an den Gouverneur Phillip erklärte, ließ sich gar nicht daran zweifeln, daß die Kolonie in weniger als vier Jahren im Stande seyn würde, sich gänzlich ohne, und während der Zeit mit

sehr geringer Beihülfe zu erhalten; ja, er meinte: es würden schon zwei Jahre hierzu mehr als genug seyn, wenn eine hinlängliche Anzahl von Hornvieh auf die Insel geschickt werden könnte.

Fische fängt man in großem Ueberflusse, und in der gehörigen Jahreszeit auch sehr schöne Schildkröten. Die Wälder werden von unzähligen Arten Vögel bewohnt, von denen manche ein sehr schönes Gefieder haben. Die nützlichsten darunter sind Tauben, deren es eine große Menge giebt, und ein Vogel, der dem Perlhuhne einigemaßen gleicht, die Farbe ausgenommen, welche hauptsächlich weiß ist. Beide Arten waren Anfangs so zahm, daß sie sich mit der Hand greifen liessen. Von den eßbaren Pflanzen sind die vorzüglichsten: die Kohlpalme, (*Areca oleracea? L.*) der wilde Pisang (*Musa*) der Farrenkraut-Baum, eine Art von wildem Spinat, und ein Baum mit einer kleinen Frucht, die einige Aehnlichkeit mit Johannisbeeren hat, und hoffentlich durch Verpflanzen und Wartung an Größe und Wohlgeschmack sehr gewinnen wird.

Doch die Produkte, durch welche Norfolk-Eiland am wichtigsten ist, sind Tannen und die Flachspflanze. Die erstern wachsen so hoch und so schön, als man sie andrer Orten gar nicht hat, und versprechen die schönsten Masten und Seegelstangen für unser Seewesen in Ostindien. Die letztere ist nicht weniger schätzbar, da man Seegeltuch, Tauwerk und selbst die feinsten Zeuge daraus machen kann, da sie ferner in großem Ueberfluß und so üppig wächst, daß sie acht Fuß hoch wird.*) Die Tannen sind häufig hundert und sechzig,

*) Die Flachspflanze wird vom Kapitain Cook, der sie bei seiner ersten Reise in Neu-Seeland fand, auf folgende Art beschrieben: Von dieser Pflanze giebt es hier zweierlei Arten. Die Blätter sind an beiden den Blättern der Schwertel-Linie ähnlich; die Blüthen sind nicht so groß; aber die klei-

ja bisweilen sogar hundert und achtzig Fuß hoch, und haben unten am Stamme zum Theil neun bis zehn Fuß im Durchmesser. Sie wachsen ungefähr achtzig Fuß, ohne einen Zweig zu treiben. Ihr Holz soll von der besten Beschaffenheit und beinahe so leicht seyn, als das in den vorzüglichsten Norwegischen Mastbäumen. Der Terpentin, den man daraus gewinnt, zeichnet sich durch Reinheit und eine weisse Farbe aus. Auch der Farrenkraut-Baum erreicht verhältnißmäßig eine große Höhe, nehmlich siebzig bis achtzig Fuß, und giebt vortreffliches Futter für Schaafe und andres kleine Hausvieh. Eine Pflanze, welche Pfeffer trägt, und welche man für die wahre orientalische Pfefferstaude hielt, ward noch zuletzt in großem Ueberflusse wachsend auf der Insel gefunden. Es sind Proben davon nach England geschickt worden, wo man nun über diesen wichtigen Punkt Untersuchungen anstellen wird.

Der übelste Umstand, den die erfuhren, die man nach Norfolk-Eiland geschickt hatte, war der Mangel an einem guten Landungsplatze. Die Bay, deren man sich zu die-

nen Büschel, in denen sie zusammen wachsen, sind in größerer Anzahl als bei jenen. An der einen Art sind sie gelb, an der andern dunkelroth. Aus den Blättern dieser Pflanze verfertigen die Neu-Seeländer mit sehr weniger Zubereitung nicht nur alle ihre gewöhnlichen Kleider, sondern auch alle Arten von kleinen Schnüren, Angelschnüren, und allerlei Stricke, die allem, was wir aus Hanf machen können, an Stärke so weit vorzuziehen sind, daß sich Beides gar nicht einmal mit einander vergleichen läßt. Aus eben dieser Pflanze wissen sie durch eine andre Zubereitung lange dünne Fäserchen zu ziehen, die wie Seide glänzen und schneeweiß sind. — — England würde in der That sehr gewinnen, wenn diese Pflanze, die auf eine so leichte Art zu so mancherlei nützlichen und wichtigen Absichten gebraucht werden kann, bei uns angebauet würde. — Eine Abbildung von dieser Pflanze findet man in G. Forsters Reise um die Welt ꝛc. 2. B. I. S. 235.

ser Absicht bedient hat, ist von einem Korallen-Rief umgeben, durch den nur ein Weg für ein Boot geht; und bei der Fluth, wenn der Wind aus Westen kommt, ist das Landen sehr gefährlich. Bei dem Ausschiffen ereignete sich wirklich ein Unglück. Ein Midshipman, der Befehl hatte, innerhalb des Riefs liegen zu bleiben, um die Boote zu begleiten, die ans Ufer führen, ließ sein eigenes Boot unvorsichtiger Weise in die Brandung treiben, und ging mit vier Mann zu Grunde. Er war, aus ähnlichem Mangel an Aufmerksamkeit, schon vorher einmal umgeworfen worden, und hatte damals einen Mann verloren.

Es giebt an der Küste der Insel verschiedne kleine Bayen, und man hat noch Hoffnung, daß vielleicht ein besserer Landungsplatz entdeckt werden wird; aber bis jetzt hatte Herr King noch Niemand ausschicken können, um die Untersuchung zu vollenden, da nothwendig alle Leute dazu gebraucht werden mußten, sich selbst und den Vorräthen Schutz zu verschaffen oder den Boden zu mancherlei Endzwecken zu reinigen. Sollte diese Untersuchung keinen günstigern Erfolg haben, so will man einen oder zwei kleine Felsen, durch die der Rief gefährlich wird, zu sprengen versuchen. Wenn auch dieses Hülfsmittel fehl schlüge, so müßte man denn freilich das Uebel mit Geduld ertragen. Im Sommer wird indeß das Landen im Ganzen hinlänglich sicher geschehen können; und Seefahrer, welche die Bay von Riga im Baltischen Meere gesehen haben, versichern: ein Schiff werde zu aller Zeit bei Norfolk-Eiland mit mehr Sicherheit Masten und Balken laden können, als an jenem Orte, wo jährlich so viele Schiffe befrachtet werden.

Ratzen sind die einzige Art von vierfüßigen Thieren, die man auf der Insel gefunden hat. Man besorgte, daß sowohl von ihnen, als von den Ameisen die Saaten leiden würden; aber man hat keinen großen Nachtheil

durch sie erfahren: und gehörige Anstalten vermindern die Anzahl solcher Feinde gemeiniglich in so weit, daß ihre Beschädigungen sehr unbeträchtlich werden. Im Ganzen verdient Norfolk-Eiland gewiß als eine Acquisition von einiger Wichtigkeit angesehen zu werden, und wird wahrscheinlich selbst den höchsten Erwartungen entsprechen.

Aus des Lieutenant Ball's größtentheils nur den Seefahrer interessirenden Nachrichten von Norfolk-Eiland theilen wir noch Folgendes mit: „Man kann sich der Insel ohne Gefahr nähern. Ich ankerte an eben dem Platze, wo Kapitain Cook landete. Die Insel hat eine ungeheure Menge von Kohlpalmen; und auf den Bänken an der Westseite der kleinen Insel kann man sich eine erstaunliche Menge von Fischen verschaffen. Die, welche man am Bord der Supply fing, waren von der Schnapper-Art*), sehr gut, und in solcher Menge vorhanden, daß mancher von den Leuten mit ihnen so gesättigt ward, wie die Matrosen auf den Bänken von Neufundland mit Stockfisch**)."

Bei der Fahrt nach Norfolk-Eiland entdeckte Lieutenant Harry Lidgbird Ball, Kommandeur von Sr.

*) Die Englischen Seeleute nennen mehrere Arten von Fischen, *snappers*. Es ist daher aus dieser Benennung unmöglich zu bestimmen, von welcher Art hier die Rede sey. F.

**) Da Kapitain Cook auf der kleinen, gegen Süden von Norfolk-Eiland liegenden Insel, (die man jetzt, wie ich sehe, Phillip's Eiland genannt hat) Schweine von beiderlei Geschlechte landen ließ; so wundert es mich, daß man noch keine Nachricht gegeben hat, ob sie noch vorhanden sind und sich vermehrt haben, oder nicht? Man konnte an dem Orte, wo wir zuerst gelandet hatten, den folgenden Tag nicht wieder ans Land kommen, weil es stärker wehete. An der kleinen Insel hingegen ging es recht gut, und man glaubte: wenn die Schweine sich stark vermehrten, so würden sie wohl von selbst nach der größeren Insel hinüber schwimmen. Die Babyruffa-Schweine in den Moluckas setzen nehmlich durch weit größere Meere. F.

Majestät Tender Supply, am 17 Febr. 1788, in 31° 36′ S. Br. und 159° Oestl. Länge, eine kleine gänzlich unbewohnte Insel, und nannte sie Howe's-Eiland, dem Lord dieses Namens zu Ehren. Bei seiner Rückkehr untersuchte er die Insel, und fand, daß das Ufer Ueberfluß an Schildkröten, aber keinen guten Ankerplatz hat. Ein Theil dieser Insel ist sehr hoch, und kann sechzehn, ja, ein Felsen an dem südöstlichen Ende sogar achtzehn große Seemeilen weit gesehen werden. In 29° 25′ S. Br. und 159° 59′ O. L. hat man seitdem noch ein sehr gefährliches Rief gesehen. Das Schiff, von welchem es bemerkt ward, war vier große Seemeilen Südwärts davon, und man konnte damals nicht mit Gewißheit bestimmen, wie weit es sich nach Norden erstrecke.

Lieutenant Ball bemerkte auch in einer beträchtlichen Entfernung von Lord Howe's-Eiland einen ansehnlich hohen pyramidalischen Felsen, und nannte ihn Ball's Pyramide. Man kann sich der Insel ohne Gefahr nähern. Die Supply ankerte bei ihr in dreizehn Faden auf Sand und Korallen; aber ungefähr vier Meilen weit von dem südwestlichen Theile der Pyramide liegt ein gefährlicher Felsen, der nur wenig über die Oberfläche des Wassers hervorragt, und nicht breiter zu seyn scheint, als ein Boot. Lieutenant Ball hatte keine Gelegenheit zu untersuchen, ob ein sicherer Weg hindurch gehe oder nicht. Die Insel hat die Gestalt eines halben Mondes, und die konvexe Seite ist gegen Nordosten gerichtet. Zwei Spitzen, die man zuerst für getrennte Inseln hielt, sind, wie man nachher fand, hohe Berge an dem südwestlichen Ende der Insel, zwischen denen ein sehr tiefes Thal liegt. Das Land zwischen diesen beiden Spitzen bildet die konkave, nach Südwesten hinsehende Seite der Insel, und endigt sich in ein sandiges Ufer, das von einem Korallen-Rief vor der See geschützt wird. Dies liegt eine halbe Meile weit vom Ufer, und hat verschiedene

ſchiedne kleine Oeffnungen für Boote; aber es iſt ſchlimm, daß die See innerhalb des Riefs nirgends über vier Fuß Tiefe hat. Man fand kein friſches Waſſer auf der Inſel; aber dagegen, ſelbſt auf den Gipfeln der Berge, eine große Menge von Kohlpalmen, Manglebäumen (*Rhizophora*) und Mantſchinell-Aepfelbäumen (*Hippomane Mancinella L.*) Andre Vegetabilien waren nicht zu ſehen. An dem Ufer giebt es eine Menge von Rothgänſen (*Pelecanus Sula L.*), und einen Landvogel von dunkelbrauner Farbe mit einem ungefähr vier Zoll langen Schnabel, und an den Füßen einem Huhne gleich. Man fand ſie auſſerordentlich fett, und ſehr gut zu eſſen; aber es fehlt uns an weiteren Nachrichten von ihnen. Es giebt hier auch einige ſehr große Tauben; ferner ſah man die ſchon auf Norfolk-Eiland gefundenen weißen Vögel, die den Perlhühnern ähnlich ſind, in großer Menge. Der Schnabel dieſes Vogels iſt roth, ſehr ſtark, dick und ſcharfgeſpitzt. Im Sommer kommen unzählige ſchöne Schildkröten hieher; aber bei Annäherung des Winters gehen ſie alle nach Norden zu. Man konnte ſie ohne die mindeſte Schwierigkeit aufnehmen. Die Matroſen fingen auch eine Menge Fiſche mit Angel und Leine.

Um den Anbau von Norfolk-Eiland zu beſchleunigen, ward im Oktober ein neues Detaſchement dahin geſchickt, das aus einem Officier mit acht Seeſoldaten, und aus dreiſſig Verurtheilten, 20 von männlichem und 10 von weiblichem Geſchlechte, beſtand. Alſo befanden ſich auf dieſer kleinen Inſel, als die letzten Nachrichten von da abgingen, vier und vierzig Manns- und ſechszehn Frauensperſonen. Sie hatten auf 18 Monate Mundbedürfniſſe, und lebten an dieſem abgeſonderten Platze unter der klugen Leitung eines jungen Befehlshabers ganz vergnügt.

(Hier folgt im Original eine trockne Nachricht von den Lebensumſtänden des Lieutenant King, mit der man die Deutſchen Leſer verſchonen zu müſſen geglaubt hat.)

Elftes Kapitel.

Drei von den Transportschiffen werden ausgeladen. Zwei Exkursionen in das Land, am 15 und am 22 April. Hütten der Eingebornen. Schnitzwerk und andre besondre Umstände.

Da die Transportschiffe Charlotte, Lady Penrhyn und Scarborough alle ihre Vorräthe ausgeladen hatten, so wurden sie am 25 März aus dem Dienste der Regierung entlassen, und bekamen die Freiheit, nach China zu seegeln, sobald ihre Befehlshaber es rathsam fänden. Die übrigen Schiffe mußte man indeß nothwendig so lange zurückhalten, bis die Vorrathshäuser vollendet werden könnten.

Im April fiel nichts vor, das erzählt zu werden verdiente, außer daß Gouverneur Phillip zwei Reisen machte, um das Land zu untersuchen. Die erstere trat er am 15 an, nahm dabei Provisionen auf vier Tage mit, und ließ sich von einigen Officieren, desgleichen von einer kleinen Anzahl Seesoldaten, begleiten. Sie landeten an der Spitze einer kleinen Bucht, welche Muschelbucht genannt ward, nahe bei dem Eingange des Hafens an der Nordseite. Da sie in dieser Richtung fortgingen, kamen sie an einen großen See, den sie, obgleich nicht ohne viele Mühe, untersuchten. Er war in einer beträchtlichen Strecke ringsum von Sumpf und Moraſt umgeben, in den man bei weiterem Fortgehen oft bis an die Mitte des Leibes hineinsank. An diesem See bemerkte man zuerst einen schwarzen Schwan, eine Art, die zwar, dem Sprichworte zufolge, in andren Theilen der Erde selten, hier aber nicht ungewöhnlich ist, da man sie an den meisten Seeen gefunden hat. Es war ein sehr schöner Vogel, größer als der gemeine Schwan, aber von eben so schöner

Gestalt. Als man nach ihm schoß, flog er auf; und nun sah man, daß seine Flügel einen weißen Rand, und der Schnabel eine rothe Farbe hatte.

In drei Tagen kam man mit großer Schwierigkeit über die Sümpfe und Moore, die sich nahe am Hafen befinden. Nichts kann deutlicher zeigen, welche große Verbesserungen durch die Industrie eines civilisirten Volkes in diesem Lande zu machen sind, als die Beschaffenheit der kleinen Ströme, die sich in Port-Jackson ergießen. Diese kommen nehmlich alle aus Sümpfen, die durch das Stillestehen des Wassers, wenn es aus den Quellen hervorgebrochen ist, verursacht werden. Kann man die Hindernisse, welche ihrem Laufe im Wege stehen, fortschaffen und freie Kanäle für sie eröffnen: so wird das anliegende Land nach und nach austrocknen, und die Ströme selber nützlich werden. Zugleich wird man bewohnbare und gesunde Gegenden an Stellen gewinnen, wo jetzt ewige feuchte Ausdünstungen herrschen, und die Luft selbst zu stagniren scheint.

Als man über dieses niedrige Land hinweg war, fand man ein felsichtes und unfruchtbares. Die Hügel waren mit blühenden Sträuchen bedeckt; aber wegen verschiedener Hindernisse hielt es schwer, hinauf und hinunter zu steigen, ja an manchen Stellen war es ganz unmöglich. Ungefähr funfzehn Meilen weit von der Seeküste, hatte Gouverneur Phillip eine sehr schöne Aussicht auf die innere Gegend des Landes, und auf die Berge derselben, von denen er nun einige mit besondern Namen belegte. Die nördlichsten davon, nannte er Karmarthen-, die südlichsten Landsdown-, und einen Berg, der zwischen beiden liegt, Richmond-Hügel. Aus der Art, wie diese Berge sich zu erheben schienen, schloß man beinahe mit Gewißheit, daß von ihnen ein großer Strom entspringen müßte. Doch itzt war es nothwendig zurück zu kehren, ohne daß man weitere Untersuchungen anstellen konnte.

Am 22 unternahm man eine andre Wanderung von eben der Art. Gouverneur Phillip landete mit seiner Begleitung nahe bei dem Ende des Hafens. Hier fand man eine gute Gegend; aber in kurzer Zeit kam man an sehr dickes Gebüsch. Der größte Theil des Tages verging mit fruchtlosen Versuchen, einen Weg hindurch zu bahnen; endlich aber mußte man das Vorhaben aufgeben und wieder umkehren.

Den nächsten Tag hielten sie sich ungefähr 4 Meilen weit dicht an die Ufer eines kleinen Meerbusens. Hierdurch gelang es ihnen, durch das Gebüsch zu kommen, und sie setzten nun an den drei folgenden Tagen ihren Weg Westwärts fort. Die Gegend, durch die sie reisten, war außerordentlich schön, eben, oder in kleinen Hügeln erhoben, die eine sehr angenehme und malerische Aussicht bildeten. Den Boden fand man vortreflich, ausgenommen an einigen wenigen Stellen, wo er steinicht war. Die Bäume stehen zwanzig bis vierzig Fuß weit auseinander, und sind gemeiniglich frei von Gesträuche, das man bloß auf den steinigen und unfruchtbaren Plätzen antraf. Am fünften Tage erstieg man eine kleine Anhöhe, und sah von da auf dieser zweiten Wanderung zum erstenmal die Karmarthen- und Landsdown-Hügel. Die Gegend rings um die Anhöhe war so schön, daß Gouverneur Phillip ihr den Namen *Belle-vue* gab. Man befand sich nun, dem Anschein nach, noch dreißig Meilen weit von den Bergen, die man hatte erreichen wollen; da es aber nicht möglich gewesen war, außer den Zelten, den Waffen und andern Bedürfnissen, auf mehr als sechs Tage Provisionen mitzunehmen: so mußte man umkehren. Selbst bei diesem kleinen Vorrathe hatten die Officiere so gut als die Gemeinen sich genöthigt gesehen, schwere Lasten zu tragen. Wasser nahm man immer zum täglichen Gebrauche mit; denn ob man gleich in jedem Augenblick kleine Pfützen fand, die vom Regen

ſtehen geblieben waren; ſo konnte man ſich doch auf dieſe Aushülfe nicht verlaſſen. Nun hatte man die außerordentliche Schwierigkeit in dies Land vorzudringen, gänzlich durch die Erfahrung kennen lernen; denn tiefe Regenbäche, und andre Hinderniſſe nöthigen den Reiſenden oft, ſeinen geraden Weg zu verlaſſen, und täuſchen jede Vermuthung über die Zeit, die etwa erforderlich ſeyn möchte, eine gewiſſe Strecke zurückzulegen. Dieſe Wanderung hatte in gerader Linie nicht über dreiſſig Meilen betragen, und doch fünf Tage weggenommen. Die Rückkehr der Parthei ging mit mehr Leichtigkeit von Statten; die Bahn war nun gebrochen, und längs dem ganzen Wege, den ſie genommen hatte, die Bäume bezeichnet. Bei dieſen Umſtänden erreichte ſie ihre Boote in anderthalb Tagen.

Man hatte noch durchgängig die Meinung, das Anſehen des Landes in jenem Diſtrikte verſpreche die Entdeckung eines großen Stromes, wenn man nur den diesmal genommenen Weg bis zu Ende verfolgen könne. Daher entwarf man den Plan zu einer andren Wanderung, und beſchloß, auf derſelben, wo möglich, entweder bis nach den Landsdowns oder bis nach den Karmarthen-Hügeln vorzudringen. Bei der Hoffnung, ſo etwas Wichtiges wie einen Strom zu entdecken, war jeder begierig mitzugehen, ungeachtet mit dergleichen Unternehmungen ſo große Schwierigkeiten verbunden ſind. Doch für jetzt mußte dies Vorhaben nothwendig aufgeſchoben werden. Gouverneur Phillip, der ſchon, als er die Exkurſion nach der *Broken*-Bay antrat, unpäßlich geweſen war, hatte ſich dadurch, daß er häufig auf der feuchten Erde geſchlafen, heftige Seitenſchmerzen zugezogen. Dieſe Krankheit nahm auf den beiden letzten Reiſen ſo zu, daß er es ſchlechterdings nothwendig fand, ſich einige Wochen Ruhe zu erlauben, ehe er von neuem ſo viele Beſchwerlichkeiten übernähme.

Die auf der letzten Reise untersuchte Gegend war so gut, und zum Anbau so geschickt, daß der Gouverneur sich vornahm, sobald nur eine hinlängliche Anzahl von Leuten bei der unumgänglich nothwendigen Arbeit entbehrt werden könnte, ein Detaschement abzuschicken und daselbst eine Kolonie anlegen zu lassen. Aber ungeachtet der guten Beschaffenheit des Bodens, ist es doch zu verwundern, wie die Eingebornen, da sie seine Fruchtbarkeit nicht zu nutzen wissen, in der innern Gegend ihr Leben erhalten können. An der Küste machen Fische einen beträchtlichen Theil ihrer Nahrung aus; aber da, wo sie diese nicht haben können, scheint es kaum möglich, daß sie mit ihren Wurfspießen, dem einzigen bis jetzt bei ihnen bemerkten Schießgewehr, im Stande seyn sollten, sich irgend eine Art von Nahrung aus dem Thierreiche zu verschaffen. Die Engländer konnten auf ihrer letzten Reise in sechs Tagen mit ihren Flinten kaum genug für zwei Mahlzeiten schiessen. Indeß, daß diese Gegenden häufig von den Eingebornen besucht werden, erhellt ganz unläugbar aus den für einige Zeit erbaueten Hütten, die man an verschiedenen Orten gesehen hat. Nahe bei einer von denselben fand man die Knochen eines Kanguru; auch sah man verschiedne Bäume noch brennend. Ferner nahm Gouverneur Phillip ein Stück von einer Wurzel auf, die der Wurzel eines Farrenkraut-Baumes glich. Ein Theil derselben war gekauet und so frisch, daß man glaubte, sie könne nur erst vor einigen Minuten weggeworfen worden seyn. Aus verschiednen Kennzeichen schien augenscheinlich zu erhellen, daß die Eingebornen bloß bei der Annäherung der Engländer geflohen wären; aber sie hatten sich so völlig versteckt, daß man nicht Einen von ihnen zu Gesicht bekam.

Die Anzahl der Eingebornen in diesen inneren Gegenden muß übrigens sehr klein seyn. Ob sie freiwillig in einer Gegend wohnen, wo sie mit so vielen Schwie-

Ansicht einer Hütte in Neu-Süd-Wallis.

rigkeiten zu kämpfen haben, oder ob sie aus der Gesellschaft derer, die sich an der Küste aufhalten, ausgestoßen worden sind, hat man noch nicht entdeckt. Die Hütten, die man hier sah, bestanden aus einzelnen, ungefähr 11 Fuß langen und vier bis sechs Fuß breiten Stücken Rinde, die, so wie sie frisch vom Baume gekommen, in der Mitte gekrümmt, und in einem spitzen Winkel zusammen gesetzt waren, so daß sie große Aehnlichkeit mit den Kartenhäusern der Kinder hatten. Auf dem beigefügten Kupferstich sind diese Hütten, und zugleich auch einige Speere oder Wurfstöcke der Eingebornen vorgestellt. Man vermuthete, sie möchten diese unvollkommnen Hütten hauptsächlich in der Absicht errichten, sich darin vor den Thieren zu verbergen, denen sie ohne Zweifel oft auflauern müssen. Auch können ein oder zwei Mann, die sich hinein setzen oder legen, darunter vor Regenschauern bedeckt seyn. An manchen Bäumen sah man die Rinde eingekerbt, als sollte sie zur Erleichterung des Kletterns dienen; und in verschiedenen befanden sich Löcher, die augenscheinlich einigen Thieren zum Aufenthalt gedient hatten, aber von den Eingebornen erweitert worden waren, damit die sie Bewohner derselben fangen könnten. Das Vergrößern dieser Löcher muß, bei ihren unvollkommnen Werkzeugen, eine sehr langwierige Arbeit seyn, und nicht wenig Geduld erfordern. An einigen Stellen, wo das Loch zu hoch war, um von dem Boden erreicht werden zu können, hatte man Baumäste hingelegt, um das Hinauflangen zu erleichtern. Die Thiere, welche in diesen Löchern ihre Zuflucht suchen, sind wahrscheinlich das Eichhorn, und das Opossum oder die Kanguru-Ratze. An dem Fuß eines von diesen Bäumen fand man die Haut von einem fliegenden Eichhorn.

An mehreren Stellen war kurz vorher Feuer angezündet gewesen; aber nur an einer einzigen sah man einige Schaalen von Austern oder Mießmuscheln, und

zwar nicht mehr als ein halbes Dutzend. Fischgrä-ten fand man gar nicht; dies scheint zu beweisen, daß die Eingebornen bei ihren Reisen in das Land keine Pro-visionen dieser Art mitnehmen. Man sah häufig Kan-gurus; aber sie waren so scheu, daß es sehr schwer hielt, sie zu schießen. In Ansehung dieser Thiere ist es ein sonder-barer Umstand, daß sie bei aller ihrer Furchtsamkeit, und obgleich täglich nach ihnen geschossen wird, sich dennoch nahe bei dem Lager häufiger zeigten, als in irgend einer andren Gegend des Landes. Das Kanguru gleicht zwar in der besondren Eigenschaft, daß es bloß auf den Hin-terbeinen geht, der Jerbua, gehört aber nicht zu diesem Geschlechte. Der Beutel an dem weiblichen, worin die Jungen gesäugt werden, scheint es eher mit dem Opossum verwandt zu machen. Diese ungewöhnliche Bildung, die man bisher für eine Besonderheit dieses einzigen Geschlech-tes gehalten hat, scheint übrigens in Neu-Holland kein hin-länglich chgrakteristisches Kennzeichen zu seyn; denn sie ist auch bei dem Ratzen- und bei dem Eichhorn-Geschlechte bemerkt worden. Das größte Kanguru, das man bis jetzt geschossen hat, wog ungefähr hundert und vierzig Pfund. Man hat aber bemerkt, daß es zwei Arten davon giebt: die eine wiegt selten über sechzig Pfund, und hält sich be-sonders in hohen Gegenden auf; ihr Haar fällt ins Röth-liche, und der Kopf ist kürzer, als an der größern Art. Junge Kangurus, die man gefangen hat, sind in weni-gen Tagen sehr zahm geworden, aber keins davon über zwei oder drei Wochen leben geblieben. Indeß ist es wohl möglich, daß man sie, wenn erst ihre Nahrung besser be-kannt ist, noch zu Hausthieren machen kann. Nahe bei einigem Wasser fand man auf der letzten Reise die Losung eines grasfressenden Thieres, von dem man glaubte, es könne nicht kleiner seyn, als ein Pferd. Ein Kanguru von einer so weit über das Gewöhnliche hinausgehenden Größe, würde eine ausserordentliche Erscheinung seyn;

indeß hat man bis jetzt kein größeres Thier gesehen, und es ist noch nicht bestimmt, wie groß das Kangurugeschlecht werden könne. Der Schwanz der Kanguru's ist sehr groß und sie gebrauchen ihn, wie man gefunden hat, als ihre Waffen; denn einige Hunde haben so starke Schläge damit bekommen, daß sie genöthigt gewesen sind, vom Verfolgen des Thieres abzustehen. Das Fleisch ist grob und mager, und würde wahrscheinlich nicht zur Speise gebraucht werden, wenn nicht frische Lebensmittel selten wären *). Das Mißverhältniß zwischen den obern und untern Theilen ist größer, als man es in irgend einer frühern Zeichnung vorgestellt hat. Ein ausgestopftes Kanguru, das Herr Nepean besitzt, hat folgende Dimensionen:

	Fuß.	Zoll.
Länge von der Nasenspitze bis zu Ende des Schwanzes	6	1
— des Schwanzes	2	1
— — Kopfes	—	8
— der Vorderbeine	1	0
— — Hinterbeine	2	8
Umfang des Vordertheils bei den Beinen	1	1
— der hinteren Theile	3	2

Die mittelste Zehe an den Hinterfüßen ist auffallend lang, stark und scharf.

Lord Sydney hat von dem Gouverneur Phillip ein männliches Kanguru von weit beträchtlicherer Größe erhalten, dessen Dimensionen folgende sind:

*) Dies widerspricht dem ganz, was Cook von seiner ersten Reise erzählt. Er und seine Gefährten fanden das Fleisch des Kanguru's „von ungemein leckerem Geschmacke.„ (M. s. Hawkesworth's Seereisen ꝛc. 3. B. 4. S. 474.) Dieser Widerspruch ist um so auffallender, da es den frühern Seefahrern, als sie von dem Fleische des Thieres so urtheilten, gar nicht an frischen Speisen fehlte, und da sie gerade „Tag für Tag eine Menge vortreflicher Schildkröten hatten.„ S.

	Fuß.	Zoll.
Länge von der Nasenspitze bis zu Ende des Schwanzes	8	5
— des Schwanzes	3	1
— — Kopfes	—	11
— der Vorderbeine	2	—
— — Hinterbeine	3	7
Umfang des Vordertheils bei den Beinen	1	9
— der hintern Theile	4	5
— des dickern Theils von dem Schwanze, der gegen das Ende hin nach und nach spitz zuläuft	1	1

Ein größeres Kanguru ist bis jetzt noch nicht gesehen worden; doch hat man alle Ursache zu glauben, daß selbst dies seine volle Größe noch nicht erreicht hatte. Lieutenant Shortland sagt übrigens von diesem Thiere, es lebe in Heerden, ungefähr von 30 bis 40 Stück; und man habe bemerkt, daß immer eins etwas von den übrigen entfernt stehe, und wahrscheinlich Wache halte.

Die Eingebornen von Neu-Süd-Wallis sind zwar in einem so rohen und uncivilisirten Zustande, daß sie noch nicht einmal Versuche gemacht haben, sich zu bekleiden, ob sie gleich bisweilen augenscheinlich von Kälte und Wetter Unbequemlichkeiten empfinden; aber doch haben sie Begriffe von Bildnerei. Auf allen Streifereien, die Gouverneur Phillip machte, desgleichen in der Nachbarschaft von Botany-Bay und Port-Jackson, hat man Figuren von Thieren, Schilden und Waffen, ja selbst von Männern, in die Felsen eingegraben gefunden, zwar grob, aber doch gut genug, um ganz deutlich zu bestimmen, was dadurch vorgestellt seyn solle. Fische waren häufig abgebildet, und an einem Orte sah man auch eine große Eidechse mit ziemlicher Genauigkeit skizzirt. Auf der Spitze eines Hügels war noch besser ein Mann in der Stellung abgebildet, die sie gewöhnlich annehmen, wenn sie anfangen zu tanzen. Daß die nachahmenden und vergnügenden

Künste auf diese Art den nothwendigen etwas zuvor kommen, scheint eine Ausnahme von den Regeln zu machen, welche die Theorie über das Entstehen der Erfindungen festgesetzt hat. Aber vielleicht kann man diesen Umstand besser als einen Beweis ansehen, daß hier das Klima nie rauh genug ist, um die Sorge für Bedeckung oder Schutz schlechterdings nothwendig zu machen. Lebten die Neu-Holländer in einem kälteren Himmelsstriche, so würden sie ohne Zweifel sich eher Kleider und Häuser angeschafft haben, als sie Bildhauer zu werden versucht hätten *).

In allen bisher durchwanderten Gegenden sind die Partheien selten eine Viertelmeile weit gegangen, ohne angebrannte Bäume zu sehen. Da an dieser Küste heftige Gewitter nicht selten sind, so können sie wohl vom Blitze

*) Zwei Umstände scheinen dies außerordentliche Phänomen erklären zu können. Einmal ist des unkultivirten Wilden Hang zur Unthätigkeit in einem milden Klima, (wo er für Schirm gegen das Ungemach des Wetters, und für Nahrung eben nicht ängstlich sorgen darf) unbeschreiblich groß, und er bringt, so bald er zu essen und eine elende Hütte hat, alle seine Zeit in Müßiggang zu. Zweitens: Putz und Zierrathen für seinen Leib und für seine Geräthschaften, besonders für die, welche er im Kriege und bei gewissen feierlichen Handlungen braucht, und die man also zum Aeußerlichen seiner Religion rechnen könnte, sind ihm immer werth und wichtig. Er spart daher weder Zeit noch Arbeit, um sie sich zu verschaffen. Der Putz der Taheitischen Krieger von Federn und Korbwerk, ihre Todtenfeierkleidung, ihre Tanzkleidung und tausend solche Kleinigkeiten; so wie die Bilder und Schnitzwerke an den Kähnen der Neu-Seeländer, ferner an ihren Streitkolben, und den Tigghis oder Tihhis, den Bildern der Seele ihrer verstorbenen Verwandten und höherer geistigen Wesen, den Gegenständen ihrer Verehrung — alle diese Arbeiten sind Produkte eines eisernen Fleißes und eines rohen aber sich entwickelnden Genies. Muße und Liebe zum Zierlichen sind also in milden Himmelsstrichen selbst bei rohen Völkern die ersten Anfänge der bildenden Künste gewesen. F.

angezündet worden seyn, den der Gummibaum besonders stark anziehen soll; aber vielleicht haben auch die Einwohner sie in Brand gesetzt. Der Gummibaum brennt sehr leicht, und es ist bei den Einwohnern ganz gewöhnlich, daß sie an der Wurzel eines von diesen Bäumen Feuer anzünden. Wenn sie einen Platz verlassen, so löschen sie das Feuer nie, sondern lassen es ausbrennen, oder sich bis zu dem Baume hin verbreiten, je nachdem der Zufall es gerade will.

Gouverneur Phillip fand bei seiner Zurückkunft von dieser Exkursion zu seinem Verdruß, daß sehr nahe bei dem Lager und am hellen Tage fünf Schaafmütter und ein Lamm getödtet worden waren. Wie es zugegangen, wußte niemand; man vermuthete aber, es möchte durch Hunde der Eingebornen geschehen seyn. Der Verlust von einigem Hausvieh war ein wirkliches Unglück, da eine beträchtliche Zeit darüber hingehen muß, ehe er wieder ersetzt werden kann. — Die Fischerei ist an der dortigen Küste nur eine ungewisse Hülfsquelle. An einigen Tagen fängt man große Quantitäten, obgleich nicht genug, um etwas Beträchtliches an den Provisionen zu sparen; aber zu andren Zeiten giebt es nur sehr wenige. Das lebendige Vieh, das man am 1 Mai in Port Jackson hatte, war Folgendes: 1 Hengst, 3 Stuten, 3 Füllen, 2 Bullen, 5 Kühe, 29 Schaafe und Widder, 19 Ziegen, 49 Schweine (worunter 1 Eber) 25 Ferkel, 5 Kaninchen, 18 Truthühner, 29 Gänse, 35 Enten, 122 alte und 87 junge Hühner. Diese gehörten theils der Regierung, theils dem Gouverneur, den Officieren und andern zu dem Detaschement gehörigen Personen.

Die drei nach China bestimmten Transportschiffe seegelten den 5. 6. und 8 Mai ab; und die Supply ging, als sie ausgebessert war, den 6 nach Lord Howe's-Eiland, um Schildkröten zu holen. Man hoffte nehmlich dadurch den Scharbock etwas zu vermindern, woran

die Leute noch so sehr litten, daß beinahe zweihundert gar nicht arbeiten konnten.

Bei der großen Mühe, welche mit dem Aufräumen des Bodens verbunden war, fand man es unmöglich, für jetzt mehr als zehn Morgen mit Weizen und Gerste*) zu besäen; und man besorgte, daß selbst diese Aussaat von Ameisen und Feldmäusen leiden würde. Zu Anfange des Mai's vermuthete man, wie schon ein- oder zweimal vorher, daß die regnichte Jahreszeit eingetreten wäre; aber ungefähr in einer Woche ward das Wetter wieder schön.

Zwölftes Kapitel.

Die Supply kehrt von Lord Howe's Eiland zurück. Einige Verurtheilte werden von den Eingebornen angegriffen. Gouverneur Phillip macht zu Lande eine Reise nach der Botany-Bay. Zusammenkunft mit verschiednen Neu-Holländern. Der vierte Junius wird gefeiert. Einige Nachricht von dem Klima.

Am 25 May kam die Supply von Lord Howe's Eiland zurück; aber unglücklicher Weise war sie nicht im Stande gewesen, sich nur eine einzige Schildkröte zu verschaffen. Sie hatte sehr stürmisches Wetter gehabt, und ihren besten Buganker abkappen müssen, indeß weiter keinen Schaden gelitten. Alle drei nach China bestimmte Transportschiffe waren von der Insel aus gesehen worden, indeß die Supply sich daselbst befand.

Um diese Zeit kam einer von den Verurtheilten, der, um Vegetabilien zu suchen, ein beträchtliches Stück

*) Das nicht mitgerechnet, was der Unter-Gouverneur und andre einzelne Personen zum Bedarf ihres eigenen Viehes säeten, wobei sie sich gelegentlich von den Uebelthätern helfen liessen. A. d. O.

vom Lager weggegangen war, sehr gefährlich auf dem Rücken verwundet, wieder, und sagte: ein andrer Mann, der in gleicher Absicht ausgegangen, sei vor seinen Augen von den Eingebornen gefährlich am Kopfe verwundet und dann von ihnen weggetragen worden. Hinterher fand man in einer von ihren Hütten ein Hemde und einen Hut, beide von Speeren durchlöchert; aber von dem Manne selbst konnte man nichts in Erfahrung bringen. Es ließ sich wohl eben nicht zweifeln, daß die Uebelthäter den Streit angefangen hätten; obgleich der Zurückgekehrte stark läugnete, daß er irgend eine Veranlassung dazu gegeben habe.

Am dreissigsten Mai wurden zwei Männer, die in einiger Entfernung vom Lager Binsen zu Strohdächern hatten sammeln sollen, todt gefunden. Einer von ihnen hatte vier Speere in seinem Körper, von denen der eine durch und durch gegangen war; an dem andern aber sah man ganz und gar keine Merkmale von Gewaltthätigkeit. In diesem Falle erfuhr man ganz zuverlässig, daß die unglücklichen Leute, die ihre Unredlichkeit und ihren Ungehorsam gegen die Befehle so theuer bezahlen mußten, sich die erste Beleidigung hatten zu Schulden kommen lassen; denn sie waren mit einem Kanot gesehen worden, das sie von einem der Fischplätze weggenommen hatten. Diese Vorfälle gingen dem Gouverneur Phillip sehr nahe, da sie den Plan, der ihm so sehr am Herzen lag, nehmlich die Zuneigung der Eingebornen zu gewinnen und ein freundschaftliches Verkehr mit ihnen einzuleiten, gänzlich zu Grunde richten mußten.

Da die Werkzeuge der Binsenschneider weggenommen waren, so glaubte der Gouverneur, es sey vielleicht möglich, die Eingebornen zu entdecken, die an diesem unglücklichen Handgemenge Theil gehabt hätten, und ihnen zu verstehen zu geben, das Betragen ihrer Beleidiger sey von Niemand erlaubt gewesen, und werde gänz-

lich gemißbilligt. Er dachte, es sey wenigstens werth einen Versuch damit zu machen, da es das einzige Mittel schien, das Zutrauen wieder herzustellen, das durch diesen Vorfall unterbrochen seyn mußte. Dem zufolge, fuhr er am nächsten Tage mit einer kleinen Parthei aus, die zusammen aus zwölf Personen bestand, und landete an dem Platze, wo die beiden Leute erschlagen worden waren. Man ging über zwanzig Meilen weit queer durch das Land hin, und kam bis an das nördliche Ufer der Botany-Bay, ohne nur Einen von den Eingebornen angetroffen zu haben.

Hier sah man endlich ungefähr zwanzig Kanots, die sich mit Fischen beschäftigten. Als man Feuer angezündet und sich gelagert hatte, um die Nacht an dem Ufer zuzubringen, erwartete man ganz zuversichtlich, daß einige von den Leuten in den Kanots kommen würden; aber es ließ sich nicht ein einziger sehen. Am nächsten Morgen waren wohl funfzig Kanots ans Land gezogen; aber man konnte nicht eine einzige Person finden, die zu ihnen gehörte. Gouverneur Phillip war nun Willens, nach Port-Jackson zurück zu kehren; aber auf seinem Wege, den er einige Zeit an der Seeküste hin nahm, sah er eine große Anzahl von Eingebornen, und zwar augenscheinlich mehr als in dieser Gegend zu Hause seyn konnten, an dem Eingange einer Höhle versammelt. Die Engländer waren, als sie jene entdeckten, nicht mehr zehn Schritte weit von ihnen, und der Gouverneur hatte kaum Zeit, seine Leute Halt machen zu lassen, als sich schon eine Menge in Waffen zeigte. Der Mann, der sie anzuführen schien, machte, als er näher kam, den Engländern Zeichen, daß sie zurück gehen sollten; als er aber den Gouverneur Phillip allein unbewaffnet und auf eine freundschaftliche Art auf sich zu kommen sah, so gab er seinen Speer weg, und ging ihm mit dem größten Zutrauen entgegen. In weniger als drei Minuten fan-

den die Engländer sich von zweihundert und zwölf Mann umringt; aber bei dieser Gelegenheit fiel nichts vor, was nur im mindesten die Meinung hätte erregen können; die Einwohner wären gewohnt, verrätherisch zu handeln, oder geneigt, von ihrer überlegenen Anzahl auf eine grausame Art Vortheil zu ziehen. Augenblicklich nahmen sie vielmehr die angebotne Freundschaft an, legten ihre Speere und Stein-Aexte nieder, und kamen auf die freundschaftlichste Art zu den Engländern heran. Eine Anzahl von Weibern und Kindern blieb in einer kleinen Entfernung; doch wurden nachher von den Männern einige geholt, um die Kleinigkeiten in Empfang zu nehmen, die man ihnen als Geschenke anbot. Man sah bei diesen Leuten nicht das Geringste, woraus sich hätte schliessen lassen, daß einer oder der andre von ihnen bei dem Streite mit den Binsenschneidern zugegen gewesen wäre. Der Gouverneur trennte sich von ihnen auf die freundschaftlichste Art, und war mehr als jemals überzeugt, wie nothwendig es sey, sie mit einem gehörigen Grade von Vertrauen zu behandeln, wenn man Unannehmlichkeiten verhüten wolle. Wäre er mit seiner sämtlichen Mannschaft auf sie zu gegangen, oder hätte er sich nur einen Augenblick bedacht, ehe er allein es that und ihnen Freundschafts-Zeichen machte: so würde man wahrscheinlich einen Speer geworfen haben, und dann hätte sich durch nichts ein Streit verhüten lassen, der bei solchen Umständen gewiß übel abgelaufen wäre.

Hier sah man den schönsten von allen bisher im Lande entdeckten Wasserströmen; aber die Bucht, in die er sich ergießt, ist der See zu stark ausgesetzt. Als die Eingebornen bemerkten, daß die Engländer nach der nächsten Bucht vorwärts gingen, machte einer von ihnen, ein alter Mann, verschiedne Zeichen, daß man ihm erlauben möchte, voraus zu gehen. Man that es; und so bald er nun den Hügel erstiegen hatte, hielt er

(dies-

(dies ist nehmlich das gewöhnliche Freundschaftszeichen bei dem Volke) seine beiden Hände in die Höhe, und rief laut, um den Leuten in der nächsten Bucht anzudeuten: die Personen, die auf sie zu kämen, wären Freunde. Der Gouverneur und seine Begleiter gingen indeß nicht nach jener Bucht hin, sahen aber ungefähr vierzig Männer, so daß die Einwohner, wenn sie anders nicht wegen einer besondern Gelegenheit versammelt waren, in dieser Gegend zahlreicher seyn müssen, als man vorher glaubte. Gouverneur Phillip hatte Anfangs aus den Partheien der Eingebornen, die ihm in Botany-Bay, Port-Jackson, der *Broken*-Bay und dem sämtlichen dazwischen gelegenen Lande zu Gesichte gekommen waren, berechnet, daß die Anzahl der Einwohner nicht über funfzehnhundert betragen könnte. Aber als man jetzt über die Hügel zwischen Botany-Bay und Port-Jackson wegging, sah man auf dem Gipfel von den Lansdowns-Hügeln Rauch; und dieser Umstand scheint es ausser allem Zweifel zu setzen, daß das Land bis zu diesen Bergen hin, welche volle funfzig Meilen weit von der See entfernt sind, bewohnt sey.

Weitere Nachforschungen haben Grund zu der Vermuthung gegeben, daß, ehe die Eingebornen die Binsenschneider angegriffen, vorher einer von ihnen ermordet und verschiedne verwundet worden sind. Gouverneur Phillip machte nun bei seiner Zurückkunft bekannt, daß jeder Verrätherin, der die Urheber der Feindseligkeiten entdeckte, zur Belohnung seine Freiheit bekommen sollte. Wenn dieser Schritt auch in dem gegenwärtigen Falle keine Aufklärung verschafft, so wird er doch wahrscheinlich in Zukunft ähnliche Gewaltthätigkeiten verhüten.

Schon bisher hatten die Hausthiere der Kolonie eben kein gutes Glück gehabt; aber der stärkste Schlag sollte noch kommen. Der Mann, der dazu bestellt war, auf die zwei Bullen und die vier Kühe Acht zu geben, die

der Regierung und dem Gouverneur zugehörten, war auf einige Zeit von ihnen weggegangen; nun hatten sie sich in die Waldungen verlaufen, und konnten, ob man gleich bis in eine gewisse Entfernung ihrer Spur nachging, nicht wiedergefunden werden. Dieser Verlust mußte auf einige Zeit unersetzlich seyn.

Den vierten Junius (den Geburtstag Georg's III) ließ man nicht ohne die gehörige Feier vorübergehen. Er war ein allgemeiner Erholungs- und Freudentag für die ganze Kolonie. Bei Sonnenaufgang lösten die Schiffe Sirius und Supply jedes ein und zwanzig Kanonen. Eben das geschah um 1 Uhr, wo zugleich die Seesoldaten auf der Küste drei Salven gaben. Bei Sonnenuntergang wiederholten die Schiffe es zum drittenmal. Nun wurden große Freudenfeuer angezündet, und das ganze Lager war jetzt ein Schauplatz der Fröhlichkeit. Damit Niemand von dem Glücke dieses Tages ausgeschlossen wäre, erhielten die vier Uebelthäter, denen man die Todesstrafe geschenkt hatte, und die auf eine Insel mitten im Hafen verbannt worden waren, völlige Begnadigung, und wurden geholt, daß sie an der allgemeinen Freude ebenfalls Theil nehmen sollten. Der Gouverneur sagt in seinen Briefen mit der Menschlichkeit, die seinen Charakter so sehr auszeichnet: er sey überzeugt, daß an diesem Tage in jenem Theile von Sr. Majestät Landen nicht ein einziger Mensch ein schweres Herz gehabt habe. Sein eignes Haus war der Mittelpunkt der Gastfreiheit für alle die, welche zu seiner Gesellschaft zugelassen werden konnten; auch ward, in so weit es sich mit Schicklichkeit und guter Ordnung vertrug, nichts unterlassen, womit sich nur in einer solchen Lage ein Tag feierlich begehen ließ. Vielleicht ist nie ein Geburtstag an mehr, und an weiter von einander entlegenen Orten gefeiert worden, als diesmal das Geburtsfest des Königs.

Wie es scheint, ward es erst jetzt allgemein bekannt, daß der Gouverneur diesem Theile des Landes den Namen: Grafschaft Kumberland, gegeben hatte. Indeß war dieser Name schon vor der ersten Zusammenberufung der Gerichtshöfe bestimmt worden, um die regelmäßige Form in den öffentlichen Verhandlungen beibehalten zu können, da in diesen gewöhnlich die Grafschaft angegeben wird. Die Gränzen der Grafschaft wurden auf folgende Art bestimmt: gegen Westen die Carmarthen- und Lansdownhügel; gegen Norden die nördlichen Theile der *Broken*-Bay; und gegen Süden die südlichen Theile von Botany-Bay. Sie schließt also die drei vorzüglichsten Bayen gänzlich ein, und hat den Hauptplatz der Kolonie, bei der Sydney-Bucht, beinahe in der Mitte.

Am 22 Junius war eine gelinde Erderschütterung, die indeß nur zwei oder drei Sekunden währte. Sie ward von den meisten Leuten und auch von dem Gouverneur selbst bemerkt. Dieser hörte zu gleicher Zeit von Süden her ein Getöse, das er zuerst für Kanonenschüsse in einer großen Entfernung hielt.

Am 24 kam ein Uebelthäter, der einen Diebstahl begangen und sich darauf am 5 versteckt hatte, beinahe verhungert in das Lager zurück. Er hoffte, sich in den Wäldern erhalten zu können, fand es aber unmöglich. Einer von den Landeseingebornen gab ihm einen Fisch, und machte dann Zeichen, daß er weggehen sollte. Er erzählte: nachher sey er auf einen Haufen von Neu-Holländern gestoßen, die ihn verbrannt haben würden, wenn er ihnen nicht, obgleich mit einiger Schwierigkeit, entronnen wäre. Wie er behauptete, hat er die Ueberbleibsel eines menschlichen Körpers noch wirklich am Feuer liegen gesehen; doch auf Nachrichten aus einer solchen Quelle kann man sich nicht sonderlich verlassen. Er war der Meinung: die Eingebornen hätten zu dieser

Zeit großen Mangel an Nahrung gelitten. Auch sah er, nach seiner Erzählung, in den Wäldern viere von ihnen sterben, welche Zeichen machten, daß sie etwas zu essen verlangten, als wenn sie vor Hunger umkämen. Wirklich konnte man zu dieser Zeit sehr wenige Fische fangen; und der Uebelthäter schien gern die Meinung erregen zu wollen, daß die Eingebornen im Nothfall Menschenfleisch äßen. Aber zu solch einer Meinung scheint kein guter Grund vorhanden zu seyn. Der Entlaufene ward wegen seines Verbrechens verhört, bekannte sich für schuldig, und wurde mit einem andren Kriminal-Verbrecher hingerichtet. *)

Zwar hatte die Nothwendigkeit, so lange fast ganz von gesalznen Speisen leben und bei sehr nassem Wetter gelagert bleiben zu müssen, den Scharbock und andre bei solchen Umständen gewöhnliche Krankheiten verursacht; aber es war doch nun hinlänglich bestätigt, daß das Klima der neuangelegten Kolonie mild und gesund ist. Während der Wintermonate war der Mondwechsel gemeiniglich von schwerem Regen begleitet gewesen; aber keine Jahreszeit hatte eigentlich den Namen der regnichten verdient. Das Lichten der Wälder wird natürlicher Weise den Umlauf der Luft befördern, und die gesunde Beschaffenheit des Platzes immerfort vermehren. Bisweilen gab es heftige Stürme mit Donner und Blitz, und Gouverneur Phillip bemerkte, daß zwischen acht Uhr Morgens und zwei Uhr Nachmittags, die Höhe seines im Schatten hangenden Thermometers häufig bis zu drei und dreissig Graden verschieden war.

Den 30 Jun. waren von den Seesoldaten, nebst ihren Weibern und Kindern, 36 zum Theil krank, zum

*) Dieser andre Verbrecher hatte, wie man aus einer frühern Nachricht von der Kolonie in Sydney-Bucht sieht, am Geburtstage des Königs einen Diebstahl begangen.

Aussicht in Neu-Süd-Wallis.

Theil in der Geneſung. Geſtorben waren ſeit der Landung 5 von ihnen, nehmlich 3 Männer, und 2 Kinder, überhaupt aber ſeit der erſten Einſchiffung 8 Perſonen.

Von den Uebelthätern waren 66 theils krank, theils in der Beſſerung. Geſtorben waren von dem Einſchiffen bis zum Landen 45, nehmlich 36 Mannsperſonen, 4 Weiber und 5 Kinder. Zu dieſer Anzahl kamen nach der Landung noch 20 von männlichem, und 8 von weiblichem Geſchlechte, desgleichen 8 Kinder. Ueberhaupt waren alſo ſeit der erſten Einſchiffung von der letztern Klaſſe 81 Perſonen geſtorben. Die Anzahl der Uebelthäter, die wegen hohen Alters, Gebrechlichkeit ꝛc. ꝛc. zur Arbeit untauglich waren, betrug 52.

Dreizehntes Kapitel.

Beſondre Beſchreibung von Sydney-Bucht. Von den gegenwärtig aufgeführten Gebäuden, und von der projektirten Stadt. Es wird an der Spitze des Hafens eine Anlage gemacht.

Wenige Dinge ſind ſo angenehm, als die Betrachtung der Ordnung und der nützlichen Einrichtungen, die nach und nach aus Unordnung und Verwirrung entſtehen; und vielleicht kann man dies Vergnügen nie vollſtändiger genieſſen, als dann, wenn eine Kolonie von einem civiliſirten Volke ſich auf einer neuentdeckten und wilden Küſte niederläßt. Das wilde Aeußere eines von aller Kultur noch gänzlich entfernten Landes; der dichte und verwickelte Wuchs der Bäume, der hin und wieder von unfruchtbaren Plätzen, dürren Felſen, oder von Stellen unterbrochen wird, die mit Unkraut, Blumen, blühenden Geſträuchen, oder Gebüſchen auf die mannichfaltigſte Art bewachſen ſind — dies ſind die Gegenſtände, die ſich den Koloniſten zuerſt zeigen. Nachher werden die

ersten Zelte, die man aufschlägt, ganz unregelmäßig hingestellt, und auf eben die Art Hütten zur unmittelbaren Bequemlichkeit errichtet, wo nur immer der Zufall einen Platz zeigt, der ziemlich frei von Hindernissen ist, oder sich leichter aufräumen läßt, als die übrigen; bei Getümmel treiben mancherlei geschäftige Hände eine Menge höchst inkongruenter Arbeiten — und dies Alles vergrößert die Unordnung mehr, als daß es sie vermindern sollte, und bringt eine Verwirrung hervor, die auf einige Zeit unauflöslich zu seyn und eine ewige Verwickelung zu drohen scheint. Aber nach und nach werden große Plätze geöffnet, Plane entworfen und Linien abgesteckt. Man unterscheidet nun deutlich eine Aussicht wenigstens auf künftige Regelmäßigkeit, die dann um so auffallender ist, wenn man sich an die vorhergehende Verwirrung erinnert.

In den letztern Zustand ist die Kolonie in Sydney-Bucht nun endlich gekommen. Es sind Linien gezogen, um die Hauptstraßen der projektirten Stadt zu bezeichnen, die sich mit dem Hause des Gouverneurs, der Hauptwache und dem Kriminalgerichte endigen soll. An einigen Stellen dieses Raums sind für jetzt einstweilen Baracken errichtet; aber bleibende Gebäude wird man nicht anders aufzuführen erlauben, als dem entworfenen Plane gemäß. Sollte die Stadt in der Folge erweitert werden müssen, so sind die andern Straßen schon so bestimmt, daß sie die freie Cirkulation der Luft nicht stören. Die Hauptstraßen werden, diesem Plane zufolge, zweihundert Fuß breit seyn. Der dazu ausgesuchte Boden ist nach Süden zu fast ganz eben, und die ganze Lage überhaupt zum Bauen vortreflich. Gouverneur Phillip hat den Vorschlag gethan, daß, wenn hier Häuser gebauet werden, die Landbewilligungen mit Einschränkung geschehen sollen, um zu verhindern, daß man auf einer Portion, welche sechzig Fuß in der Front und hundert und funfzig

Fuß in der Tiefe haben wird, nicht mehr als Ein Haus baue. Diese Anordnungen werden eine Art von Gleichförmigkeit in den Gebäuden bewirken, enge Straßen verhindern, und manche Unbequemlichkeiten entfernen, die sonst eine schleunige Vermehrung der Einwohner in der Folge verursachen könnte. Der Gouverneur ist auch darauf bedacht gewesen, die öffentlichen Gebäude an solchen Stellen aufzuführen, die man zu allen Zeiten gut finden wird, besonders aber auch den Magazinen und dem Hospital Raum genug zu geben, um sie, wenn man es nöthig finden sollte, in der Folge vergrößern zu können.

Die ersten Hütten, die hier errichtet wurden, bestanden aus sehr vergänglichen Materialen, nehmlich aus dem weichen Holze der Kohlpalme, das indeß bloß dazu bestimmt war, unmittelbaren Schutz zu verschaffen. Da man es nothwendig ganz grün gebrauchen mußte, so konnte man um so weniger hoffen, daß es dauerhaft seyn würde. Die Hütten der Uebelthäter waren noch schlechter, nehmlich bloße aufrecht stehende Pfosten, mit dünnen Zweigen durchflochten, und mit Thon überzogen. Nachher wurden indeß Baracken und Hütten von dauerhafteren Materialien aufgeführt. Man hätte leicht Häuser von Steinen bauen können, wenn man nur auf irgend eine Art Kalk zum Mörtel anzuschaffen gewußt hätte. Die Steine, die man gefunden hat, sind von dreierlei Art: ein schöner Quaderstein, den man an Güte dem Portlandschen gleich schätzt*); eine schlechte Art von Sand- oder Feuer schlagendem Stein, und eine dritte, welche Eisentheile zu haben scheint. Aber bis jetzt hat man weder Kalk, noch irgend eine Art von Kalkstein gefunden. Zu einem kleinen Hause, das an der

*) Die Steine, die man zum Baue von London und seiner öffentlichen Gebäude gebraucht, kommen von der Halbinsel Portland, und sind ein Gemisch von Sandkörnern, mit Kalktheilen verbunden oder zusammengekittet. F.

Ostseite der Bucht für den Gouverneur gebauet ward, machte man Kalk von Austerschaalen, die in den benachbarten Buchten gesammelt wurden. Es läßt sich aber nicht erwarten, daß man sich durch dieses Mittel Kalk für mehrere Gebäude, oder auch nur für eins von großem Umfange, wird verschaffen können. Bis diese Schwierigkeit durch die Entdeckung von Kalk oder Kalkstein aus dem Wege geräumt ist, muß es mit den öffentlichen Bauten sehr langsam gehen, ob man gleich Sorge dafür trägt, daß alle nach Port-Jackson bestimmte Schiffe diese Artikel als Ballast mitnehmen müssen. Einstweilen kann man die Baumaterialien bloß mit Thon überkleiden. Deshalb muß man nothwendig die Mauern sehr dick machen; doch auch hierdurch werden sie nicht so fest, als es zu wünschen wäre. Guten Thon zu Backsteinen hat man nahe bei Sydney-Bucht gefunden, und es sind schon die besten Ziegel daraus gebrannt worden. Das Holz scheint nach den Proben, die man davon in England erhalten hat, gut zu seyn: es ist zwar schwer, aber feinfasericht, augenscheinlich stark, und frei von Astlöchern. Die Unvollkommenheiten, die man zuerst daran gefunden hat, entstanden wahrscheinlich davon, daß es nicht vorher getrocknet worden war.

Das Hospital ist an der Westseite der Bucht*) in einer sehr gesunden Lage, ganz abgesondert von der Stadt

*) Auf der Karte von Neu-Georgien (weiter unten bei Lieutenant Shortland's Rückreise von Neu-Süd-Wallis) ist, weil es der Raum erlaubte, ein Plan von der Anlage in Sydney-Bucht angebracht, zu dem wir hier die Erklärung liefern:

1. Ein kleines für den Gouverneur gebauetes Haus.
2. Ein Kornfeld von 9 Morgen.
3. Haus des Unter-Gouverneurs.
4. Die abgesteckte Hauptstraße.
5. Platz, der zu dem Hause des Gouverneurs, der Hauptwache und dem Criminal-Gerichtshofe bestimmt ist.

gebauet, und zwar so, daß es einige Jahre stehen wird. Auf der Anhöhe zwischen dem Hospital und der Stadt will der Gouverneur, wenn man da anders durch Ziehbrunnen Wasser bekommen kann, die Baracken anlegen, und sie mit den gehörigen Werken umgeben. Damit wollte man den Anfang machen, sobald die Transportschiffe ausgeladen und die Leute unter Hütten wären; aber bei dem Mangel an einer verhältnißmäßigen Anzahl fähiger Arbeiter, ging es mit dem Werke so langsam von Statten, daß man dies Unternehmen nothwendig noch einige Zeit aufschieben mußte. Die Stelle, die zu einer Kirche bestimmt ist, liegt noch näher an der Stadt, so daß dies Gebäude zum Theil die eine Seite des Haupt-Paradeplatzes ausmachen wird. Das, was am schleunigsten zu Stande gebracht werden mußte, war ein vor Feuersgefahr sichres Magazin. In einem Lande, das häufigen Gewittern ausgesetzt ist, war es nehmlich sehr mißlich, alle Provisionen und andre Vorräthe in hölzernen, mit den brennbarsten Sachen gedeckten Häusern zu haben.

Auf der Landspitze, welche die Westseite der Bucht bildet, und auf einem erhöheten Platze war unter der Direktion des Lieutenant Dawes (dem die Längen-Kommission die Beobachtung des erwarteten Kometen aufgetragen hat) ein kleines Observatorium aufgeführt worden. Dies steht nach zuverlässigen Beobach-

6. Platz zu den Gebäuden, die in der Folge aufgeführt werden sollen.
7. Platz zu der Kirche.
8. 8. Platz zu den Magazinen.
9. Das Hospital.
10. Das Observatorium.

Die nur einstweilen gebaueten Häuser und Hütten sind mit tt bezeichnet; die bleibenden aber, die theils schon stehen, theils in der Folge errichtet werden sollen mit p. p. — B. B. B. B. sind für jetzt aufgeführte Baracken.

tungen in 159° 19′ 30″ O. L. von Greenwich, und in 33° 52′ 30″ S. Breite.

Ein kleines Haus, das der Unter-Gouverneur für sich selbst gebauet hat, macht gegenwärtig die Ecke des Paradeplatzes aus, und die Hauptstraße wird mit der Fronte dieses Gebäudes in einem rechten Winkel fortgeführt werden. Anstatt Schilf, braucht man nun zum Decken der Häuser Schindeln von einem Baume, der das Ansehen einer weißen Tanne hat, dessen Holz aber den Englischen Eichen nicht unähnlich ist. Diese Schindeln sind zwar sicherer, als Schilf, taugen doch aber nichts zu Magazinen. Für diese wird man, wenn etwa kein Schieferstein gefunden werden sollte, Ziegeln aus dem Thone machen müssen, der schon zu Backsteinen gebraucht worden ist. — Das Haupt-Ackerfeld liegt an der nächsten Bucht, ostwärts von der Stadt, und noch nicht eine halbe (Englische) Meile von ihr entfernt. Es enthielt, als ein mit nach England geschickter Plan gezeichnet ward, ungefähr neun Morgen, die mit verschiedenen Getreidearten bestellt waren. Spätere Nachrichten sagen, es wären sechs Morgen mit Waizen, acht mit Gerste und noch sechs mit andrem Korn für öffentliche Rechnung bestellt, und versprächen die beste Erndte.

Sydney-Bucht ist nach Nordosten zu offen, geht dann ungefähr tausend Schritte weit in süd-westlicher Richtung fort, nimmt in der Breite, die ungefähr 1400 Fuß beträgt, nach und nach ab, und endigt sich zuletzt in eine Spitze, wo sie einen kleinen Strom von frischem Wasser aufnimmt. Der Ankerplatz erstreckt sich ungefähr zweitausend Fuß aufwärts in die Bucht, und hat nahe an dem Ufer gemeiniglich vier Faden Tiefe, aber näher nach der Mitte des Kanales zu, fünf, sechs oder sieben. Er ist bei allen Winden vollkommen sicher; und ein beträchtliches Stück weit an beiden Seiten können die Schiffe beinahe dicht am Ufer liegen. Auch sind in

keinem Theile der Bucht Felsen oder Untiefen, welche die Schiffahrt gefährlich machen könnten. Eine solche Lage mußte ein verständiger Mann, der eine Kolonie zu gründen hatte, nothwendig sehr vorzüglich finden; denn diese war, wie er wohl wußte, genöthigt, sich einige Zeit lang ganz auf die Unterstützung zu verlassen, die sie durch Zufuhr der vornehmsten Lebensbedürfnisse erhalten würde.

Man vermuthet, daß auf dem Grunde, wo die Stadt gebauet wird, Ueberfluß an verschiedenen Arten von Metallen sey. Ein Uebelthäter, der ehemals in den Blei-Minen von Staffordshire gearbeitet hatte, sagte gradezu: der Boden, der jetzt rein gemacht werde, enthalte eine große Menge von Blei-Erzen. Auch vermuthete man, es liege Kupfer unter einigen Felsen, welche gesprengt wurden, um einen Keller für den öffentlichen Vorrath von starken Getränken anzulegen. Der Gouverneur selbst ist der Meinung, daß in der Erde dort herum verschiedene Metalle liegen, und daß man in der Folge mit großem Vortheil werde Bergbau treiben können; aber für jetzt legt er allen Nachsuchungen dieser Art starke Hindernisse in den Weg, da er mit vielem Rechte der Meinung ist: bei der gegenwärtigen Lage seiner Leute, welche so manche Geschäfte von ganz andrer Art erfordert, würde die Entdeckung eines Bergwerks das größte Uebel seyn, das die Kolonie betreffen könnte. An einigen Stellen, wo man Ziehbrunnen grub, fand man eine Substanz, die man Anfangs für ein Metall hielt; aber da man sah, daß sie bei sehr starker und lange fortgesetzter Hitze nicht schmolz, so schloß man daraus, daß es Wasserblei seyn müßte. Die Art von Farbe, welche die Maler Spanisches Braun nennen, hat man in großer Menge gefunden, und der weiße Thon, mit welchem die Eingebornen sich bemahlen, ist in noch größerem Ueberfluß vorhanden. Der Abbé le Receveur war der Meinung: dieser Thon würde, wenn

man ihn (was sich sehr leicht thun lasse) von Sand reinige, ein vortreffliches Porzellan geben.

Das Klima von Sydney-Bucht wird im Ganzen für so gut gehalten, als nur irgend eins in Europa. Der Regen hält niemals lange an, und Nebel giebt es selten. Der Boden ist zwar in dieser Gegend gemeiniglich leicht oder vielmehr sandig, aber doch vollkommen so gut, als man ihn nahe an den Seeküsten gewöhnlich antrifft. Alle die Pflanzen und Fruchtbäume, die man aus Brasilien und vom Kap mitgenommen hat, und die unterweges nicht beschädigt worden sind, treiben außerordentlich stark. In dem Garten des Gouverneur's stehen vortreflicher Blumenkohl und in ihrer Art sehr schöne Melonen. Die Pomeranzenbäume blühen; und die Feigen, desgleichen die Weinstöcke haben einen noch stärkeren Trieb. In einem so günstigen Klima kann die Kultur des Weinstockes ohne Zweifel zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gebracht werden; und sollten auch keine andre Handlungs-Artikel die Erwartungen der Kolonisten erregen, so können doch in der Folge vielleicht die Weine von Neu-Süd-Wallis mit Begierde gesucht, und zu einem wesentlichen Stück für den Luxus Europäischer Tafeln werden.

Das geile Gras unter den Bäumen, zeigte sich unglücklicher Weise schädlich für alle die Schaafe, welche Gouverneur Phillip für sich und für Rechnung der Regierung gekauft hatte. Die, welche von einzelnen Privatpersonen in ihren Zelten gehalten und gänzlich daselbst gefüttert worden waren, blieben am Leben. Die Schweine und das Federvieh kommen nicht nur fort, sondern wachsen auch sehr schnell. Mit dem Rindvieh wird es ohne Zweifel eben so gut gehen, und in Zukunft das Verlaufen desselben leicht können verhindert werden. Den Pferden ist kein Unfall zugestoßen.

Die letzten Berichte des Gouverneur Phillip's melden, er habe ein kleines Detaschement nach dem Felde an dem obern Ende von Port-Jackson hingeschickt, welches er bei einer von seinen Exkursionen zum Anbau so sehr geschickt gefunden hatte. Dies Detaschement bestand aus einem Kapitain, zwei Lieutenants von den Seesoldaten, nebst fünf und zwanzig Unterofficieren und Gemeinen, denen ungefähr funfzig Uebelthäter als Arbeiter zugesellt wurden. Der Platz ist sehr angenehm, und hat von dem Gouverneur den Namen Rosen-Hügel bekommen. Die Flachspflanze, die unsre Leute bei ihrer ersten Ankunft sahen, hat man seitdem eben nicht in großem Ueberfluß gefunden; indeß kann man immer einen reichlichen Zuschuß von diesem schätzbaren Artikel aus Norfolk-Eiland erhalten. Als Gouverneur Phillip den Saamen für reif hielt, befahl er, ihn zu sammeln; aber um diese Zeit fand man sehr wenige dergleichen Pflanzen, und an denen Stellen, wo man vorher die meisten gesehen hatte, gar keine. Man vermuthet, daß die Eingebornen die Pflanze, wenn sie in der Blüthe steht, ausraufen, um ihre Angelschnüre daraus zu machen.

Ungeachtet der Schwierigkeiten und Unglücksfälle, die man zuerst erfuhr, und die, so groß sie auch sind, doch bei einem solchen Unternehmen natürlicher Weise erwartet werden mußten; ferner ungeachtet der Krankheiten, die aus mancherlei Ursachen einige Zeit lang unter den Leuten herrschten: hatte doch die Anlage in Sydney-Bucht, als die letzten Berichte abgeschickt wurden, ein vielversprechendes Ansehen; und man kann nicht zweifeln, daß sie in der Folge ganz der Erwartung entsprechen wird, die man sich davon machte, als der Platz entworfen ward. Anfangs hielt man den Mangel an Strömen von frischem Wasser für ungünstig; aber seitdem hat man durch Graben gute Quellen gefunden. Das für den Gouverneur gebauete Haus steht ungefähr sechs

und funfzig Fuß hoch über der Fluth; und doch hat man daselbst, als man etwa funfzehn Fuß tief wegen eines Brunnens in den Felsen grub, eine vortrefliche Quelle von reinem Wasser gefunden.

Vierzehntes Kapitel.

Die Eingebornen nehmen Fische mit Gewalt weg. Eine andre Reise des Gouverneurs. Weitere Nachrichten von den Sitten und den Handarbeiten der Eingebornen auf Neu-Süd-Wallis. Schwierigkeit, Verkehr mit ihnen zu erhalten.

Am neunten Julius that ein Haufe von Eingebornen einen Schritt, der anzuzeigen schien, daß sie noch großen Mangel an Lebensmitteln hatten, oder über die Eingriffe in ihre Fischplätze sehr aufgebracht waren. Die, welche zum Fischen ausgeschickt wurden, hatten ein- für allemal den Befehl bekommen: sie sollten, so wenig sie auch gefangen haben möchten, den Eingebornen, die sich ihnen etwa näherten, einen Theil davon abgeben; und durch dies Mittel hatte man sie augenscheinlich immer befriedigt. Aber an dem erwähnten Tage kamen ungefähr zwanzig von ihnen, mit Speeren bewaffnet, nach dem Platze hin, wo unsre Leute fischten, und rissen, ohne vorher gütliche Mittel zur Erreichung ihres Endzweckes zu versuchen, mit Gewalt den größten Theil der Fische weg, die in dem Netze waren. Indeß sie diese Gewaltthätigkeit begingen, stand in einer geringen Entfernung eine viel größere Anzahl mit ihren Speeren in der Hand, und war bereit, diese zu werfen, wenn Widerstand gethan werden sollte. Aber der Bootsmann, der die Fischer-Parthei kommandirte, ließ sie sehr weislich Alles wegnehmen, was sie nur wollten; und man trennte sich ohne Feindseligkeiten. Dies ist der einzige Fall, in

welchem die Eingebornen ungereizt eine Gewaltthätigkeit begangen haben; und zu der gegenwärtigen wurden sie wahrscheinlich durch Noth gezwungen. Seit diesem Vorfalle ward übrigens immer ein Officier mit dem Boote in den Hafen abgeschickt.

Um diese Zeit ging Gouverneur Phillip mit einer kleinen Parthei aus, das Land zwischen Port-Jackson und der *Broken*-Bay zu untersuchen. Hier fand man mehrere hundert Morgen Land frei von Waldungen, und sehr geschickt zum Anbau. Er ging bis nach Pitt's Wasser hin, und sah verschiedne von den Eingebohrnen; aber keiner von ihnen wollte sich ihm nähern. Als die Parthei zu den Booten nahe an der Mündung des Hafens zurückkehrte, waren daselbst ungefähr sechzig von diesen Leuten (Männer, Weiber und Kinder) versammelt. Man brachte einige Stunden auf eine friedliche und freundschaftliche Art mit ihnen zu; aber ob sie gleich während der ganzen Zeit keine Unruhe verriethen, so schienen sie doch zufriedner, als ihre Gäste Anstalten zur Abfahrt machten. Dies ist immer der Fall gewesen, seitdem es unter ihnen bekannt geworden ist, daß unsre Leute Willens sind, an der Küste zu bleiben. Einige von den Weibern wurden zu dieser Zeit zum Fischen gebraucht, welches sie nicht selten verrichten, indeß die Männer sich hauptsächlich damit beschäftigen, Kanots, Speere, Fischspeere und die andren Artikel zu verfertigen, welche den kleinen Vorrath ihrer nothwendigen Geräthschaften ausmachen. Hier bemerkte man zum erstenmal zwei Weiber, die an den Schultern eben so benarbt waren, wie die Männer.

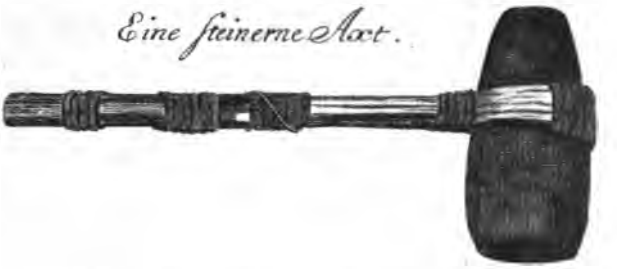
Die Matrosen, die an dem Ufer warteten, um auf das Boot Acht zu geben, sahen ungefähr zweihundert Männer in zwei Partheien versammelt, die sich nach einiger Zeit auf entgegengesetzten Seiten in Schlachtordnung stellten. Von jeder Seite traten einzelne Männer

hervor, wogen ihre Speere, und bedeckten sich zu gleicher Zeit mit ihren Schilden. Dies schien Anfangs bloß eine Art von Uebung zu seyn; denn die Weiber, die zu beiden Partheien gehörten, blieben zusammen am Ufer. Nachher bekam es aber ein ernsthafteres Ansehen, und die Weiber sollen in großer Bewegung auf und nieder gelaufen seyn, und heftig geschrieen haben. Man sah aber nicht, daß irgend jemand getödtet wurde.

Da man vermuthete, daß verschiedne von den Eingebornen diesen Theil der Küste wegen großer Seltenheit der Fische verlassen hätten, so wurden an Einem Tage die verschiednen Buchten des Hafens untersucht. Zu dieser Zeit zählte man nicht mehr als sieben und sechzig Kanots, und sah etwa nur hundert und dreissig von der Nation. Aber es war gerade die Jahreszeit, in welcher sie ihre neuen Kanots machen, und man wußte, daß große Partheien in dieser Absicht sich in den Wäldern befänden.

Einige wenige Tage nach dieser Untersuchung, ging Gouverneur Phillip selbst wieder aus, die Küsten zwischen Port-Jackson und Botany-Bay zu erforschen. Bei dieser Reise sah man wenige Eingeborne; man fand aber neue Beweise, daß sie großen Mangel an Nahrung gehabt hätten. Im vorigen Sommer hatten sie weder den Haifisch, noch den Stachelrochen essen wollen; aber jetzt war ihnen sogar noch schlechtere Speise, und in der That Alles willkommen, was ihnen nur die geringste Nahrung geben konnte. Es war gerade ein junger Wallfisch auf die Küste getrieben worden, und sie beschäftigten sich sehr stark damit, ihn wegzuschleppen. Alle, die man jetzt sah, hatten große Stücke davon, die augenscheinlich nur lange genug, um die Aussenseite zu sengen, am Feuer gelegen hatten. So essen sie ihre Fische immer, und braten sie nie länger, als einige wenige Minuten. Sie rösten auch die Wurzel des Farrenkrautes, und noch eine andere

Eine steinerne Axt.



Ein Korb aus der Rinde eines Baumes.

Ein hölzernes Schwerdt.

dere, deren Pflanze bis jetzt nicht bekannt ist, und essen gewöhnlich in Familien zusammen. Unter den Früchten, die sie nutzen, ist eine Art von wilden Feigen; auch essen sie die Kerne der Frucht, die einer Ananas gleicht. Diese Kerne erregten bei einigen Französischen Seeleuten, welche davon aßen, heftiges Erbrechen; indeß mögen die Eingebornen wohl die schädlichen Eigenschaften derselben durch ein ähnliches Verfahren vertreiben, wie man es mit der Kassada beobachtet. Die Wintermonate, in denen es sehr wenige Fische an der Küste giebt, sind der Junius, Julius, August und ein Theil des Septembers. Aus den gebahnten Wegen, die man zwischen Port-Jackson und der *Broken-Bay*, desgleichen in andren Gegenden gesehen hat, schließt man, daß die Eingebornen ihren Aufenhalt häufig verändern; aber man hat nicht bemerkt, daß sie regelmäßig in den Wintermonaten nach Norden, und im Sommer nach Süden wandern.

Bei dem ausserordentlich scheuen Wesen dieser Leute, konnte man seit der Ankunft unsrer Kolonie die Kenntniß von ihren Sitten, die uns schon Kapitain Cook verschafft hatte, nur wenig vermehren; aber die meisten von seinen Beobachtungen sind bestätigt worden. In der That kann man von einem Volke, bei dem die Civilisirung und die mechanischen Künste nur so geringe Fortschritte gemacht haben, nur sehr wenig erfahren. Die Behauptung, daß die Neu-Holländer keine Netze haben, ist unter den wenigen, die man falsch befunden hat.*) Es sind einige kleine Netze von sehr merkwürdiger Arbeit mit nach England gebracht worden. Der Bindfaden, aus dem sie gemacht sind,

*) Cook's erste Reise. Hawkesworth ꝛc. 2. B. IV. S. 363. der Deutschen Uebersetzung. Wenn man bloß meinte: sie haben keine große Fischnetze, wie die Neu-Seeländer, so hat die Bemerkung gewiß ihre Richtigkeit. A. d. O.

scheint mit sehr geringer Präparatur aus den Fasern der Flachspflanze verfertigt zu seyn. Er ist sehr stark, schwer und so außerordentlich gut gedrehet, daß er das Ansehen der besten Peitschenschnur hat. Gouverneur Phillip erwähnt, er habe Angelschnüre von ihrer Arbeit gehabt, die aus den Fellen einiger Thiere bestanden, desgleichen andre, die baumwollen zu seyn geschienen hätten. Die Maschen ihrer Netze bestehen aus künstlich in einander verschlungenen Oehsen, haben aber gar keinen Knoten. In einer kleinen Entfernung sehen sie gerade so aus, wie unsre gewöhnlichen Netze; wenn man sie aber ganz in der Nähe untersucht, so ist die besondre Art, womit die Oehsen gewirkt sind, sehr auffallend. Einige Frauenzimmer, die eins von diesen ganz neuerlich mit nach England gebrachten Netzen besehen haben, versichern, es sey gerade auf eben die Art verfertigt, wie der Grund der Kanten, außer daß der Faden nur Einmal umgeschlagen ist, da er sonst in jeder Oehse zweimal umgeschlagen wird. Dies Netz scheint entweder dazu gebraucht zu seyn, die Fische ans Land zu ziehen, oder die gefangenen darin wegzutragen. Sie haben auch kleine Reifennetze, worin sie Seekrebse und Hummern fangen. Ihre Kanots und die übrigen Geräthschaften hat Kapitain Cook sehr genau beschrieben.

Die Einwohner von Neu-Süd-Wallis haben sehr wenige Zierrathen, außer die, welche in die Haut selbst eingeschnitten, oder als Malerei darauf angebracht sind. Die Männer halten ihren Bart kurz, und zwar, wie man glaubt, durch Absengen. Einige von ihnen schienen sich, bei der ersten Ankunft unsrer Leute, mit vielem Vergnügen barbiren zu lassen. In ihr Haar hängen sie bisweilen Zähne von Hunden und andern Thieren, Scheeren von Seekrebsen, und verschiedene kleine Knochen, die sie mit Gummi darin befestigen; aber niemals hat man dergleichen Zierrathen an den Weibern bemerkt. Ob sie gleich

noch nicht darauf gedacht haben, sich zu bekleiden, so sind sie doch keinesweges unempfindlich gegen die Kälte, und scheinen den Regen sehr übel zu empfinden. Bei einem Platzregen hat man gesehen, daß sie die Köpfe mit Stücken Baumrinde bedeckt und sehr stark gezittert haben. Diese Umstände überzeugten den Gouverneur Phillip, daß Kleider ihnen sehr angenehm seyn würden, wenn man sie bewegen könnte, genug unter die Engländer zu kommen, um den Gebrauch derselben zu lernen. Deswegen hat er um einen Vorrath von Ueberröcken und Jacken angehalten, die er unter sie vertheilen will, und die lang und weit gemacht werden sollen, daß sie für Männer und Weiber zugleich dienen können.

Die Körper dieser Leute riechen gemeiniglich stark nach Oel, und die Schwärze ihrer Farbe wird noch durch Schmuz vermehrt. Aber, ob sie gleich hierin so wenig Delikatesse zeigen, so haben sie doch Regungen von Ekel, wenn ihnen starkriechende Ausdünstungen vorkommen, an die ihre Organe nicht gewöhnt sind. Einer von ihnen, der ein Stück Schweinefleisch angerührt hatte, hielt mit starken Zeichen von Ekel seinen Gefährten den Finger hin, daß sie daran riechen sollten. Brodt und Fleisch schlagen sie selten aus; aber gemeiniglich werfen sie beides bald nachher weg. Fische nehmen sie immer sehr begierig an.

Ob sie besondre Gebräuche bei ihren Begräbnissen haben, weiß man noch nicht; aber aus folgenden Umständen scheint augenscheinlich zu erhellen, daß sie ihre Todten verbrennen. Da man den Boden an verschiedenen Stellen eben so erhöhet fand, wie auf unsern Kirchhöfen durch die Gräber des gemeinen Volkes, so ließ Gouverneur Phillip einige von diesen Grabhügeln öffnen. In einem derselben fand man einen Kinnbacken, der nicht ganz verzehrt war; aber gemeiniglich enthielten sie nur Asche. Aus der Lage dieser Asche sah

man, daß der Körper in die Länge gelegt, und bloß einige wenige Zoll über den Boden erhöhet gewesen seyn mußte, so daß gerade nur ein Feuer hatte darunter brennen können. Wenn er dann in dieser Lage verbrannt gewesen ist, muß er nur ganz leicht mit Erde bedeckt worden seyn. Gewöhnlich sieht man auf die Oberfläche Farrenkraut verbreitet, das mit einigen Steinen belegt ist, damit es nicht vom Winde zerstreuet werden soll. Man hat übrigens diese Gräber weder in sehr großer Anzahl, noch auch nahe bei den Hütten gefunden.

Als die letzten Berichte von Port Jackson abgingen, vermieden die Eingebornen noch alles Verkehr mit unsrer Kolonie; ob aus Mißvergnügen, oder aus Verachtung, läßt sich nicht bestimmen. Sie glauben vielleicht, wir können sie nichts lehren, das Werth genug hätte, ihnen Ersatz für unsre Eingriffe auf ihren Fischplätzen zu geben. Unter sich selbst scheinen sie vollkommen ehrlich zu seyn; denn sie lassen oft ihre Speere und andre Geräthschaften, im vollen Vertrauen sie unangerührt wieder zu finden, am Ufer liegen. Doch die Uebelthäter nehmen dieselben nur zu häufig weg, und verhandeln sie an Schiffe, die nach England fahren, obgleich der eine Theil Gefahr läuft, wegen Diebstahl, und der andre, wegen Ankaufs gestohlner Sachen belangt zu werden. Für Beleidigungen von dieser Art rächen die Eingebornen sich gemeiniglich an denen Herumläufern, die ihnen von ungefähr aufstoßen; und vielleicht haben sie diese Freibeuter schon an ihren blauen und gelben Jacken unterscheiden lernen, so wie sie die Soldaten sehr bald an ihren rothen Röcken unterscheiden konnten. Diese Angriffe ausgenommen, haben sie noch keine offenbaren Feindseeligkeiten verübt, außer in dem oben erwähnten Falle, wo sie Fische wegnahmen. Sie haben den Kolonisten weder durch Anzünden des Grases zu schaden gesucht, wie sie es bei Cook's Anwesenheit

auf der Küste machten, noch auch (was wichtiger ist), nur die mindeste Begierde bezeigt, die Getreidefelder in Brand zu stecken. Die Erhaltung des Korns ist zur Wohlfahrt der Kolonisten so unumgänglich nothwendig, daß ein Versuch von dieser Art schlechterdings hintertrieben werden müßte; aber man wird auch in keinem andern Falle strenge Maßregeln nehmen, oder sich bemühen, die Eingebornen in eine größre Entfernung fortzutreiben. Vereinigung ist der Plan, den man zu erreichen sich einzig und allein vorgesetzt hat. Aber Gouverneur Phillip schien, als er zuletzt schrieb, zu verzweifeln, ob er anders als durch Zwang irgend jemand von ihnen würde dahin bringen können, lange genug unter seinen Leuten zu bleiben, daß sich die beiderseitige Sprache erlernen liesse. Bisher ist er noch nicht geneigt gewesen, diesen Weg einzuschlagen; allein wenn es sich auf eine solche Art thun läßt, daß es nicht allgemeine Unruhe unter ihnen erregt, so wird es wahrscheinlich am Ende die gütigste Gewaltthätigkeit seyn, die man je begangen hat. Wenn es je möglich ist, ihnen zu erklären, welche freundschaftliche Gesinnungen Gouverneur Phillip und seine Leute gegen sie haben, und ihnen zu verstehen zu geben, daß die, von denen sie mitunter beleidigt werden, zu einer schon verworfnen Klasse gehören und für dergleichen Verfahren harte Strafe leiden müssen: dann werden sie vielleicht genug Zutrauen zu ihren neuen Landsleuten bekommen, daß sie sich unter diese mischen, sich mit einigen Werkzeugen derselben bereichern, und einige von den nützlichsten und nöthigsten Künsten der Europäer lernen und bei sich einführen. Man kann in der That Zweifel darüber haben, ob manchen von den Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens der künstliche Mangel, welcher von jenen erzeugt wird, nicht mehr als bloß das Gleichgewicht hält; aber wer den schaudernden Wilden lehrt,

wie er seinen Körper bekleiden und sich vor Kälte und Nässe gänzlich sichern soll; wer ferner Leuten, welche die eine Hälfte des Jahres hindurch in Gefahr sind Hungers zu sterben, Mittel an die Hand giebt, sich beständig reichliche Nahrung zu verschaffen: der erzeigt ihnen doch ganz unläugbar die schätzbarsten und wichtigsten Wohlthaten.

Den letzten Nachrichten vom Gouverneur Phillip zufolge, segelte der Sirius den 2 Oktober 1788 nach dem Kap, um Korn und andre Nothwendigkeiten zu kaufen. Lebendiges Vieh sollte dieses Schiff nicht anschaffen, da man dessen bei dem damaligen Zustande der Kolonie weniger bedurfte. Diese hatte nehmlich auf achtzehn Monate Provisionen im Magazine, aber nicht Korn genug zur Saat und zum Futter für das Vieh. Die Magazinschiffe *the Fishburn* und *Golden Grove* segelten im November nach England. Die Supply ward zum gelegentlichen Gebrauch in Port Jackson behalten. In dieser Zeit waren alle Officiere in besondern Häusern; auch wohnte das ganze Detaschement ziemlich gut, obgleich die Baracken noch nicht fertig waren. Weitere Nachrichten von der Kolonie hat man bis jetzt noch nicht erhalten.

Von der Witterung in Botany-Bay und Port-Jackson hat der Lieutenant Watts folgende Nachrichten mitgetheilt: Während der sieben Tage, die wir uns in Botany-Bay befanden, war das Wetter gemeiniglich schön und sehr warm. Das Thermometer stand um 78°, und stieg nie über 80°. An einem trüben und regnichten Tage, wo ein starker Wind aus Süden wehete, fiel es auf 63°. In Port Jackson war das Wetter zuerst fast ganz eben so; aber nachher wurden die Tage sehr heiß, und in den Nächten kamen fürchterliche Gewitter mit Donner, Blitz und Regen. Das Thermometer stand um elf Uhr Vormittags gemeiniglich ungefähr auf 80

Grad; aber wenn die Seelüfte weheten, fiel es meistentheils zwei oder drei Grade. Bald nach Ankunft der Flotte hatte man einen sehr schwülen Tag: das Thermometer stand am Bord auf 88°, und am Lande, ob es gleich im Schatten hing, auf 92°. Am 15 März kam ein schrecklicher Windstoß mit Donner, Blitz und Regen. Das Thermometer fiel damals von 80° auf 50°; und bei andren Windstößen fällt es häufig 15 bis 20 Grad.

Als Anhang mögen hier noch einige Auszüge aus hieher gehörigen Papieren folgen.

Den 1 Oktober 1788 bestanden die vier Kompagnien von Seesoldaten, welche in der Kolonie auf Neu-Süd-Wallis Dienste thaten, in 1 Major, 2 Kapitainen, 2 Stabskapitainen, 8 Premierlieutenants, 3 Sekondelieutenants, 1 Adjutanten, 1 Quartiermeister, 1 Auditeur, 12 Sergeanten, 12 Korporalen, 8 Trommelschlägern, und 160 Gemeinen, von welchen letztern 15 zum Dienst untauglich waren.

Vom 17 Mai bis zum 30 Septbr. inclusive arbeiteten 10 Zimmerleute, 5 Maurer, 7 Schindelmacher, und 5 Holzsäger, welche alle zu dem Detaschement von Seesoldaten gehörten, (zum Theil mehr, zum Theil weniger Tage) an den Häusern für die Officiere, und an Baracken für die Gemeinen; ein Feilenhauer und ein Minirer aber zum allgemeinen Besten. Sie bekamen für ihre außerordentliche Arbeit besondere Bezahlung. — Die Dienstzeit der Seesoldaten in Neu-Süd-Wallis war nur auf 3 Jahr bestimmt. Man versprach denen, die nach Verlauf derselben noch drei Jahre länger bleiben wollten, bei ihrer Rückkehr den Abschied, und wenn sie sich in der Kolonie niederlassen wollten, besondre Begünstigungen. Einige Officiere, desgleichen 1 Sergeant, und 2 Gemeine entschlossen sich auch wirklich, noch drei Jahre länger als Soldaten zu bleiben, und ein Gemeiner wollte Kolonist werden.

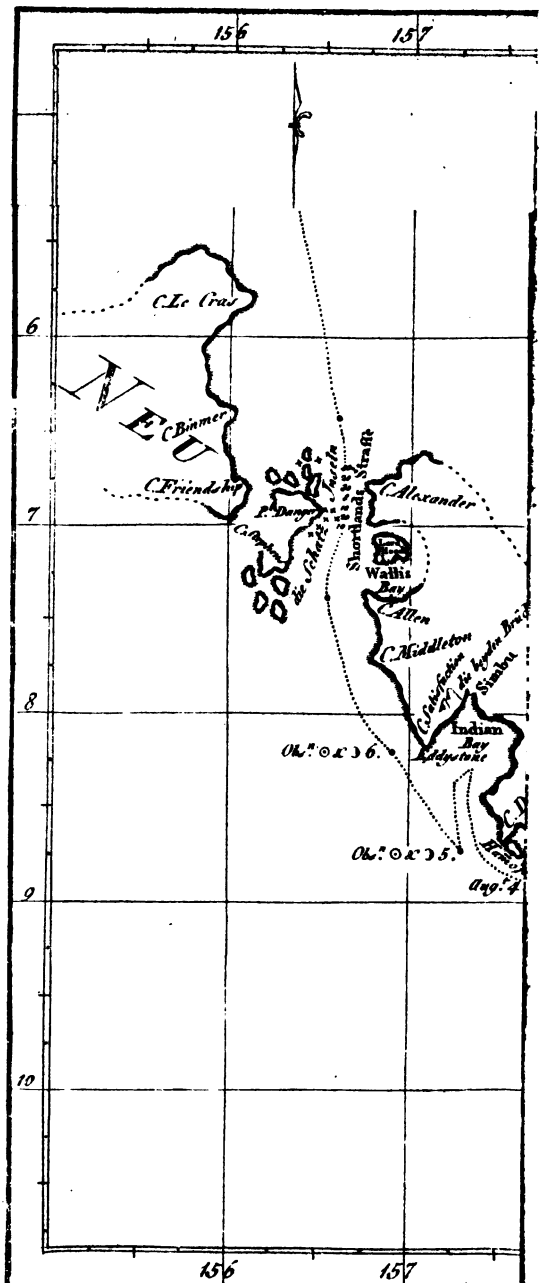
Den 30 Sept. blieb in den Königlichen Magazinen auf Neu-Süd-Wallis an

Mehl	414,176	Pf.	d. i. für	62 Wochen.
Reiß	51,330	—	= = 15	—
Rindfleisch	127,608	—	= = 43	—
Schweinefleisch	214,344	—	= = 128	—
Erbsen	2,305	Scheffel	= 58	—
Butter	15,450	Pf.	= = 49	—

Gespeist wurden 698 Manns- und 193 Frauenspersonen, desgleichen 42 Kinder.

Auf Norfolk-Eiland waren Provisionen auf 20 Monate, für 44 Mannspersonen und 16 Weiber.

Den 27 Septbr. waren von den Seesoldaten 30 Personen krank, (25 Mann, und 5 Weiber und Kinder;) Uebelthäter 93 (62 Mannspersonen, und 31 Weiber und Kinder.) Gestorben war seit dem 30 Junius von den Seesoldaten Niemand, von den Uebelthätern aber 10, nehmlich 6 Manns- und 4 Weibspersonen. Wegen hohen Alters, Gebrechlichkeit ꝛc. zur Arbeit untauglich waren 53 Uebelthäter.


156
157
6
7
8
9
10
C. Le Cras
NEU
C. Binmer
C. Friendship
C. Alexander
Shortland's Strait
Wallis Bay
C. Allen
C. Middleton
Indian Bay
Obs.ns ☉ ☾ ☽ 6.
Obs.ns ☉ ☾ ☽ 5.
Aug.t 4

Shortland's, Watt's und Marshall's

Rückreisen

von

Neu-Süd-Wallis.

I.

Lieutenant Shortland's

Reise von Neu-Süd-Wallis über Batavia nach England.

Tagebuch seiner Fahrt. Neue Entdeckungen. Der Schaarbock zeigt sich. Die Boote landen an einer von den Pelew- (Pelju-) Inseln. Nachricht von den Eingebornen die man sah, und Vermuthungen über sie. Unglücksfälle. Die Friendship wird ausgeladen, und versenkt. Elender Zustand des Alexander's bei seiner Ankunft zu Batavia. Beschluß.

Der Alexander, die Friendship, der Prinz von Wallis, und der Borrowdale waren zu Anfange des Julius 1788 bereit, unter der Aufsicht und Führung des Lieutenants Shortland*) nach England

*) Lieutenant John Shortland, der die allgemeine Geographie mit einer nicht unwichtigen Entdeckung bereichert hat, zeigte schon sehr früh starke Neigung zum Seewesen, trat 1755, in einem Alter von 16 Jahren in Königliche Dienste, und machte den damaligen Seekrieg mit. Im Jahr 1763 ward er Lieutenant, und ist seitdem immer in wichtigen Geschäften gebraucht worden.

Auszug aus einer längern für Deutschland unwichtigen Nachricht in dem Originale.

zu seegeln. Gouverneur Phillip befragte um diese Zeit die Befehlshaber dieser Transportschiffe um ihre Meinung in Absicht des Weges, der zu nehmen wäre. Man glaubte, es sey schon zu spät im Jahre, als daß der südliche Lauf um Van Diemen's Land genommen werden könne; und auch gegen die Fahrt um Kap Horn machte der Gouverneur Einwürfe. Daher ward einstimmig beschlossen, daß die Schiffe Nordwärts seegeln sollten, entweder durch die Endeavour-Straße, oder um Neu-Guinea herum. Unglücklicher Weise waren die Schiffe nicht in der besten Bereitschaft auf alle die Schwierigkeiten, die man bei jedem Rückwege erwarten mußte. Die Anzahl des Schiffsvolkes war nur schwach; sie betrug nehmlich, die Officiere mit gerechnet, auf hundert Tonnen nur sechs Mann. Die Schiffe hatten keinen Wundarzt, und eben so wenig Vorräthe von denen Artikeln, die man zur Erhaltung der Gesundheit auf langen Seereisen so unentbehrlich gefunden hat, z. B. Kohl, Sauerkraut, Suppentafeln und andre von der Königlichen Societät empfohlne antiseptische Speisen. Es ist also wohl ernstlich zu beklagen, aber keineswegs zu verwundern, daß die Seeleute so schrecklich vom Schaarbock gelitten haben, da sie so lange Zeit brauchten, einen Weg durch ein unbekanntes, ganz mit Inseln besetztes Meer aufzusuchen*), wo es ihnen ganz an Beihülfe von Karten

*) Es erhellt aus dem folgenden Berichte, daß die Führer dieser Schiffe nicht einmal die Bücher oder Karten besaßen, welche die letzten Entdeckungen von Cook, Bougainville, Surville ꝛc. enthalten; denn sonst würden sie ihre Entdeckung von Neu-Georgien nicht für so wunderwürdig und fremd gehalten haben. Sie mußten ja in der Nachbarschaft nothwendig erwarten, auf Bougainville's Louisiade, auf Port Surville oder Neu-Britannien und Neu-Ireland oder Queen Charlotte's Eiland zu stoßen. Man möchte sagen, das Gouvernement habe diese braven Seefahrer schlecht mit den

und von Bemerkungen früherer Seefahrer fehlte; und da sie überdies nicht so glücklich waren, einen Vorrath von gesunden Erfrischungen zu bekommen.

Lieutenant Shortland segelte Montags d. 14 Jul. 1788 in dem Transportschiff Alexander von Port Jackson ab, und nahm seinen Lauf nach O. N. Osten, in der Absicht, Lord Howe's Eiland zu berühren, welches er auch, falls die Schiffe sich trennten, zum Sammelplatz für sie bestimmen wollte. Diese nothwendige Verabredung, die man vorher hätte nehmen müssen, war durch die Eil bei den Anstalten zur Abfahrt verhindert worden; denn der Alexander hatte sich nicht eher, als den Abend vor der Abreise, mit den übrigen Transportschiffen vereinigen können. Und selbst da wurden die Boote, die Mastbäume und die Spar-Anker nur noch lose zwischen den Verdecken verpackt, so daß die gefährlichsten Folgen hätten entstehen müssen, wenn das Schiff in diesem Zustande einer ungestümen See ausgesetzt worden wäre, die man doch in einiger Entfernung von der Küste wahrscheinlich zu erwarten hatte. Bis zum allerletzten Augenblicke waren daher die Leute und die Officiere äußerst beschäftigt, dieser Gefahr vorzubeugen; und sobald das Wetter nur einigermaßen günstig schien, um die Schiffe aus dem Hafen hinaus arbeiten zu können, gab Lieutenant Shortland den Befehlshabern der übrigen Transportschiffe das Signal, unter Seegel zu gehen, ohne auf sein Schiff zu warten. Als sie sich aus dem Hafen heraus gearbeitet hatten, sahen sie sich genöthigt, alle Seegel beizusetzen, um von der

nöthigen Dingen versehen; oder die Führer der Schiffe, den Königl. Schiffslieutenant Shortland nicht ausgenommen, wären eben nicht die großen Hydrographen gewesen, für die man sie ausgiebt; oder sie hätten sehr viele Trägheit und Unempfindlichkeit gegen das Schicksal des ihnen anvertrauten Schiffsvolkes, und gegen ihr eigues gehabt.

F.

Küste wegzukommen, da die Schiffe sehr leicht waren, und da gerade sehr starke Wogen gegen das Ufer zu trieben. Der Wind ging zu dieser Zeit stark aus Süd-Osten, und hielt zwei Tage lang in dieser Richtung an, wobei noch eben so ungestüme Wogen gingen, so daß es sehr schwer war, die Schiffe vom Lande abzuhalten. Den 16 Jul. um 8 Uhr Vormittags lagen die Felsen am Eingange von Port Stephens N. W. bei W. in einer Entfernung von drei großen Seemeilen. Lieutenant Shortland bedauerte es sehr, daß dieser Hafen noch nicht aufgenommen war; denn hätte er gewußt, daß es dort einen sichern Ankerplatz gebe, so würde es klüger gewesen seyn, darin einzulaufen und auf eine Veränderung des Windes zu warten: und er hätte dann nicht bei so sehr ungünstigen Umständen, und mit Schiffen, die so wenig dazu eingerichtet waren eine große Strecke an der Lee-Küste hinzulaufen, die See gehalten.*) Ungeachtet aller Bemühungen, verlor Lieutenant Shortland doch den Prinzen von Wallis und den *Borrowdale* aus dem Gesichte. Nun entschloß er sich gänzlich, nach Lord Howe's Eiland zu seegeln; und da einen oder zwei Tage auf sie zu warten, weil er vermuthete, daß sie wahrscheinlich in gleicher Absicht dahin gehen würden. Den 19 steuerte er daher mit einem starken Winde aus S. W. gerade auf die Insel zu. Da aber dieser Wind, der den Lauf der Reise so sehr begünstigte, und vor dem man auf Lord Howe's Eiland beim Ankern nicht gedeckt gewesen wäre, unverändert anhielt, und den 20 sehr stark wehete: so schien es am besten, den Vorsatz daselbst anzusprechen, aufzugeben. Um 2 Uhr Nachmittags änderte also Lieutenant Shortland seinen Lauf wieder, und segelte N. O. bei

*) Hier und in der Folge öfter läßt der Uebersetzer das nautische Detail weg, da es für seine Leser kein Interesse haben kann.

Norden. Man bekam nun die beiden Transportschiffe Prinz von Wallis und Borrowdale während der ganzen Reise nicht wieder zu Gesicht, und man hat seitdem erfahren, daß sie einen andren Lauf gehalten haben; aber die Friendship blieb mit dem Alexander in Gesellschaft. Um Mittag entdeckten die Leute auf dem Mastkorbe gerade an der Backbord-Seite eine Sandbank von sehr großem Umfange, die man ungefähr viertehalb große Seemeilen lang schätzte, deren Breite sich aber nicht genau bestimmen ließ, da man sie, als das Schiff längs ihr hin fuhr, nicht absehen konnte. Sie liegt in 29° 20′ S. Br. und in 158° 48′ O. Länge, und bekam von dem Lieutenant Shortland den Namen: Middleton's Sandbank.

Am 21 Jul. um 10 Uhr Morgens kam der Befehlshaber der Friendship an Bord des Alexanders, und Lieutenant Shortland bestimmte nun Carteret's Hafen auf Neu-Irland zum Sammelplatze. An eben dem Tage, Nachmittags, entdeckte man Land, das ungefähr sechs oder sieben große Seemeilen in der Länge, und eine sehr beträchtliche Höhe, desgleichen einen merkwürdigen Berg hatte. Diese Insel, die den Namen Sir Karl Middleton's Eiland bekam, liegt in 28° 10′ S. Br. und in 159° 50′ O. Länge. Lieutenant Shortland hält es für wahrscheinlich, daß der am vorigen Tage gesehene Rief mit dieser Insel zusammenhangen könne, da er in gerader Richtung auf sie zuläuft; aber in diesem Falle müßte er von sehr großem Umfange seyn. Man konnte die Insel noch den 22 Morgens sehen.

Am 24 Jul. hatten sie eine genaue Sonnen- und Mondsbeobachtung, um die Länge zu bestimmen. Sie fanden nun, daß eine Strömung die Schiffe zwei Grade der Länge weiter nach Osten getrieben hatte, als sie nach der Lock-Rechnung zu seyn glaubten. Die Länge von Sir

Karl Middleton's Insel muß also nach dieser Beobachtung berichtigt, und sie selbst um ein beträchtliches Stück weiter nach Osten gesetzt werden. Die Breite ist indeß zuverlässig, da man die Lage der Insel zu der Zeit beobachtete, als die Sonne im Meridian stand.

Am 27 und 28, als das Schiff nach Berechnungen und Observationen nahe bei dem Nordwestlichen Ende von Neu-Kaledonien war, sah man verschiedene Landvögel. Hieraus schloß Lieutenant Shortland mit vielem Grunde, er müsse sehr nahe bei diesem Lande vorbeigefahren seyn, ob er es gleich, wahrscheinlich weil die äußerste Spitze niedrig ist, nicht zu Gesicht bekommen hatte.

Mittags den 31 ward Land gesehen, das sich von halb W. nach O. N. O. erstreckte und ungefähr fünf oder sechs große Seemeilen entfernt war. Da das Schiff sich jetzt in 10° 52′ S. Br. befand, so vermuthete Lieutenant Shortland zuerst, es möchte die Egmont-Insel seyn, die Kapitain Carteret gesehen hat; den beträchtlichen Unterschied in der Länge glaubte er nehmlich auf die Wirkung der Strömungen rechnen zu können, die seit einiger Zeit sehr stark gewesen waren. Die vom Kapitain Carteret angegebene Länge ist 164° 49′ Oestlich; und der Alexander befand sich zu dieser Zeit ungefähr in 161° 11′. Es zeigte sich indeß, daß die gegenwärtige Insel wirklich eine andre war. Lieutenant Shortland hielt nun einen Nordwestlichen Lauf, in welcher Direktion das Land sich erstreckte. Er lief ungefähr sechs oder sieben große Seemeilen weit längs der Küste hin, und fand, daß sie eine Insel von zwei Spitzen ausmachte, von denen er die Südöstliche Kap Sydney, und die Nordwestliche Kap Phillip nannte. Als er bei der letzteren vorbei war, steuerte er ungefähr bis um 7 Uhr Nachmittags in einer Nordwestlichen Richtung fort. Um diese Zeit entdeckten die Leute, welche die Topsegel für die Nacht einrefften, Land, das mit dem Laufe

des

des Schiffes genau in einerlei Richtung lag. Als Lieutenant Shortland dies hörte, legte er bei, so daß der Vordertheil des Schiffes vom Lande ab stand, und gab der Friendship das Signal, daß sie eben das thun sollte. Sie legten die ganze Nacht hindurch bei, und wurden am nächsten Morgen durch den Anblick einer sehr bergichten Küste überrascht, die sich von N. O. bei Osten nach W. N. W. erstreckte, und ungefähr fünf oder sechs große Seemeilen entfernt war. Dies zeigte hinlänglich, das am vorigen Tage gesehene Land könne nicht die Egmont-Insel seyn; und Lieutenant Shortland war geneigt zu glauben, jenes möchte mit dem gegenwärtigen zusammenhangen. Um sechs Uhr Morgens seegelte er West bei Norden, und W. bei N. halb Norden, so wie das Land sich fort erstreckte, und lief in einer Entfernung von fünf oder sechs großen Seemeilen längs der Küste hin. Die östlichste Spitze dieses Landes nannte er Kap Henslow, und die westlichste, die er damals im Gesicht hatte, Kap Hunter. Zwischen diesen beiden Spitzen ist das Land sehr gebirgicht, und die Gipfel der Berge erheben sich außerordentlich hoch bis in die Wolken. Man kann es an einem Berge kennen, der höher ist, als die übrigen. Er ward, weil man ihn am ersten August entdeckte, Lammas-Berg*) genannt, und man glaubt, er sey, wenn nicht höher, doch wenigstens eben so hoch, wie der Piko auf Teneriffa. An diesem Tage war die Breite nach Beobachtungen 9° 58′ S. und die Länge 160° 21′ Oestlich. Es zeigte sich gegen W. N. W. noch immer mehr Land; man hielt daher in einer gleichen Entfer-

*) In älteren Zeiten pflegte man am ersten August in Schottland und dem Norden von England, die Lämmer zu gewöhnen. Man brachte dem Erzbischofe von York ein Lamm, und er mußte eine Messe lesen, daß die gewöhnten Lämmer gedeihen möchten. Diese Messe hieß daher *Lamb-masse*, und endlich *Lammas*: die Lämmermesse. S.

nung vom Ufer eben denselben Lauf, bis um drei Uhr Nachmittags das Wasser plötzlich eine andre Farbe bekam. Nun legte man bei, und sondirte, fand aber mit 120 Faden keinen Grund. Um 4 Uhr erstreckte sich ein Theil des Landes, der das Ansehen eines Hafens hatte, nach N. N. O. in einer Entfernung von sieben großen Seemeilen. Das Land blieb noch immer bergicht, und erstreckte sich um 6 Uhr von N. O. nach N. W. bei Westen. Das entlegenste Land, das man jetzt im Gesichte hatte, schien ungefähr dreizehn oder vierzehn große Seemeilen entfernt zu seyn, und ward Kap Marsh genannt. Um halb sechs Uhr wurden die Seegel eingezogen, und man legte die ganze Nacht über bei, da das Wetter, bei starkem Donnern, Blitzen und Regen, sehr stürmisch war.

Bald nach fünf Uhr Morgens, am 2 August, seegelten die Schiffe nach W. bei N. weiter; aber da es jetzt neblicht war, so konnte man kein Land sehen. Um diese Zeit wurden verschiedne fliegende Fische bemerkt. Da es sich um 11 Uhr zu hellerem Wetter anließ, so bemühete Lieutenant Shortland sich, wieder näher an das Land heran zu kommen. Um Mittag war die Breite nach Beobachtungen 9° 40′ S. und die Länge 158°. 42′ Oestlich. Lieutenant Shortland fuhr fort, Nordwestlich zu steuern, um zu entdecken, ob er das äußerste Ende des Landes erreicht hätte; und um 8 Uhr Abends sprach er mit der Friendship, und sagte ihrem Befehlshaber, daß er Willens sey, um neun Uhr beizulegen. Am 3 August um drei Uhr Morgens ward Land entdeckt, das sich von N. N. O. nach N. W. erstreckte, worauf die Schiffe wieder mit einem leichten Winde vom Lande abfuhren. Um sechs Uhr zeigte sich das Land, das man im Gesicht hatte, als verschiedne Inseln, und man wollte nun zwischen diesen hindurch nach Norden zu seegeln versuchen. Aber als

man nahe genug heran kam, entdeckte man, daß alle dieſe Spitzen durch einen niedrigen mit Bäumen bewachſenen Landſtrich mit einander verbunden waren. Da das Land ſich in neun rundlichen Spitzen erhob, die von den Seeleute Hügel (*hummocks*) genannt werden, ſo bekam dieſe Stelle den Namen: Neun Hummock's-Bay. Zu Mittage, da das Schiff in 8°. 55'. S. Br. u. 158° 14' O. L. nach S. W. ſeegelte, erſtreckten ſich die äußerſten Spitzen des Landes von Oſt bei N. nach Weſten; und Lieutenant Shortland nannte die weſtliche Spitze Kap Nepean und die Oeſtliche Kap Pitt. Das dazwiſchen liegende Land kann man, wie er ſagt, leicht an den neun Hügeln, und auch daran erkennen, daß es in einer Entfernung von fünf oder ſechs großen Seemeilen gerade wie Inſeln ausſieht. Man hatte nun leichte Lüftchen und ſtilles Wetter; aber um 2 Uhr Nachmittags erhob ſich ein Wind von Oſten, und um 4 Uhr erſtreckte ſich Kap Nepean N. W. halb W. in einer Entfernung von fünf oder ſechs großen Seemeilen. Um ſechs Uhr nahm der Alexander einige Seegel ein, und fuhr die Nacht hindurch mit doppelt eingereefften Topſeegeln ab und zu, weil Lieutenant Shortland glaubte, er habe nun die äußerſte Spitze des Landes erreicht. Am 4 Auguſt, um 5 Uhr Morgens, ſeegelte er wieder fort, und um 6 Uhr erſtreckte ſich eine ſtumpfe Spitze der Inſel N. N. Weſtlich, in einer Entfernung von fünf oder ſechs großen Seemeilen. Dieſe nannte er *Point Pleasant*, (die angenehme Spitze). Zu Mittage war die Breite nach Beobachtungen 8° 54' S., und die Länge 154° 44' Oeſtlich. Die angenehme Spitze erſtreckte ſich jetzt nach O. bei Norden; und um 4 Uhr die weſtlichſte, die man im Geſicht hatte, und die man damals für das äußerſte Ende des Landes hielt, (was man indeß hinterher anders fand) nach N. W. bei Norden, in einer Entfernung von vier oder fünf großen

Seemeilen. Von diesem Irrthume ward sie Kap Deception genannt.

In der Ueberzeugung, daß er das äußerste Ende des Landes erreicht hätte, aber auch voll Begierde, Gewißheit hierüber zu bekommen, ließ Lieutenant Shortland die Schiffe die ganze Nacht nur mit wenigen Seegeln fortgehen. Einige Inseln, die dicht an dem Kap Deception liegen und einen guten Hafen zu bilden schienen, wurden Hammond's Inseln genannt. Mit Tagesbruch am 5 August ward wieder Land gesehen, das sich von O. N. O. nach W. bei N. halb N. erstreckte und eine sehr tiefe Bay bildete. Es zeigte sich in sechs Hügeln, gleich Inseln, war aber durch einen niedrigen Strich von Sand verbunden. Da Lieutenant Shortland nicht wußte, wie weit es sich nach N. W. erstrecken möchte, so steuerte er nach Süden zu. Um 11 Uhr fand man die Länge durch Beobachtungen 157° 30′ Oestlich, und zu Mittage auf gleiche Art die Breite 8° 44′ Südlich. Zu eben der Zeit erstreckte sich Kap Deception, in einer Entfernung von vier oder fünf großen Seemeilen, nach Nordosten; und zwei merkwürdige Berge, die wegen ihrer Aehnlichkeit die beiden Brüder (*the two Brothers*) genannt wurden, machten jetzt die Westlichste Spitze aus, die man im Gesicht hatte, und erstreckten sich, in einer Entfernung von zehn großen Seemeilen, nach N. W. halb Norden. Um drei Uhr Nachmittags fuhr man auf die beiden Brüder zu, die sich damals, sieben große Seemeilen entfernt, nach N. W. bei Norden erstreckten. Um 8 Uhr legten die Schiffe für die Nacht bei.

Am 6 August, um 5 Uhr Morgens, seegelte man wieder nach N. W. fort; und um 8 Uhr ward ein Felsen entdeckt, der gerade so aussah, wie ein Schiff unter Seegel mit fliegenden Stengenseegeln. Die sämtliche Mannschaft auf dem Alexander war so von dieser Einbildung eingenommen, daß man das geheime Signal gab,

weil man meinte, es könnte entweder die Bouſſole oder das Aſtrolabe, oder auch eins von den beiden Tranſportſchiffen ſeyn, von denen man ſich an der Küſte von Neu-Süd-Wallis getrennt hatte. Wirklich entdeckte man den Irrthum nicht eher, als bis man dem Felſen auf drei oder vier kleine Seemeilen nahe war. Dieſer Felſen lag, eine große Seemeile entfernt, von den beiden Brüdern S. S. W.

Zwiſchen zehn und elf Uhr ſah man einige Kanots mit Indianern, die ohne irgend eine ſichtbare Beſorgniß dicht an das Schiff kamen. Man warf ihnen über das Hintertheil Stricke zu, an denen ſie ſich feſt hielten, und ſich ſo von dem Schiffe fort ziehen lieſſen. In dieſer Lage vertauſchten ſie ſehr gern eine Art von Ringen, die ſie an ihren Armen trugen, desgleichen kleine Ringe von Knochen und Korallen von ihrer eigenen Arbeit, gegen Nägel, Glaskorallen und andre Kleinigkeiten, wobei ſie indeß Allem, was von Eiſen gemacht war, augenſcheinlich den Vorzug gaben. Bohrer waren ihnen am angenehmſten; doch machten ihnen auch Nägel und Stücke von eiſernen Reifen Vergnügen. Sie handelten ſehr ehrlich, und verriethen nicht die geringſte Begierde zu ſtehlen oder zu betrügen. Aber ob ſie ſich gleich ſo leicht vom Schiffe nachziehen lieſſen, ſo konnten ſie doch auf keine Weiſe dahin gebracht werden, an die Seite zu kommen; und ſo oft man nur den Verſuch machte, ein Kanot an einem von den Stricken in die Höhe zu ziehen, ſo machten die Leute darin ſich ſogleich von dem Stricke los, und hielten ſich an einen andren. Zugleich ſchienen ſie aber ſehr zu wünſchen, daß unſre Leute an der Küſte ankern und mit ihnen ans Land gehen möchten. Um ſie hierzu anzulocken, hielten ſie die Rinde von Pomeranzen oder Citronen, Federn von zahmen Geflügel nebſt andern Dingen in die Höhe, und deuteten dabei an, daß man dies am Ufer bekommen könnte. Sie boten dem Leute-

nant Shortland auch eine Frucht dar, die er für die Brodtfrucht erkannte. Sie war ungefähr so groß, wie eine kleine Kokosnuß, auswärts braun, inwendig weiß, und enthielt eine Art von weicher, markichter Substanz, die zwischen den Zähnen sitzen blieb und sich schwer kauen ließ, desgleichen drei oder vier Kerne, fast wie Kastanien, aber sehr weiß. Aus den Blättern der wilden Pisangs machten die Indianer sich Schachteln oder kleine Kästchen, von denen jeder Mann eins hatte, um seine kleinen Ringe und Korallen darin aufzuheben.

Zu Mittag erstreckte sich eine Landspitze, die von den zwei Brüdern fortläuft, und den Namen Kap Satisfaktion bekam, N. N. Oestlich. Der Felsen, den man irrig für ein Schiff angesehen hatte, und der sich in einer Entfernung von vier großen Seemeilen nach N. bei W. erstreckte, ward der Eddystone genannt. Er liegt vom Kap Satisfaktion S. S. W. zwei große Seemeilen entfernt. Da das Land von diesem Kap wieder anfing sich nordwärts zu erstrecken, so machte Lieutenant Shortland sich aufs neue Hoffnung, einen Durchweg zu finden.

Man glaubte von den Eingebornen zu erfahren, daß sie die Insel, von der sie kamen, Simbu nennten; denn, so oft man sie um den Namen derselben zu befragen versuchte, zeigten sie auf das Land um Kap Satisfaktion, und sprachen jenes Wort aus. Lieutenant Shortland bemerkt noch von ihnen, daß sie vorzüglich stark und wohl gebauet waren. Aus diesem Aeussern schloß er sehr richtig, daß sie gute und reichliche Nahrung haben müßten. Wie er sagt, war ihr Vorzug im Wuchse und in der Stärke vor den Neuholländern sehr auffallend. Ihre Kanots, die sechs bis vierzehn Mann enthielten, schienen gut zusammengesetzt; der Bug und der Schnabel waren sehr hoch, mit mancherlei geschnitzten Figuren versehen, und mit einer Art von rother Farbe bunt bemahlt;

mit Einem Worte: sie hatten allem Anscheine nach eben das Muster und eben die Bauart, wie die O-Taheitischen. Die Zierrathen, welche die Einwohner von Simbu trugen, waren große aus einem weißen Knochen verfertigte Ringe. Jeder Mann hatte einen oder mehrere derselben an seinem Handgelenke, und eine Muschel mit einer Feder, die auf dem Kopf befestigt war. Lieutenant Shortland wünschte sehr, einen von ihren Speeren zu kaufen, konnte aber keinen erhalten. Ungefähr um zwei Uhr Nachmittags verliessen ihn die Indianer, und fuhren sogleich nach dem Ufer, vielleicht, weil sie fanden, daß sie dem Schiffe so weit gefolgt wären, als sie es wagen konnten. Aus dem, was man bei diesen Leuten gesehen hat, läßt sich nicht daran zweifeln, daß ihr Land Kokosnüsse, Brodtfrüchte, Bananas und die meisten andern Vegetabilien der Societäts- und der Freundschaftlichen Inseln hervorbringt. Nur mit dem größten Bedauern schlug Lieutenant Shortland die Einladung der Eingebornen aus, und fuhr weiter, ohne wegen Erfrischungen anzulegen, die er ohne Zweifel in Ueberfluß bekommen hätte. Aber die Länge und Unsicherheit seines Weges schien ihm selbst den geringsten Verzug zu verbieten; auch sah er zu dieser Zeit noch nicht zum voraus ein, um wie viel wichtiger, als alles Andre, eine gänzliche Veränderung der Lebensmittel für seine Mannschaft gewesen wäre. Die Bay, aus der die Eingebornen gekommen waren, nannte er die Indianer-Bay. Um 3 Uhr Nachmittags war die Länge nach Monds-Beobachtungen 156° 55′ Oestlich. Das entlegenste Land, das man im Gesicht hatte, erstreckte sich nach Norden und ward Kap Middleton genannt.

Die Schiffe legten in der Nacht bei, gingen dann am 7 Aug. um 4 Uhr Morgens wieder unter Seegel und fuhren nach Norden bei Westen. Um 5 Uhr sahen sie das Land, das sie in der vorigen Nacht verlassen hatten,

und sechs oder mehr kleine Inseln, die sich von N. O. nach Westen erstreckten, und die Schatz-Inseln (*Treasury Isles*) genannt wurden. Sie sind mittelmäßig hoch, und schienen gut mit Bäumen und Kräutern bewachsen zu seyn. Zu Mittage war die Breite nach Beobachtungen 7° 24′ S., und die Länge 156° 30′ Oestlich, und das Nordwestliche Ende des Landes, welches man damals im Gesicht hatte, und welches Kap Allen genannt ward, erstreckte sich nach O. bei Süd. An diesem Kap liegt eine kleine Insel, die den Namen Wallis-Insel bekam.

Der Alexander und die Friendship waren nun von 10° 44′ S. Br. und 161° 30′ O. L. bis zu 7° 10′ S. Br. und 156° 30′ O. L. fortgelaufen, und hatten fast den ganzen Weg hindurch immer Land im Gesichte gehabt. Da sie also, wenn sie westwärts nach dem südlichen Theile des nächsten Landes fortgefahren wären, vielleicht hätten auf Neu-Guinea zugerathen können; so beschloß Lieutenant Shortland, die Durchfahrt zu versuchen, die jetzt vor ihm lag; und da er sich, ehe es finster ward, gehörig versicherte, daß der Weg frei wäre, so fuhr er die ganze Nacht mit beigesetzten Seegeln. Um zehn Uhr Abends befand der Alexander sich fast den beiden Spitzen gegenüber, welche die Durchfahrt bilden. Hier waren die Bleiwürfe sehr unregelmäßig von zehn bis zu dreissig Faden, auf einem weichen, sandigen Boden. Die Anker wurden daher in Bereitschaft gehalten, damit man sie sogleich könnte fallen lassen, wenn man es nöthig fände. Am 8 August, um 2 Uhr Morgens, konnte man sehr deutlich das starke Spülen einer Strömung bemerken, und um fünf Uhr war das Schiff beinahe aus der Straße heraus. Jetzt lag ihm Kap Alexander S. O.; einige Inseln und Felsen, die von den westlichsten der Inseln, welche die Straße ausmachen, ab liegen, W. bei S.; und die entfernteste Spitze,

die man nach N. W. im Geſicht hatte, R. W. bei Norden, ungefähr vierzehn oder funfzehn große Seemeilen entfernt. Dieſe Spitze iſt vorzüglich hoch, und macht den Mittelpunkt eines großen Striches Land zwiſchen der erſten und der letzten Spitze der Straße auf der Weſtlichen Seite, welche Kap Friendſhip und Kap le Kras genannt wurden.

Lieutenant Shortland war der Meinung, dieſe Straße ſey zwiſchen vier und fünf große Seemeilen lang, habe etwa ſieben oder acht kleine Seemeilen in der Breite, und gehe in einer Nordweſtlichen Richtung fort. Da er glaubte, es ſey vor ihm noch kein Seefahrer durch ſie geſeegelt, ſo wagte er es, ihr den Namen Shortland's Straße zu geben. Indeß, wenn man die gegenwärtige Nachricht mit der Erzählung des Herrn von Bougainville vergleicht, die unſer Seefahrer damals nicht bei ſich hatte: ſo ſcheint man Grund zu der Vermuthung zu bekommen, daß jener Seefahrer zu Ende des Junius 1768 durch eben dieſe Straße ſeegelte, und daß die Inſel, von der man annahm, ſie heiße Simbu, eben die ſey, welche damals Choiſeul's-Inſel genannt ward. Was dieſe Vermuthung noch beſtärkt, iſt der Umſtand, daß des Herrn von Bougainville Beſchreibung von den Kanots und den Perſonen der Eingebornen, ſo weit als dies angeht, gänzlich mit der übereinſtimmt, die Herr Shortland davon geliefert hat.*) Ein kleiner Unterſchied in der Länge iſt der Hauptgrund, aus dem ſich zweifeln läßt, ob dieſe

*) Doch waren einige von den Fahrzeugen größer. „Es befanden ſich in dem größten 22, in den mittlern 8 bis 10, und in den kleinſten 2 oder 3 Männer. Dieſe Piroguen (Kanots) ſchienen gut gemacht; das Vorder- und das Hintertheil waren ſehr hoch, ꝛc. ꝛc. Sie tragen Armbänder und Platten auf der Stirn und am Halſe; von welcher Materie, weiß ich nicht; ſie ſchien mir aber weiß.“ Bougainville ꝛc. ꝛc. Kap. V.

Straße dieselbe sey. Doch sollte dies auch bewiesen werden, so wird es das Verdienst des spätern Seefahrers gar nicht vermindern; er fuhr nehmlich bloß mit Hülfe seiner eignen Aufmerksamkeit und seines Scharfsinns durch ein Meer, das ihm selbst, so wie seinen Gefährten, unbekannt, und das, wenn auch nicht ganz unbefahren, doch vorher noch nicht mit gleicher Genauigkeit aufgenommen war.

Lieutenant Shortland wünschte sich jetzt Glück, diese große Strecke Landes zurückgelegt zu haben, die, wie er aus starken Gründen vermuthen konnte, von dem Platze an, wo er es zuerst erreicht hatte, den ganzen Weg über zusammenhängend geblieben war; denn bei seiner Fahrt in einer sehr mäßigen Entfernung von der Küste, hatte er Alles was er nur konnte, angewandt, um eine nördliche Durchfahrt zu finden. Eine Stelle, die einer von den Französischen Seefahrern Port Surville genannt hat, ist wahrscheinlich ein Theil davon, und eben so Choiseul-Bay. Aber der Punkte, welche die Französischen Entdecker gesehen und beschrieben haben, sind sehr wenige; und für die Kenntniß von der Gestalt und den Richtungen des übrigen Theils der Küste, die ganze Strecke von beinahe 3 Graden der Breite und vollen 5 Graden der Länge hindurch, sind wir gänzlich der Untersuchung unsres Landsmanns verbunden; und eben so für die schöne Zeichnung der ganzen Küste der Sorgfalt und Gütigkeit seines Sohnes, Herrn Thomas George. Die einzigen Stellen, von denen Lieutenant Shortland argwöhnte, es sey möglich, daß sie eine Durchfahrt hätten, die seiner Beobachtung entgangen sey, sind zwischen den Kaps Phillip und Henslow, und dann zwischen den Kaps Marsh und Pitt. Die sichre Bestimmung dieser Punkte überläßt er andern Seefahrern, und empfiehlt ihnen zugleich den Weg den er genommen hat, als den sichersten und kürzesten von Port Jackson nach China, den

er kenne; denn Middletons Sandbank, an der Küste von Neu-Süd-Wallis, ist die einzige gefährliche Stelle, die er bis dahin entdeckt hatte. Sollte man Einwendungen gegen die Fahrt durch eine Straße machen, da man eine offnere See haben kann: so empfiehlt er den viel weiteren Kanal zwischen der Egmont-Insel und Simbu, aber keinesweges den ganzen Weg östlich um die Neuen Hebriden.

Dem sämtlichen Lande, das aus den zwei Hauptinseln an beiden Seiten der Straße und den Schatz-Inseln zwischen ihnen besteht, gab Lieutenant Shortland den Namen: Neu-Georgien. Es giebt zwar schon, östlich vom Staatenlande, eine Insel Georgien, die Kapitain Cook im Jahre 1775 so benannte; aber beide scheinen hinlänglich unterschieden zu werden, wenn man die eine die „Insel Georgien", und die andre „Neu-Georgien" nennt.

Das Land an der Westseite von Shortlands Straße, blieb sehr hoch, und erstreckte sich so weit, als das Auge reichen konnte. Wegen dieser Umstände und wegen der Richtung, in der es fortlief, zweifelte man nicht, daß es mit dem zusammenhange, das Kapitain Carteret „Lord Anson's Insel" genannt hat. In Ansehung der Karte, die hier von dieser Entdeckungen geliefert wird, sagt Lieutenant Shortland: er könne zwar bei der Entfernung, in der man sie aufgenommen habe, es sich nicht heraus nehmen, für die Angabe jedes einzelnen Punktes so stehen zu wollen, als wenn die Küste regelmäßig untersucht worden wäre; aber doch verspreche er dreist, daß sie zur Direktion künftiger Seefahrer akkurat genug sey, da er, bei seiner Fahrt längs dem Lande, verschiedentlich Gelegenheit gehabt habe, Mondsbeobachtungen anzustellen*).

*) Wenn man die Lage der Länder genauer vergleicht, so wird die Wahrscheinlichkeit immer größer, daß Herr von Bou-

Am 9 August, gegen 6 Uhr Nachmittags, seegelte das Schiff vor zwei Inseln vorbei, deren Lage man in 4° 50, S. Br. und 156° 11′ O. L. setzte. Am folgenden Morgen um 6 Uhr hatte man vier im Gesicht. Anfangs glaubte man, es würde sich zeigen, daß es die neun Inseln wären, die Kapitain Carteret gesehen hat; aber da man fand, daß weder die Anzahl noch die Länge zutraf, so schloß Lieutenant Shortland daraus, daß sie von jenen verschieden seyn müßten. Weil das Wetter sich stürmisch und unbeständig zeigte, so nahm er sich nun vor, nicht den Weg durch St. George's Kanal zu nehmen, den jener Officier genommen hat, sondern um Neu-Irland herum zu fahren.

Bisher hatte man nur solche Schwierigkeiten angetroffen, die nothwendig mit der Erforschung neuer Küsten verbunden sind, und bei denen die Angst vollkommen durch das Vergnügen ein Entdecker zu werden, ersetzt wird; aber nun schwebte über unsern Seefahrern ein schreckliches Schicksal, dessen Härte selbst von denen, die in ähnlichen Lagen gewesen sind, nicht leicht gedacht

gainville keinesweges durch Shortland's Straße gekommen sey. Er seegelte nordwestwärts von der Bay Choiseul durch; und dies Land liegt nebst der Straße Shortland südostwärts: folglich sind diese Länder gänzlich verschieden. Wäre Bougainville durch Shortlands Straße gekommen, so müßte er ja die vier Inseln gesehen haben, auf die Shortland stieß, sobald er die Straße verlassen hatte. Herr Shortland hat also zu leicht seine Ansprüche auf neue Entdeckungen aufgegeben. Ohne Zweifel ist die Nachbarschaft aller dieser Länder die Ursache, daß die Sitten und Gebräuche bei ihren Bewohnern einerlei sind, da sie wahrscheinlich alle von Einem Stamme herkommen. Diese Aehnlichkeit beweist also keinesweges, daß Bougainville's Bay-Choiseul mit Neu-Georgien einerlei ist. Sonst will ich noch anmerken, daß eigentlich wohl nur die Indianer-Bay, nicht aber ganz Neu-Georgien „Simbu„ zu heißen scheint. F.

werden kann. Um so viel war es schlimmer, als alles von ähnlicher Art, was man gewöhnlich erfährt! Um diese Zeit, den 10 August, fing der Scharbock an sich zu zeigen, und ward, wegen Mangel an den gehörigen Mitteln, so sehr bösartig, daß er mehreren Personen das Leben raubte, und daß es nothwendig ward, eins von den Schiffen aufzuopfern. Ja am Ende brachte er die auf Einem Schiffe vereinigte Mannschaft beider in einen so schwächlichen Zustand, daß sie, ohne unmittelbare Hülfe, selbst im Hafen hätte umkommen müssen, oder daß sie wieder fortgetrieben seyn würde, da es ihr gänzlich an Kräften fehlte, die nöthigen Schritte zu ihrer Erhaltung zu thun. Schon am 13 August standen fünf Seeleute von dem Alexander auf der Krankenliste, die über Schmerzen in den Beinen und in der Brust klagten, und denen das Zahnfleisch so geschwollen, ferner die Zähne so los waren, daß sie selbst Mehl oder Reis nicht ohne Schwierigkeit essen konnten. Das Wetter war jetzt sehr veränderlich, oft schwül, und zu andern Zeiten wieder stürmisch, wobei mitunter Platzregen kamen. Wahrscheinlich befanden die Schiffe sich nicht weit von irgend einem Lande, da man häufig Vögel in großer Menge sah; und wirklich gab die Friendship am 16 das Signal, sie sehe Land, welches man aber von dem Alexander nicht entdecken konnte. Man fing auch Haifische mit der Angel, und von Zeit zu Zeit sah man Holz und grüne Gewächse schwimmen. An diesem Tage gingen die beiden Transportschiffe durch die Linie. Am 24 fand Lieutenant Shortland durch Beobachtungen, daß seit der letzten Monds-Observation am 13, eine Strömung das Schiff täglich elf Meilen weiter nach W. N. W. oder nach N. W. bei West fortgetrieben hatte, als es nach seiner Rechnung seyn sollte.

Der Scharbock griff auf dem Alexander reißend um sich, ob man gleich die Vorsicht gebrauchte, das Schiff

zu räuchern, und mit Weinessig zu waschen, desgleichen Porter, Sprossenbier und Wein unter die Seeleute auszutheilen. Am 2 Septbr. waren schon sechs Mann und ein Junge, am 5 acht, und am 8 zehn dadurch außer Stand gesetzt, irgend eine Arbeit zu verrichten. Ein solches Umsichgreifen der Krankheit mitten unter allen Bemühungen, die man anwenden konnte, ihrer Bösartigkeit entgegen zu wirken, ließ nur zu gewiß erwarten, was für Verwüstungen sie noch in der Folge anrichten würde.

Um Mittag am 10 Septbr. bemerkte man in Westen etwas einem Lande Aehnliches, und eine Stunde nachher sah man es ganz deutlich. Es erstreckte sich, in einer Entfernung von sechs großen Seemeilen, nach W. N. W. Da die Schiffe sich damals ungefähr in 6° 49′ N. Br. und in 135° 25′ O. L. befanden, so ist es augenscheinlich, daß es eine von den Pelew-Inseln gewesen seyn muß, die durch die gastfreundschaftliche Aufnahme des Kapitain Wilson's und seiner Mannschaft neulich so berühmt geworden sind. Die Nachricht von der Reise dieses Officiers war damals noch nicht bekannt gemacht, und Lieutenant Shortland hatte keine Karten bei sich, auf denen diese Inseln standen; er vermuthete daher, daß er sich zwischen den südlichsten von den Neuen Karolinen befände. Da aber genaue Beobachtungen ihm zeigten, daß seine Länge westlicher wäre, als die Lage dieser Inseln; so dachte er, die Lage der letztern müßte in den Karten unrichtig angegeben seyn. Am 11 September, um sechs Uhr Morgens, erstreckte sich eine kleine Insel, die man vorher noch nicht gesehen hatte, in einer Entfernung von fünf großen Seemeilen, nach W. S. West; und da der Wind sich jetzt nach S. S. W. umsetzte, so fuhr Lieutenant Shortland nach der Durchfahrt zwischen beiden Inseln. Er lief in diese ein, warf um 9 Uhr das Senkblei, und fand die Tiefe dreizehn Faden auf einem

feinsandigen Boden; zugleich bemerkte er, daß eine starke Strömung sehr reissend dadurch hinschoß. Man sah am Ufer verschiedne Kokospalmen. Diese erregten starke Erwartung, daß man sich wesentliche Erfrischungen für die Kranken würde verschaffen können; daher ward von jedem Schiffe ein Boot bemannt und ausgeschickt. Indeß die Boote vor sich her sondirten, näherten sich verschiedne Indianer in ihren Kanots, und luden unsre Landsleute durch Zeichen ein, daß sie ans Ufer kommen möchten. Zugleich gaben sie diesen zu verstehen, daß sie dort mit Kokosnüssen und manchen andern Dingen versorgt werden könnten. Doch als die Mannschaft bei einem Platze zu landen versuchte, der das Ansehen eines Morai oder eines Begräbnißplatzes hatte, so wollten sie es nicht leiden und bestanden darauf, daß sie auf der einen oder der andren Seite weiter fahren sollte. Während der Zeit schwammen verschiedne Personen beiderlei Geschlechts vom Ufer ab, und hielten Bamburöhre*) voll Wasser in die Höhe, weil sie glaubten, daß die Schiffe an diesem Bedürfnisse Mangel litten. Herr Sinclair, Obersteuermann des Alexanders, der sich mit in dem Boote befand, stattete von dieser Fahrt folgenden Bericht ab. „Da ich fand, daß ich ihnen nicht begreiflich machen könnte, es fehle mir an Kokosnüssen, und nicht an Wasser; so entschloß ich mich zu landen, und fuhr daher unter einem Zusammenfluß von drei- bis vierhundert Leuten, sobald ich einen bequemen Platz fand, ans Ufer. Ich richtete meine Aufmerksamkeit sogleich auf einen alten Mann, den ich wegen eines Zierraths von Knochen an seinem Arm für ein Oberhaupt hielt, und machte ihm ein Geschenk mit einigen Nägeln und Glaskorallen, die er mit sichtbarem Vergnügen annahm, und

*) Große Bamburöhre sind in den Pelew-Inseln die einzigen Wassergefäße. M. s. Wilson's Reise ꝛc. Kap. XXV, S. 411. 412. der Deutschen Uebersetzung.

die mir sogleich seine Freundschaft erwarben. Dies war ein glücklicher Umstand; denn er zeugte nachher oft seine Autorität dadurch, daß er die unverschämtesten von seinen Leuten zurückhielt, wenn sie sich vordrängten, und Alles, was sie nur ergreifen konnten, zu stehlen versuchten. Einem Seemanne, der seinen Säbel sorglos hielt, ward dieser weggerissen; und der Dieb hatte die Gelegenheit so gut wahrgenommen, daß er uns beinahe schon aus dem Gesichte verschwunden war, ehe man ihn unterscheiden konnte. Ungeachtet der Anerbietungen, welche die Eingebornen in den Kanots vorher machten, konnte ich doch nicht über 30, und noch dazu nur grüne Kokosnüsse bekommen; entweder weil die Leute meine Zeichen nicht verstanden, oder weil sie keine Neigung hatten, sich in den Handel einzulassen. Diese Insulaner waren gut gebauet, ziemlich groß und hatten langes Haar. Einige von ihnen käueten die Betelnuß; und diese waren sämtlich mit einem kleinen hohlen Stabe, wie es schien von Ebenholz *), versehen, aus dem sie eine Art von Staub, gleich Kalk, herausschüttelten **). Ihre Waffen waren ein Speer und eine Art von Dächsel, die über die Schulter hing. Einige Männer hatten zwei dergleichen, andre aber nur Eine. Diese Dächsel waren von Eisen, und augenscheinlich Europäische Arbeit. Da der Platz, an dem wir landeten, sehr felsicht und zum Gehen unbequem, und ich in dem Hauptendzwecke, dessentwegen man mich ausgeschickt hatte, nicht glücklich war: so kehrte ich so geschwind

*) Aus Wilson's Nachrichten von den Pelew-Inseln sieht man, daß die gemeinen Leute zu dem hier erwähnten Endzwecke ein kurzes Stück Bambu gebrauchen, nicht aber Ebenholz.

**) Es war Tschelnam, oder Muschelkalk, der immer mit dem Betel zugleich gebraucht wird. M. s. Wilson's 2. S. 410 der Deutschen Uebers. Die Areca ist die Nuß. Bloß das Laub von dem Betel wird genossen. A. d. O.

geſchwind als ich konnte zurück. Zur Erwiderung meiner Geſchenke gab mir der alte Anführer (Rupak) eins, das mir nun eben nicht ſo viel Vergnügen machte, als ihm die meinigen. Es war eine Miſchung von Fiſch, Yamswurzeln und manchen andern Dingen, die, vermuthlich weil die Kompoſition ſchon alt ſeyn mochte, nichts weniger als angenehm roch. Als wir zuerſt landeten, wiederholten manche von den Einwohnern das Wort: Inglihs, als wollten ſie fragen, ob wir von dieſer Nation wären. Da wir dies durch Zeichen bejaheten, ſo ſchüttelten ſie die Köpfe und ſagten: Eſpagnol. Es iſt alſo möglich, daß ſie nun, da ſie unſer Vaterland wußten, am Ufer vielleicht weniger freundſchaftlich geweſen wären, als in ihren Kanots."

Aus einigen von den erwähnten Umſtänden erhellt ganz unleugbar, daß dieſe Leute Verkehr mit Europäern und wahrſcheinlich mit den Spaniern gehabt hatten; und aus dem Widerwillen, den ſie gegen die Engländer äußerten, ſcheint ſich nicht unwahrſcheinlich vermuthen zu laſſen, daß die Inſel vielleicht Artingall geweſen iſt, wo unſre Landsleute fünf Jahre früher ſich durch den Beiſtand, den ſie einer feindlichen Inſel geleiſtet, ausgezeichnet hatten.*) Doch, wenn es ſich ſo verhält, ſo müſſen die Einwohner mit den Spaniern erſt nach der Abfahrt der Engländer bekannt geworden ſeyn, da dieſe, der Erzählung zufolge, die erſten Europäer waren, die man dort ſah. Wären die Begebenheiten der Mannſchaft auf der Antelope (Kapitain Wilſon's Schiffe)

*) Mancher Leſer möchte vielleicht glauben: wenn dies der Fall geweſen wäre, ſo würden die Einwohner ſich zu rächen geſucht haben; aber wir finden in Kapitain Wilſon's Erzählung, daß, ſobald mit den Einwohnern von Pelew Friede geſchloſſen war, ſogleich alle Erbitterung aufhörte. M. ſ. Wilſon ꝛc. K. XVI, S. 256 der Deutſchen Ueberſetzung.

damals schon bekannt gewesen; so würde Lieutenant Shortland sich mit Freuden dem wohlthätigen Abba Thulle vorgestellt, und dann wahrscheinlich einen Vorrath von frischen Provisionen und grünen Gewächsen bekommen haben, die manchen von seinen Gefährten das Leben erhalten und die übrigen vor Leiden behütet hätten. Aber er war nicht glücklich genug zu wissen, daß ein so günstiger Zufluchtsort in einer so geringen Entfernung vorhanden wäre.

Seine Leute waren dazu bestimmt, ihre Noth nicht vermindert, sondern vermehrt zu finden. Gegen Ende des Septembers fingen kalte und intermittirende Fieber an, unter ihnen zu herrschen. Die Anzahl derer, welche der Scharbock außer Stand setzte, blieb immerfort groß; einige Leute waren schon gestorben, und denen wenigen, die noch Gesundheit genug hatten, mit Mühe die nothwendige Arbeit zu thun, schwollen die Beine, und sie wurden durch heftige Brustschmerzen abgemattet. Die Friendship hatte bisher glücklichere Umstände gehabt. Am 23 Septbr., wo man sie sprach, war erst ein einziger Mann durch den Scharbock außer Stand gesetzt; aber dieses Glück währte nicht lange, und leider ward das spätere Ausbrechen der Krankheit durch einen schleunigeren Fortgang aufgewogen.

Am 27 Septbr. um Mittag sah der Alexander das Land von Mindanao. Es erstreckte sich, in einer Entfernung von vierzehn großen Seemeilen, von W. bei N. nach N. W. bei West. Ein Theil desselben war ungewöhnlich hoch, und zeigte sich in dieser Entfernung als eine einzeln liegende Insel; aber, als man näher hinzu kam, fand man, daß alles zusammenhing. Am 30 um 4 Uhr Nachmittags, lag die Hummock's Insel W. bei S. halb S., in einer Entfernung von sechs oder sie-

den großen Seemeilen. In diesem ganzen Meere trieb immer eine starke Strömung das Schiff südlich von seiner Rechnung ab. Am 3 Oktober legte sich der Wind plötzlich. Da der Alexander sich in großer Gefahr befand, mit dem Strome auf das Ufer von Karkalang oder Sanguir-Eiland getrieben zu werden, so mußte er seinen Anker fallen lassen, wodurch er glücklicher Weise in vierzig Faden Tiefe zu liegen kam. Am 17 Abends, stieß die Friendship wirklich auf ein Rief an der Küste von Borneo. Der Alexander warf nun sogleich den Anker, und schickte ihr ein Boot zu Hülfe; aber am nächsten Morgen bei Tagesanbruche fand er sich selbst so von sandigen Inselchen und Untiefen eingeschlossen, daß es sich schwer begreifen ließ, wie er in diese Lage hinein gesegelt sey, oder welchen Weg er nehmen müsse, um sich wieder heraus zu winden. Die Friendship kam indeß, ohne wesentlichen Schaden zu leiden, glücklich von dem Riefe los; und am 19 Morgens ward ein schmaler Kanal ausfindig gemacht, durch den der Alexander nicht ohne Schwierigkeit aus seiner gefährlichen Lage heraus kam. Den Tag vorher hatte man Versuche gemacht, den Anker zu lichten; aber da Wind fehlte, so konnte man es wegen der starken Strömung nicht. Die Schiffe befanden sich um diese Zeit nicht mehr als acht große Seemeilen weit von der Küste von Borneo.

Die Mannschaften beider Schiffe waren nun durch den Scharbock in die bedauernswürdigste Lage versetzt. Der Alexander hatte acht Mann von seiner Equipage verloren, und behielt nur zwei Mann für die Wache übrig,*) da überhaupt nicht mehr als vier Matrosen

*) Die Mannschaft auf den Englischen Schiffen ist in zwei Hälften getheilt, von denen immer die eine den Dienst versieht, indeß die andre ruhet. A. d. Ueb.

jeder ward an seinen Posten gestellt, und die Karronaden *) nebst den großen Kanonen in Ordnung gebracht. Als diese Anstalten getroffen waren, faßte Lieutenant Shortland den Gedanken, die Entschlossenheit seines Gegner auf die Probe zu stellen und zugleich seine eigne dadurch zu zeigen, daß er eine Kugel in gerader Linie über sie weg schösse. Dies geschah sogleich, und entsprach seinem Endzwecke vollkommen; denn die Boote liessen augenblicklich vom Verfolgen ab, und fuhren eilig nach dem Ufer.

Wäre der Alexander zu dieser Zeit nur um sehr wenige Tagereisen weiter von Batavia entfernt gewesen, so war er unvermeidlich verloren; nicht durch ungestümes Wetter, oder durch Gefahr von Küsten und Sandbänken, sondern bloß dadurch, daß man ihn nicht hätte in den Hafen führen können, da jedermann an Bord gänzlich kraftlos gewesen seyn würde. Am 17 November war, außer den Officieren, bloß Ein Mann zur Arbeit tüchtig; und eine nur etwas längere Reise würde das Schiff dahin gebracht haben, daß man es, ohne alle Möglichkeit seinen Lauf fortzusetzen oder es zu regieren, den Winden und Wellen hätte Preis geben müssen. Da der Wind zu schwach war, es auf die Rhede von Batavia zu bringen, so strengten Abends um 6 Uhr Alle die noch arbeiten konnten ohne Unterschied ihre Kräfte an, und man warf den Anker zwischen den Inseln Leiden und Alkmar. Bald nachher ward eine Kanone abgefeuert, und das Signal gemacht, daß man Beistand brauche. Da keiner kam, so strengte man am 18 um 2 Uhr Nachmittags seine Kräfte noch stärker an, den Anker zu lichten, was denn auch mit der äußersten Mühe zu Stande gebracht

*) Karronaden sind eiserne zu Karron in Schottland gegossne Kanonen, welche eine weite Mündung haben und daher ziemlich große Kugeln schiessen können. F.

ward. Hierauf lief das Schiff mit der Seeluft ein, und kam um 5 Uhr wieder in neun Faden Tiefe vor Anker. Das Boot ward nun ausgesetzt und abgeschickt, den Holländischen Kommodore um Beistand zu bitten, da die Mannschaft des Alexanders so herunter war, daß sie nicht Kräfte genug hatte, die Seegel aufzuwickeln. Es wurden sogleich Leute zu Hülfe beordert, und sechs Holländische Matrosen blieben die ganze Nacht an Bord, auf den Fall, daß etwa stürmisches Wetter käme. Vielleicht langte nie ein Schiff hülfloser in einem Hafen an; und doch war es nicht vom Wetter zerschellt, sondern bloß durch die Wirkungen einer schrecklichen und nicht zu hemmenden Krankheit in solchem Zustande.

Am 19 um 5 Uhr Morgens zeigte sich der willkommene Anblick eines Bootes von dem Holländischen Kommodore, das er menschenfreundlich mit Erfrischungen beladen hatte. Es brachte auch einen Bootmannsgehülfen und zwölf Matrosen mit, welche mit arbeiten sollten, das Schiff für die See in Stand zu setzen. Die Kranken wurden am 20 in das Hospital geschickt, wo einige von ihnen starben, weil es mit ihnen zu weit gekommen war, als daß sie wieder hätten genesen können. Von den Ostindienfahrern Bridgewater und Contraktor, die auf der Rhede lagen, als der Alexander daselbst ankam; ferner von dem Raymond, der Asia und dem Duke of Montrose, die einige Tage nachher darauf anlangten, und durch die Beihülfe einiger wenigen Mann von dem Holländischen Kommodore, ward endlich eine neue Schiffs-Equipage zusammen gebracht, in welcher nur vier von den eigentlich zum Schiffe gehörigen Matrosen blieben, da die übrigen entweder gestorben waren, oder, als der Alexander am 7 December wieder abseegelte, sich noch nicht genug erholt hatten, um mitfahren zu können.

Der Ueberrest der Reise war von wenigen Umständen begleitet, die erzählt zu werden verdienen, und ging durch einen Weg, der allen Seefahrern hinlänglich bekannt ist, so, daß wir uns eine umständliche Beschreibung davon ersparen können. Auf dem Kap fand der Alexander den Kapitain Hunter in dem Sirius, der, als jener am 18 Febr. 1789 daselbst ankam, schon sechs Wochen in der Tafel-Bay gewesen war. Von ihm erfuhr Lieutenannt Shortland, daß die Transportschiffe *the Borrowdale* und der Prinz von Wallis die sich an der Küste von Neu-Süd-Wallis von ihm getrennt hatten, auf dem Südlichen Wege zurückgekehrt wären, und daß man aus Rio de Janeiro Nachricht von ihnen erhalten habe. Der Alexander blieb bis den 16 März in der Tafel-Bay vor Anker, ging dann wieder unter Seegel, und kam den 28 Mai auf der Insel Wight an.

So endigte sich eine Reise, deren erster Theil durch Entdeckungen belebt und wichtig, deren zweiter aber durch verderbliche Anfälle von Krankheit und durch häufige Verwüstungen des Todes traurig ward. Gewiß that und litt man sehr viel; aber aus dem Ganzen können wir mit vollem Rechte schliessen, daß die Kolonie auf dem neuen Südlichen festen Lande sehr viel dazu beitragen wird, die Schiffarth zu verbessern und die geographischen Kenntnisse zu erweitern. Uebrigens darf das Unglück des Alexanders und der Friendship keine Besorgnisse erregen. Vielleicht ist es nie wieder der Fall, daß Schiffe Port-Jackson so schlecht mit Gegenmitteln wider das bösartige Gift des Scharbocks versehen, verlassen; und wenn es auch der Fall wäre, so ist es doch keineswegs gewiß, daß ihre Noth eben so groß werden wird.

Längen und Breiten

der Vorgebirge, Landspitzen, Inseln und Sandbänke, welche Lieutenant John Shortland auf seiner Rückreise bestimmt hat.

	Breite.	Länge.
Middleton's Rief an der Küste von Neu-Süd-Wallis	29° 20′ S.	158° 48′ O.
Sir Karl Middleton's Insel an eben der Küste	28 10	159 50
Kap Sydney	10 48	161 41
Kap Phillip	10 34	161 25
Kap Henslow	10 —	161 12
Kap Hunter	9 42	160 37
Kap Marsh	9 21	159 30
Kap Pitt	8 55	159 3
Kap Nepean	8 51	158 10
Kap Deception	8 33	157 37
Hammond's Inseln	8 46	157 39
Angenehme Spitze	8 50	157 50
Indianer-Bay		
Kap Satisfaktion	8 9	157 6
Der Eddystone	8 12	157 8
Kap Middleton	7 45	156 48
Kap Allen	7 28	156 48
Kap Stephens	7 13	156 17
Gefährliche Spitze	7 —	156 27
Kap Alexander	6 50	156 40
Lord Hood's Insel	7 15	156 48
Kap Friendship	6 50	156 8
Shortland's Straße	6 55	156 30
Kap le Cras	5 50	156 8
Kap Binmer	6 17	155 58
Die Schatzinseln	7° 30′ bis 6° 38′	156° 58′ bis 156° 27′
Die vier Inseln	4° 50′	156 10
Die Durchfahrt zwischen den beiden Südlichsten von den Palaos oder Pelew-Inseln	6° 50′ N.	135 25
Kap St. Augustin auf der Insel Mindanao	6 13	126 26
Hummock-Insel an eben derselben	5 26	125 50

Küste von Neu-Guinea.

die 25 bis 30 Fuß hoch ist, und zu einer Schutzmauer gegen künftige Ueberschwemmungen dient. Die Insel hat, allem Anschein nach, auch eine vulkanische Revolution erlitten; denn man fand große Quantitäten von verbrannten Steinen und von Bimssteinen; und Herr Arnstis, der an dem Ref landete, das die Westliche Bay beschützt, fand bei dem niedrigsten Wasser, daß es ganz aus einer verbrannten Masse bestehe.

Die Bewohner dieser Insel sind alle von der Klasse der Vögel. Die vornehmste Art unter denselben waren Rothgänse (*Pelicanus Sula* Linn.) deren es eine ungeheure Menge gab. Wie es schien, mußte jetzt ihre Brütezeit seyn; denn die Weibchen befanden sich alle in ihren Nestern. Dies sind bloße in den Sand gehöhlte Löcher, da es auf der Insel nicht ein einziges vierfüßiges Thier giebt, das sie stören könnte. Die Mannschaft brachte eine Menge von Eiern an Bord. Man traf auch äußerst viele sehr große Tauben an; desgleichen schöne Papageien und Perrokichte; eine neue Art, wahrscheinlich von dem Bläßhuhne, desgleichen eine Art Wachtelkönig (*Rallus* L.) und der Elster (*Corvus*); ferner einen sehr schönen kleinen Vogel, braun, mit gelber Brust und gelben Flügeln, der eine Art von Kolibri zu seyn schien*); auch gab es daselbst einen schwarzen Vogel, gleich einem Sturmvogel (*Procellaria* L.), der einen gekrümmten Schnabel hat, und in die Erde gräbt. Man sah ferner eine Menge

*) Es ist nicht wahrscheinlich, daß die hier gefundene Art Vögel zu dem Geschlechte der Kolibris gehöre; denn dies Geschlecht scheint wohl Amerika eigenthümlich zu seyn. Zwar führt man den Ten Rhyne in Schediasmate de promontor. bonæi spei an, der an der südlichsten Spitze von Afrika Kolibris will gesehen haben; aber die afrikanischen, den Kolibris ähnlichen Vögel gehören alle zum Geschlechte der Baumkletten (Certhia L.) Wahrscheinlich sind also die auf Lord Howe's Eiland gefundenen Vögel auch nur von diesem Geschlechte. F.

von Ameiſen, die, wie es ſchien, das einzige hieſige Inſekt waren, den gemeinen Regenwurm (*Lumbricus* L.) ausgenommen *). Der Boden iſt von ſandiger Beſchaffenheit, und trinkbares Waſſer an denen Stellen, die man zu unterſuchen Gelegenheit hatte, äußerſt ſelten.

Die Inſel iſt ſehr gut mit Bäumen bewachſen, unter denen der große und der Zwerg-Manglebaum, der Bambu (*Arundo Bambos*) und die Kohlpalme (*Areca oleracea*) die vorzüglichſten ſind. Die grünen Gewächſe, die man antraf, waren Löffelkraut, wilde Sellery, Spinat, Endivien und Meerfenchel (*Crithmum*) **).

Aus der Mittelzahl aller Beobachtungen fand man, daß die Inſel in 31° 30′ 49″ S. Br. liege; und ihre Länge ward, durch Vergleichung der von der Lady Penrhyn und von dem Lieutenant Bakl angeſtellten Monds-Obſervationen, auf 159° 10′ O. von Greenwich beſtimmt. Die mittlere Thermometerhöhe war während ihres kurzen Aufenthalts 60 Grad, und die Abweichung der Magnetnadel, nach verſchiednen Beobachtungen, 10° Oeſtlich.

Nachmittags ward die Pinaſſe eingehoben, und das Schiff ſeegelte mit einem friſchen S. W. Winde nach Oſten. Bis zum 31 fiel nichts Merkwürdiges vor; aber an dieſem Tage, um 3 Uhr Nachmittags, ſah man zwei Inſeln. Man hatte nicht Gelegenheit, vor dem Einbruche der Nacht an das Land heranzukommen; aber da

*) Der gute Seemann, der mit der Naturgeſchichte nicht ſehr bekannt zu ſeyn ſcheint, macht hier ſehr irrig die Regenwürmer, welche zu einer andern Klaſſe von Thieren gehören, zu Inſekten.

**) Mit den Benennungen der hier vorkommenden Pflanzen hat es wohl nicht ganz ſeine Richtigkeit. Das Löffelkraut iſt vielleicht ein Lepidium; allein welche Art? (species.) So iſt die Sellery wohl ein Apium; allein die Art iſt unbeſtimmt. Der Spinat iſt wahrſcheinlich eine Tetragonia halimifolia. Die Endivien kenne ich gar nicht; es müßte denn der Sonchus oleraceus ſeyn. F.

man sich am folgenden Morgen dem südlichsten Theile desselben näherte, so fand man, daß dieser aus zwei unfruchtbare Inseln bestand, welche ein, ungefähr eine Viertelmeile breiter und dem Ansehen nach nicht gefährlicher, Kanal trennte. Die nördliche Insel liegt in N. halb östlicher Richtung von dieser, und ist ungefähr fünf große Seemeilen davon entfernt. Man befand sich zu Mittage in 30° 11′ S. Br. und, nach Mondsbeobachtungen, in 158° 58′ 37″ O. Länge. Um 1 Uhr fuhr das Schiff ungefähr eine kleine Seemeile weit vom Ufer rund um das westliche Ende der Insel herum, und näherte sich der Mitte derselben. Aus dem Ansehen, das die Insel in einiger Entfernung hatte, machte man sich Hofnung, etwas für die Leute Nützliches darauf wachsend zu finden, welches sehr willkommen gewesen wäre, da der Scharbock täglich weiter um sich griff; aber diese Erwartung schlug gänzlich fehl. Sowohl die Nord- als die Südseite war von Felsen umgeben, über welche das Wasser strömte, ohne daß es die mindeste Oeffnung für ein Boot darin gab. Dessen ungeachtet ließ Kapitain Sever das kleine Boot aussetzen, und ging in Herrn Arnstis's Begleitung ans Ufer. Sie fanden das Landen sehr schwer; und als sie auf dem Felsen waren, hatten sie einen sehr gefährlichen Berg zu ersteigen, um auf den ebenen Theil der Insel zu kommen. Die Insel ist am westlichen Ende sehr hoch, und fällt dann nach und nach ab, bis zu dem östlichen, wo sie sich in eine Jähe von mittelmäßiger Höhe endigt. Beide Seiten haben eine Reihe solcher Klippen, die sich die ganze Länge hin erstrecken, und vorzüglich aus weißem Sande bestehen. An der ganzen Insel finden sich die stärksten Merkmale, daß sie ein Vulkanisches Produkt ist; denn es giebt eine große Menge Bimssteine darauf, und die Felsen sind gänzlich verbrannt. Die Spitze des Landes war mit einer schlechten Art Gras bewachsen, auch fand man eine große

Menge von wilden Manglebäumen. Die Länge dieser Insel beträgt ungefähr drittehalb kleine Seemeilen, und ihre Richtung geht beinahe von O. S. O. nach W. S. W. Der Boden ist eine Mischung von Gartenerde und Sand. Die Bewohner der Insel sind die braune Möwe, die Rothgans und ein Perrockicht von eben der Art, die man auf Lord Howe's Insel angetroffen hatte. Die Herren, die ans Land gegangen waren, konnten kaum einen Schritt thun, ohne bis an die Kniee in Löcher zu sinken. Sie sahen eine große Menge Ratzen und Mäuse; auch fanden sie verschiedne Vögel an dem Eingange ihrer Höhlen todt liegen. Anschein von frischem Wasser zeigte sich gar nicht, obgleich ganz gewiß sehr starke Regen auf der Insel fallen müssen, wie man aus den Wasserabflüssen an verschiedenen Stellen schließen konnte. Diese Insel ward, nach G. M. Macaulay Esq., Macauley's Eiland, und die beiden Südwärts liegenden kleinen Inseln, nach Timothy und William Curtis Esqurs., Curti's Inseln genannt. Um 5 Uhr Nachmittags kehrte der Kapitain an Bord zurück; das Boot ward eingenommen, und man segelte nun mit einem mäßigen Lüftchen aus S. W nach Osten. Macaulay's Insel liegt in 30° 9′ S. Br. und 180° 58′ 37″ O. Länge.

Nun fing der Scharbock an, sich sehr geschwind unter der Mannschaft zu verbreiten. Am 6 waren schon neun Mann nicht im Stande, ihre Hängematten zu verlassen, und manche andre beklagten sich sehr stark. Geschwollenes Zahnfleisch, ausserordentlich schwarzes und hartes Fleisch, ganz zusammengezogene Sehnen und eine gänzliche Entkräftung waren die durchgängigen Zufälle. Man theilte täglich Wein unter die Leute aus; auch wollte man ihnen Sauerkraut geben, sie weigerten sich aber es zu essen. Von diesem Tage bis zum 17 gab es wenige Abwechselung. Um diese Zeit war die Mannschaft in einem beklagenswerthen Zustande; denn Alles

an Bord, selbst den Kapitain, mitgerechnet, konnte man nicht mehr als zehn dienstfähige Mann zusammen bringen, und einige von diesen waren noch dazu sehr schwächlich. Sauerkraut, das vorher niemand hatte essen wollen, ward nun verlangt; und die Leute bekamen die sämtlichen frischen Speisen des Kapitains, indeß er selbst und die Officiere bloß von gesalzenen Provisionen lebten. Um die traurige Lage noch übler zu machen, blieb der Wind fast beständig in Osten, so daß unsre Reisenden kaum nur etwas weiter kommen konnten. Einige Tage hindurch hatten sie sehr trübes unbeständiges Wetter, wobei fast immer starker Regen und häufige Stürme mit Donner und Blitz kamen. Am 24, als man sich in 32° 12′ S. Br. und in 207° 28′ O. L. befand, setzte der Wind sich nach Westen um; aber das Wetter blieb noch trübe und unbeständig. Am 7 Jul. in 21° 57′ S. Br. bekam man den südöstlichen Passatwind; und da die Leute sich in sehr schwächlichen Umständen befanden, so ward beschlossen, so geschwind als möglich nach O-Taheiti zu fahren. Am 9, um 6 Uhr Morgens, sah man Osnabrück-Eiland; um 7 fuhr man auf O-Taheiti zu, und um 10 zeigte sich diese Insel in der Richtung W. b. Norden. Um fünf Uhr Nachmittags war man neben der Bay O-Aitepieha, und sogleich kamen zehn Kanots mit Brodtfrüchten, Kokosnüssen u. s. w. an das Schiff. Die Indianer drangen sehr stark in unsre Seefahrer, daß sie daselbst vor Anker gehen sollten; aber da diese nicht im Stande waren, ihren Anker, wenn sie ihn einmal hatten fallen lassen, wieder zu lichten, so rieth Herr Watts dem Kapitain, er möchte nach Matavai-Bay segeln. Während der Nacht lavirten sie nach Erfordern der Umstände, und bei Tagesanbruch am 10ten fuhren sie ans Land. Sie ankerten um 9 Uhr in acht Faden Wasser auf einem weichen Grunde, ungefähr eine halbe kleine Seemeile vom Ufer entfernt, wo die Landspitze *Point Venus* in N.

N

N. Oestlicher Richtung, und *One Tree Hill* S. b. O. halb O. lag. Als sie sich der Bay näherten, konnten sie auf *Point Venus* und am Ufer eine sehr große Menge von Eingebornen sehen; und es stießen verschiedne Kanots ab, wobei die Leute darin Stücke von weißem Zeuge wehen ließen, und den Engländern Zeichen machten, daß sie in die Bay kommen sollten. Als sie ankerten, hatten sie zu der Einen Wache nur drei, und zu der andern nur zwei Mann*), ausser den Bootsleuten, von denen aber zwei kränklich waren. Die übrige Mannschaft befand sich in einem wirklich beklagenswerthen Zustande.

Natürlicher Weise ließen unsre Seefahrer es ihre erste Sorge seyn, sich einige Erfrischungen zu verschaffen; und es war daher für sie ein angenehmer Anblick, daß die Einwohner sich haufenweise um das Schiff versammelten, und ausriefen: „Tayo, Tayo„ (Freunde) und „Pahino Tutti„ (Cook's Schiff). Dabei brachten sie eine große Menge von Kokosnüssen, Brodtfrüchten, Pisangs, Tarro und eine Frucht, die unter dem Namen der „O-Taheitische Apfel" bekannt ist, desgleichen einige Schweine und Hühner. Alle Eingebornen schienen die Engländer mit Vergnügen zu sehen, ließen ihre Waaren zu sehr billigen Preisen, und überhaupt verrieth ihr ganzes Betragen die freundschaftlichsten Gesinnungen. Abends kam der Erih von Matavai an Bord, und Lieutenant Watts erkannte in ihm einen alten Freund. Der Erih freuete sich sehr, ihn zu sehen, da außer Herrn Watts Niemand vom Schiffe die Insel schon besucht hatte, doch den Proviantmeister ausgenommen, der in der Resolution gemeiner Matrose gewesen war. Als Mona (so hieß der Erih) seinen alten Bekannten sah, sagte er seinen Begleitern, wer er wäre, und daß er mit dem Kapitain Cook auf O-Taheiti gewesen sey. Alle

*) Man sehe die Note oben S. 147.

schienen sich sehr zu freuen, daß sie wieder einige von ihren alten Gästen bei sich hatten. Mona sagte Herrn Watts: O-Tu lebe noch; er werde immer Er-hTutti*) genannt; er sey jetzt abwesend, weil er nach Osten hin einen Besuch gemacht habe, man erwarte aber seine Zurückkunft in vier oder fünf Tagen; es wären schon Boten abgeschickt, ihm die Ankunft des Schiffes zu melden. Er erzählte auch: Maheine, der König von Eimeo, habe, um den Schaden, den Kapitain Cook ihm zugefügt, zu vergelten**), nach der Abfahrt der Discovery und der Resolution von diesen Inseln, bei Nacht an Oparre gelandet, und alle vierfüßige Thiere und alles Geflügel, deren er nur habhaft werden können, getödtet; O-Tu sey genöthigt gewesen, sich in die Berge zu flüchten. Weiter sagte er: die Leute von Attahuru hätten dabei mit Maheine gemeinschaftliche Sache gemacht. Wirklich erinnerte sich Herr Watts, daß, als die Resolution hier lag, Toha, der Erih jenes Distriktes, in einem Streite mit O-Tu etwas dergleichen gedrohet hatte. Wahrscheinlich hielt er also seine Erbitterung bloß auf einige Zeit zurück, weil er befürchtete, Kapitain Cook möchte, wenn er es erführe, Rache dafür nehmen. Am nächsten Tage, den 11, überraschte O-Hididi***) unsre Seefahrer sehr angenehm mit einem Besuche an Bord. Er freuete sich äußerst sie zu sehen, und erkundigte sich mit sehr großer Theilnahme nach

*) Tutti aus Cook korrumpirt. Wie bekannt haben die O-Taheitier die Sitte, ihren Namen mit einem Lieblings-Freunde zu vertauschen.

**) Cook hatte sich bei seiner dritten Reise genöthigt gesehen, einige Strenge gegen die Einwohner von Eimeo zu zeigen. Man sehe Cook's dritte Reise, 8. B. II. S. 254. der Deutschen Uebersetzung von G. Forster.

***) Dieser Mann begleitete den Kapitain Cook bei seiner zweiten Reise ein großes Stück, und war unter andern mit nach dem Südpol zu gefahren.

allen seinen Freunden. Mit großem Vergnügen erzählte er seine Fahrt in der Resolution, wußte noch die Nahmen der verschiedenen Oerter, die er in ihr besucht hatte, und hatte auch seine Englischen Komplimente nicht vergessen. Er benachrichtigte sie, daß seit dem Kapitain Cook kein Schiff an den Inseln gewesen sey. Deswegen verheimlichte man dessen Tod, und Kapitain Sever machte O-Hididi'n ein Geschenk, als wenn es von dem Kapitain Cook käme. O-Hidisi bestätigte die Nachricht, daß Maheine das Rindvieh u. s. w. getödtet habe. Ferner sagte er, daß Omai und die beiden Neuseeländischen Knaben vor geraumer Zeit gestorben wären, und daß zu Huaheine nur noch Ein Pferd lebte. Weitere Nachrichten konnte man nicht von ihm erfahren.

Am 13 Abends kam ein Bote von O-Tu, der ein kleines Ferkel, einen Hund und etwas weißes Zeug zum Geschenk, und zugleich die Nachricht mitbrachte, daß der König den nächsten Tag nach Matavai kommen würde. Morgens früh am 14 kamen nur wenige Kanots, und man bemerkte, daß die Einwohner sich in ungeheurer Menge am Ufer versammelten. Bald nachher fuhr ein Kanot an das Schiff, und brachte die Nachricht, daß O-Tu am Ufer wäre. Hierauf gingen der Kapitain und Herr Watts sogleich dahin, und fanden ihn von einem erstaunlichen Zusammenfluß von Menschen umringt, unter denen einige Frauenzimmer waren, die ihre Stirn sehr stark mit Haifischzähnen zerfleischten.*) Mit gro-

*) Dies war, nach O-Taheitischer Sitte, eine Freudensbezeigung. Sehr glücklich hat Herr Prof. Engel (Ideen zu einer Mimik, Th. I. S. 305.) die sonderbare Erscheinung erklärt, „daß es auf O-Taheiti der beste Beweis einer lebhaften Freude ist, wenn man sich die Brust zerschlägt, und Kopf, Hand und Leib verwundet.„ Er sagt: „Ich denke, das Anfallen seiner selbst ist auch hier, eben wie im Zorne, nichts als Bestreben, einer widrigen unerträglichen Empfindung Luft zu machen. Wird nicht schon dem gebil-

ßer Ueberraschung und großem Vergnügen sahen sie einen Mann Kapitain Cook's Bildniß tragen, das Herr Weber im Jahre 1777 zeichnete.*) Ungeachtet der langen Zeit, die seitdem verlaufen war, hatte es doch nicht die geringste Beschädigung gelitten, und sie erfuhren, daß O-Tu es allenthalben mitnähme, wohin er ginge. Nach den ersten Begrüßungen, bat Herr Watts ihn, er möchte mit nach dem Schiffe fahren. Hierzu war er sogleich bereit; aber, ehe er in das Boot trat, ließ er erst das Portrait hinein tragen, und als er an das Schiff kam, beobachtete er eben die Ceremonie. An Bord schien er sehr vergnügt, und fragte nach seinen alten Freunden, besonders aber nach dem Kapitain Cook. Er untersuchte das Schiff zwischen den Verdecken, erstaunte daß er so wenige Leute und noch dazu die meisten von ihnen in einem so kränklichen Zustande sah, und erkundigte sich, ob sie etwa zur See einige verloren hätten. Dann

deten Europäer, bei seinen ruhigern Leidenschaften, seinem kühlern Blute, eine übermäßige Freude zu einer Art von Pein, und kann sie nicht schon ihn durch den Aufruhr, den sie in seinem Innern anstiftet, ohnmächtig zu Boden werfen? Wenn man sich nun die Gluth der Affekten bei jenem noch halb wilden Volke, unter einem Himmelsstriche denkt, wo die moralische Natur eben so ungestüm in ihren Wirkungen als die physische ist, und die Leidenschaften, wie jähe Windstöße, die Kürze ihrer Dauer durch den Grad ihrer Heftigkeit ersetzen: welchen noch so gewaltsamen Ausbruch der Freude sollte man da nicht begreiflich finden?„

*) Wie Herr Weber dem Herausgeber erzählt hat, entstand dies Bildniß auf folgende Art. O-Tu saß Herrn Weber, auf des Kapitain's besondres Verlangen, weil dieser, wenn das Schiff nach England zurückkäme, sich nach dessen Zeichnung ein Bild in Lebensgröße wollte mahlen lassen. Als das Portrait fertig war, und O-Tu hörte, daß er nun nicht mehr zu sitzen brauchte, so fragte er die Kapitaine Cook und Clerke sehr ängstlich, was wohl dies Gemälde bedeuten, und wozu es dienen sollte. Man sagte ihm: Kapitain Cook wolle es zum ewigen Andenken seiner Rei-

erzählte er ihnen, wie die Einwohner von Eimeo sich gerächt, und fragte sie: warum sie nicht Rindvieh ꝛc. ꝛc. mitbrächten. Er erwähnte auch, daß Omai und die Neuseeländischen Knaben gestorben wären, und setzte hinzu: zwischen den Einwohnern von Ulietea (O-Raietea) und von Huaheine sey ein Gefecht vorgefallen, in welchem die ersteren gesiegt, und hierauf einen großen Theil von Omai's Eigenthum nach Ulietea fortgeführt hätten. O-Tu hatte in seiner Person beträchtlich zugenommen; er war bei weitem der wohlgestalteteste Mann von allen, die man sah, und auch noch nicht durch die schädlichen Wirkungen des Awa-Trankes entstellt. Er blieb seinem Charakter getreu, und versorgte das Schiff auf die freigebigste Art mit allen Arten von Provisionen; und wenn dieser oder jener Eingeborne, der aus einer beträchtlichen Entfernung gekommen war, ihn um seine Verwendung bei den Leuten an Bord bat, daß sie seine Schweine u. s. w.

son, seiner Freundschaft und der vielen von ihm empfangenen Gütigkeiten aufheben. Dies schien ihm Vergnügen zu machen, und er erwiderte sogleich: aus eben den Ursachen würde ihm ein Bildniß des Kapitain Cook's sehr angenehm seyn. Diese so unerwartete und mit starken Zeichen von wahrer Zuneigung ausgedruckte Antwort machte den Kapitain Clerke und Herrn Weber zu seinen Fürsprechern; und Kapitain Cook, den die natürliche Offenheit in O-Tu's Charakter freuete, bewilligte seine Bitte viel leichter, als er es bei irgend einer andern Gelegenheit gethan haben würde. Als das Portrait fertig war, wurde es in einen Rahm gefaßt, und nebst einem Kasten, mit Schloß und Schlüssel, um es vor Beschädigungen zu sichern, O-Tu'n zugestellt. Er versprach sogleich, und, wie der Erfolg gezeigt hat, auch mit dem Vorsatze sein Wort zu halten: daß er es immer mit der größten Sorgfalt aufbewahren und es den Befehlshabern der Schiffe zeigen würde, die etwa in der Folge nach den Societätsinseln kämen. — Wer muß nicht O-Tu's Charakter lieben, in welchem unveränderliche Beständigkeit in der Zuneigung eben so sichtbar ist, als edle und natürliche Liebe!

nehmen sollten, (welches man, bei den wenigen Leuten an Bord, obgleich sehr ungern, oft ausschlagen mußte:) so war er sehr mäßig. Gemeiniglich überließ er die Sache ihnen selbst; doch wenn er sich nun einmal damit abgab, eines Andern Eigenthum zu verhandeln, so ward er für seine Bemühung immer gut bezahlt. Während der Zeit, da das Schiff sich zu O-Taheiti aufhielt, besuchte er es täglich, und lag den Kapitain sehr stark an, daß er es in die ehemalige Lage der Resolution bringen sollte. Es lag nehmlich damals nahe an der Stelle, wo der Delphin*) zuerst ankerte; und ob es gleich etwas von dem Wasserplatze entfernt war, so hielt der Kapitain, wenn er die geringe Anzahl der Mannschaft an Bord und ihren schwächlichen Zustand bedachte, es doch für rathsam, da zu bleiben, wo er lag, weil er im Nothfall sogleich in See gehen konnte.

O-Tu ward immer von einer Frau begleitet, die er bei jeder Gelegenheit um Rath fragte. Sie war ganz und gar nicht hübsch; auch hatte sie nicht die Feinheit oder das anlockende Wesen, das ihre Landsmänninnen gemeiniglich so sehr auszeichnet. Sie gehörte zu der Klasse der Erihs, und schien großes Ansehen zu haben. Ob sie mit ihm verheirathet sey, erfuhr man nicht; doch schien er sehr an ihr zu hangen, und Herr Watts war geneigt, Beide für Eheleute zu halten. Der König und alle Erihs drangen sehr stark in den Kapitain Seyer, er sollte nach Eimeo gehen und ihnen Rache verschaffen. Einige von ihnen erboten sich auch, einen Vorrath von Lebensmitteln zu liefern und ihn zu begleiten; er weigerte sich aber geradezu, dies Verlangen zu erfüllen. Ungefähr drei Tage vorher, ehe das Schiff Matavai-Bay verließ, brachte O-Tu einen Ankerring an Bord, und äußerte dabei, daß kleine Aexte daraus gemacht werden

*) Das Schiff des Kapitain Wallis, des Seefahrers, der diese Insel im Jahre 1767 zuerst wieder entdeckte.

könnten. Als Herr Watts ihn besah, erinnerte er sich, daß er ganz gewiß zu einem Anker gehöre, den Kapitain Cook zu Borabora im Jahre 1777 von Opuni kaufte.*) Da man keine Schmiede am Bord der Lady Penrhyn hatte, so bot der Kapitain O-Tu drei Beile dafür an, womit dieser auch sogleich zufrieden war. Als Kapitain Cook den so eben erwähnten Anker kaufte, fehlte daran der Ring, nebst einem von den Griff-Blättern; und man erfuhr damals, daß er von O-Taheiti gebracht worden wäre und Herrn von Bougainville gehörte. Wie O-Tu zu diesem Ringe gekommen sey, konnte Herr Watts nicht erfahren; aber hätte er ihn schon damals gehabt, als die Resolution hier war, so würde er ihn höchst wahrscheinlich dem Kapitain Cook gebracht haben; denn zu jener Zeit kamen die Einwohner sehr häufig mit großen Stücken Eisen, welche die Spanier ihnen gegeben hatten, und liessen sie entweder verarbeiten, oder vertauschten sie gegen Spielereien.

Bei der gegenwärtigen Jahreszeit konnte man eben nicht viele Vegetabilien erwarten; man ward aber sehr angenehm überrascht, da man sie in dem größten Ueberflusse fand. Schweine waren in erstaunlicher Menge da; und aus dem Verfahren der Eingebornen wollte Herr Watts fast schliessen, daß sie die Zahl derselben zu vermindern Willens wären, da sie fast nur Säue zum Verkauf brachten, von denen die meisten noch dazu Ferkel hatten. Geflügel erhielt man in ziemlicher Menge; aber es waren lauter Hähne, und noch dazu alte. Die Einwohner brachten auch Ziegen zum Verkauf ans Schiff, und einige boten Katzen zum Tausche an. Kapitain Sever kaufte ein Paar schöne Ziegen, nehmlich einen Bock und eine Milchziege, nebst zwei Böckchen.

*) Man sehe Cook's dritte Reise, 8. B. II. S. 304. der Deutschen Uebersetzung von G. Forster.

An Kokosnüssen fehlt es hier niemals; und Brodtfrüchte, deren es, als die Endeavour*) sich zu eben der Jahreszeit hier befand, so wenige gab, waren jetzt ausserordentlich häufig, und ganz vorzüglich gut, so wie auch der Taheitische Apfel. Ferner brachten die Einwohner sowohl reife als grüne Pisangs und Tarro-Wurzeln in großer Menge; aber Yams und süsse Batatten waren sehr selten. Man kaufte auch sieben oder acht Dutzend Kürbisse, und eine Quantität spanischen rothen Pfeffer, (*capsicum*) welche unter andren in dem Garten der Resolution gewachsen waren. Einer von den O-Taheitiern brachte auch einige Kohlblätter an Bord; aber sowohl der Kohl, als verschiedne andre Küchengewächse, waren aus Mangel an gehöriger Sorgfalt und Wartung zu Grunde gegangen. Die Eingebornen liessen sich gar nicht bewegen, einen von den Kürbissen zu essen; und von dem spanischen Pfeffer wurden sie, nach ihrer Aeusserung, vergiftet.

Es ist schon angemerkt worden, daß seit dem Kapitain Cook kein Schiff von irgend einer Nation diese Insel besucht hatte; und dem Anscheine nach war das Eisen, das die Eingebornen damals erhielten, so ziemlich aufgebraucht. Man sah nehmlich bei ihnen nichts weiter von diesem Metalle, als die Klinge von einem Tischmesser; auch brachten sie keine Werkzeuge an Bord, um sie scharf machen zu lassen: dies würden sie aber gewiß gethan haben, wenn sie noch einige gehabt hätten. Sie waren überdies so begierig nach Aexten, Messern u. s. w. daß man alle Produkte der Insel zu sehr billigen Preisen kaufen, ja während des Aufenthaltes in der Bay diese noch heruntersetzen konnte. Außer nach Aexten, Messern und Nägeln waren die Eingebornen auch sehr begierig nach Bohrern, Feilen und Scheeren. Sie

*) Kapitain Cook's Schiff auf seiner ersten Reise in den Jahren 1768—1771.

fragten ferner nach Spiegeln und weissen durchsichtigen Glaskorallen; aber von diesen letzteren Artikeln hatte man nichts an Bord. Rothe Federn, die ehemals sehr geschätzt worden waren, hatten jetzt gar keinen Werth; die Eingebornen nahmen sie wohl als Geschenke an, wollten aber nichts dafür geben.*)

Da die Lage des Schiffs nicht die beste war, so hielt Herr Watts es nicht für rathsam, sich weit von demselben zu entfernen, oder auch nur oft am Ufer zu seyn. Er konnte also nicht viel Erkundigung einziehen, auch manches nicht sehen, das ihn in den Stand gesetzt hätte, zu beurtheilen, ob die Erzählungen von Omai, von dem Verluste seines Eigenthums u. s. w. ganz gegründet wären oder nicht. Doch war er geneigt zu glauben, das Rindvieh und alle von Cook dahin gebrachten Thiere, Ziegen ausgenommen, wären getödtet; denn O-Hididi erwähnte, wenn er die Rache der Einwohner von Eimeo erzählte, niemals, daß irgend ein Thier am Leben geblieben sey. Ziegen waren schon bei frühern Reisen auf O-Taheiti gelassen worden, und nun, da sie sich vermehrt hatten, besaßen verschiedene Personen einige dergleichen; Maheine richtete nehmlich seine Rache, wie es scheint, bloß auf O-Tu.

Es waren sehr viele Eingebornen durch die venerische Krankheit weggerafft worden, die sie durch ihren

*) Da die Einwohner von Eimeo, Taheiti ausgeplündert und verwüstet hatten, so mögen sie wohl viele Eisenwaaren mitgenommen haben. Daß man keine Aexte vorzeigte, ist eben nicht zu verwundern, da die Südländer ihre besten Sachen immer sorgfältig verhehlen, und da Cook ihnen einige Schleifsteine gegeben hatte, auf denen sie ihre Werkzeuge selbst schleifen konnten. — Man sieht übrigens, daß die Taheitier vielen gesunden Menschenverstand besitzen. Sie hatten jetzt auch selbst die kleinen eisernen Werkzeuge und ihren Werth kennen lernen; die sonst so sehr geschätzten und gesuchten rothen Federn sahen sie nun aber als geringe Sachen an. S.

Umgang mit den Mannschaften der Resolution und der Discovery bekommen hatten.*) Man fand auch die Frauenzimmer nicht mehr so frei davon, als ehemals, besonders die von niedrigem Stande, da die vornehmeren eben nicht Lust zu haben scheinen, sich in Gefahr zu setzen, von einer so schrecklichen Krankheit angesteckt zu werden.**)

Da unsre Kranken sich auf eine erstaunliche Art erholt und nun Kräfte genug hatten, den Schiffsdienst mit zu verrichten, und da ein reichlicher Vorrath von Provisionen an Bord war; so hielt Kapitain Sever es für rathsam, zwischen den Societäts-Inseln hin zu laufen. Dem zufolge machte man sich den 23 vor Tagesanbruch auf den Weg; und da die Seeluft nachließ, so war man bald mit vielem Besuche umringt, und Niemand davon kam mit leeren Händen. Die Freunde unsrer Reisenden trennten sich äußerst ungern von ihnen, und ihre plötzliche Abreise schien die Hoffnungen der Eingebornen sehr zu täuschen. Wirklich hätten sie die Insel nicht so schleunig verlassen, wenn sie nicht besorgt gewesen wären, die Einwohner möchten, so bald ihr Vorhaben bekannt würde, sich in zu großer Menge an Bord versammlen und ihnen lästig werden.

Sie hatten das Vergnügen, in vollkommner Freundschaft mit den Eingebornen von der Insel abzureisen; und man erzeigt diesen bloß Gerechtigkeit, wenn

*) Nicht durch diese Schiffe, sondern schon viel früher, und höchst wahrscheinlich durch die Matrosen auf dem Schiffe des Herrn von Bougainville ist die venerische Krankheit nach O-Taheiti gekommen. M. s. Wallis Reise in Hawkesworth ꝛc. 3. B. I. S. 368. der Deutschen Uebersetzung.

**) Da die Taheitier die Mannschaft des Schiffs äufferst geschwächt hatten ankommen sehen, so glaubten sie vermuthlich, sie litte an der venerischen Krankheit; und deshalb waren die Frauenzimmer wohl so zurückhaltend. F.

man sagt, daß während der ganzen Zeit, da die Lady Penrhyn hier lag, nicht Ein Fall vorkam, wo man auf den Gedanken hätte gerathen können, eine Muskete abzufeuern. O-Hididi bedauerte es ausserordentlich, daß unsre Landsleute abreisten, und lag dem Kapitain sehr stark an, daß er ihn nach Ulietea (O-Raietea) mitnehmen sollte; aber O-Tu bat, aus Ursachen die man nicht weiß, daß dies Verlangen nicht erfüllt werden möchte. Der Kapitain versprach ihm dies, und brachte O-Hididi'n, als er Abschied von ihm nahm, in sein Kanot. Dieser vergoß viele Thränen, sagte, er sey sehr unglücklich, und sah sich, als er das Schiff hatte verlassen müssen, nicht Einmal wieder darnach um. Seine Lage war sehr zu bedauern, und er verdiente gewiß alle Freundschaft, die man ihm nur bezeigen konnte. Während der Zeit, daß die Lady Penryhn hier lag, besuchte er sie täglich, und brachte jedesmal einen Vorrath von schon zubereiteten Provisionen mit.

Auch O-Tu war des Morgens einer der ersten an Bord, und verließ das Schiff nicht eher, als bis es aus dem Rief heraus war. Er äußerte großen Kummer über dessen Abfahrt; erwähnte wie viele Zeit verlaufen wäre, seit die Resolution und die Discovery bei O-Taheiti geankert hätten; bat den Kapitain, nie wieder so lange wegzubleiben, und wünschte sehr, daß man ihm einige Pferde mitbringen möchte, an denen ihm mehr gelegen war, als an sonst einem Thiere. Kurz vorher, ehe er das Schiff verließ, bat er noch, daß einige Kanonen abgefeuert werden möchten, welches der Kapitain sogleich bewilligte. Da sich nun ein Lüftchen erhob, so nahmen unsre Seefahrer zum letztenmale Abschied von ihren Freunden, steuerten Nordwestlich auf Huaheine zu, und waren zu Mittage schon an fünf kleine Seemeilen von *Point Venus* entfernt.

Es ist vielleicht zu bedauern, daß Lieutenant Watts, der bei seiner Bekanntschaft mit den Erihs und bei seiner Kenntniß der O-Taheitischen Sprache der rechte Mann zu Nachforschungen war, nicht im Stande gewesen ist, über die Angelegenheiten einer Insel, welche die Aufmerksamkeit des Publikums so sehr erregt hat, vollständigere Nachrichten zu geben; aber, wenn man den kurzen Aufenthalt des Schiffes an der Insel und dessen Lage bedenkt, so wird man leicht glauben, daß die Officiere mit Arbeiten genug zu thun hatten. Auf die hier erzählten Umstände kann man sich indeß sicher verlassen.

Am 25 zu Mittage, sah man die Insel Huaheine vierzehn große Seemeilen nach W. ½ N. entfernt. Von dieser Zeit an gab es sehr schwache und noch dazu westliche Winde, so daß man die Insel nicht vor dem 26 Mittags erreichte. Man steuerte nun, da der Wind noch immer westlich blieb, an der Ostseite ab und zu, bis zum 29. Während der Zeit brachten die Eingebornen eine Menge von Erfrischungen, machten aber bei weitem größere Forderungen als ihre Nachbaren. Da am 29 Morgens der Wind sich nach S. S. O. umdrehete, so steuerte man um das nördliche Ende der Insel herum und legte das Schiff dem Hafen von Owharre gegenüber bei. Die Eingebornen zeigten sich vollkommen freundschaftlich, und versorgten die Reisenden mit allen Artikeln, ausgenommen mit Brodtfrucht, woran es, wie sie sagten, diesmal mangelte. Sie lagen dem Kapitain Sever sehr ungestüm an, daß er in den Hafen einlaufen sollte; aber dies hielt er nicht der Mühe werth, da er nicht Willens war, mehr als Einen oder zwei Tage hier zu bleiben.

Abends kam ein ältlicher Erih an Bord, der sich Tütti nennen ließ und den Herr Watts, wie er sich erinnerte, häufig bei dem Kapitain Cook gesehen hatte.

Er bestätigte die schon zu O-Taheiti erhaltnen Nachrichten, und erzählte noch: als Omai völlig etablirt gewesen sey, habe er sich genöthigt gesehen, für sich und seine Leute eine große Menge Kleider und andre Nothwendigkeiten zu kaufen. Seine Nachbarn hätten dies benutzt, und ihn für Alles außerordentlich hoch bezahlen lassen. Er hätte Ulietea (O-Raietea) häufig besucht, und sey nie mit leeren Händen gekommen, so daß er dadurch viel von seinem Schatze verschwendet habe. Wie man weiter hörte, starb er in seinem Hause, und eben so die Neuseeländischen Knaben; aber, wie sie gestorben wären, davon konnte Tutti keine Nachricht geben. Nach Omai's Tode kamen die Leute aus Ulietea (O-Raietea) nach Huaheine, und griffen dessen Einwohner an, um des Verstorbenen Eigenthum zu bekommen; sie behaupteten nehmlich: da er aus ihrer Insel gebürtig gewesen sey, so hätten sie unstreitiges Recht darauf. Wie Tutti sagte, führten sie wirklich einen beträchtlichen Theil seines Nachlasses mit sich weg, besonders seine Flinten. Die Schafte daran zerbrachen sie; das Pulver aber nahmen sie weg, und vergruben es in den Sand. Das Gefecht ist sehr wild gewesen: auf beiden Seiten sind viele erschlagen worden; auch war man noch nicht wieder ausgesöhnt. Drei von den Eingebornen, die an Bord kamen, hatten ein sehr schrecklich zerschmettertes *os frontis*; aber sie waren vollkommen von ihren Wunden wieder hergestellt. Das Haus, das Kapitain Cook für Omai hatte erbauen lassen, existirte noch, war mit einem sehr großen, nach der Landessitte gebaueten, bedeckt, und der König der Insel hatte es in Besitz genommen. Was die Pferde betrift, so hatte die Stute gefohlt, war aber bald nachher gestorben, und eben so das Füllen. Der Hengst lebte noch, indeß ohne Nutzen. So waren denn die wohlthätigen Absichten des Königs und alle die Mühe

und Unruhe fruchtlos gemacht, die Kapitain Cook gehabt hatte, um das Hornvieh auf der langwierigen Fahrt nach diesen Inseln zu erhalten.

Da das Schiff seinen Vorrath von Provisionen ergänzt und sich mit einer beträchtlichen Quantität von Yams und Zuckerrohr versehen hatte; und da der Wind (welches seit dem ersten Ankern in Matayai-Bay nicht mehr als vier oder fünf Tage der Fall gewesen war) nun aus Osten wehete: so beurlaubte die Mannschaft sich am 2 August von ihren Freunden. Das Schiff nahm von diesen gastfreundschaftlichen Inseln sechzig Schweine mit, die von siebzig bis hundert und zwanzig Pfund wogen; außerdem beinahe funfzig kleine Ferkel, zehn Dutzend Hühner, eine sehr große Menge von Kokosnüssen, unreifen Pisangs, Zuckerrohr, Tarro und Yams, und etwa acht Dutzend Kürbisse. Die sämtliche Mannschaft hatte sich vollkommen erholt; und bei dem reichlichen Vorrathe von Provisionen an Bord konnte man hoffen, daß sie nie wieder wegen ihrer Gesundheit in Unruhe gerathen würde.

Am 8 bei Tagesanbruch sah man in 9° 10′ S. Br. und 202° 15′ O. L. eine niedrige flache Insel, die Kapitain Sever „Penrhyns Eiland" nannte. Sie schien gut mit Bäumen bewachsen zu seyn; aber da das Wetter gerade sehr trübe war, so konnte sie nicht ganz genau gesehen werden. Am 20 Nachmittags glaubten der Kapitain und einige Andre, Land zu erblicken. Weil die Sonne in einer trüben Wolke unterging, und sie also die Sache nicht untersuchen konnten, so refften sie die Seegel ein, und legten für die Nacht bei; aber da sich am nächsten Morgen um fünf Uhr noch kein Land zeigte, so fuhren sie weiter. Abends am 23, da sie sich nahe an der Stelle befanden, wo in Lord Anson's Karte eine Insel nebst einem Riefe verzeichnet ist, legten sie für die Nacht bei. Am nächsten Tage flogen eine Menge Roth-

gänse und andre Vögel umher; aber es war kein Land zu sehen. Das Schiff befand sich zu Mittage in 9° 30′ N. Br. und 179° 18′ Oestlicher Länge.

Bis zum 15 September fiel nun nichts vor, das erzählt zu werden verdiente; aber an diesem Tage um Mittag sahen sie die Insel Saypan, in der Richtung W. halb N., zwölf große Seemeilen entfernt. Am folgenden Mittage war das Südliche Ende von Tinian ungefähr vier große Seemeilen entlegen. Nachmittags ward das kleine Boot ausgesetzt, und Herr Anstis fuhr darin aus, eine kleine Bay rund um die Südspitze von Saypan zu sondiren. Er kehrte um sieben Uhr zurück, und hatte, ungefähr eine kleine Seemeile weit vom Ufer, von zehn bis zwanzig Faden Wasser, aber auf einem harten Grunde gefunden. Am nächsten Morgen, den 18, ging Herr Anstis in dem kleinem Boote ans Land, um sich zu bemühen, ein Stück Rindvieh anzuschaffen, da man eine große Menge von diesen Thieren auf der Insel Tinian hatte grasen sehen. Um 6 Uhr Nachmittags steuerte man um die Südspitze von Tinian herum; aber da man fand, daß man nicht in die Bay einlaufen konnte, so legte man für die Nacht bei. Abends kehrte Herr Anstis mit dem besten Theile eines jungen Stieres zurück. Am folgenden Morgen kam das Schiff, ungefähr anderthalb kleine Seemeilen weit vom Ufer, auf einem Korallengrunde in achtzehn Faden vor Anker; und bald nachher ward nun eine Parthei auf die Jagd ans Land geschickt.

Bis zum 25 hatte man nun schwache veränderliche Winde. Die Fliegen (Muskitos?) waren so lästig, daß man Kapitain Biron's Beschreibung völlig richtig fand. Als das Schiff vor Anker kam, bemerkte man ein wenig nach Süden hin einen Ankerwächter, nebst einem Taue mit einer Schleife daran. Man suchte nach dem Anker, hob ihn auf, und fand, daß er zu der Charlotte (Ka-

pitain Gilbert) einem von denen Schiffen gehörte, die von Port Jackson nach China bestimmt waren. Es saßen zwei Drittheile von einem Kabeltaue daran. Die ans Land gegangene Mannschaft fand auch einige, vermuthlich zu einem Zelt eingeschlagene Stangen, drei Wasserfässer, und darunter ein volles. Höchstwahrscheinlich war die Charlotte von der Rhede weggetrieben worden, und hatte dann ihre Station nicht wieder erreichen können.*) Auch die Lady Penrhyn hatte mit den Strömungen und dem Wetter zu kämpfen; indeß seegelte sie am 29, ohne irgend etwas verloren zu haben, nach N. N. W. weiter. Während des Aufenthalts zu Tinian ging die ganze Zeit mit Wasserfüllen hin, da der Brunnen täglich nicht mehr als drei, ja bisweilen sogar nur zwei Tonnen gab. Das Wasser war etwas salzig; aber sonst von keinem üblen Geschmacke. Man fand die Hühner und Schweine sehr scheu. Das Hornvieh hatte den südlichen Theil der Insel gänzlich verlassen, und zwar, wie man glaubte, weil es durch die Mannschaft der Charlotte verscheucht worden war. Indeß bekam man doch zwei Stiere, acht Schweine und etwa ein Dutzend Hühner. Man fand auch Brodtfrüchte; aber sie standen in einiger Entfernung vom Ufer, und waren meistentheils nicht reif. Es gab auch eine große Menge von Guajavas (Psidium), kleinen Citronen (Limonia acidissima L.) und sauren Pomeranzen; aber für die ersten war jetzt die Jahreszeit nicht. Kokosnußbäume fand man in Ueberfluß; allein sie waren ein beträchtliches Stück weit vom Ufer niedergehauen; und so hatte denn der Weg, den man darnach gehen mußte, wie man bei zwei oder drei dergleichen Versuchen fand,

zu

*) Dies war wirklich der Fall, wie man aus Kapitain Gilbert's Reise sieht, von der wir weiter unten einen Auszug liefern.

zu viele Beschwerlichkeiten, um von dem Vortheil, der sich davon erwarten ließ, aufgewogen zu werden. Ueberhaupt schien die Jahreszeit schon sehr weit fortgerückt zu seyn.

Außer den Thieren, welche schon andre Seefahrer hier gesehen haben, fand man auch wilde Katzen. Das Land hatte übrigens gerade eben so ein Ansehen, als damals, da die Kapitaine Byron und Wallis es besuchten, außer daß einige von den pyramidenförmigen Pfeilern umgestürzt und sehr verfallen waren. Das Thermometer stand, indeß das Schiff sich hier aufhielt, um 87°.

Auf dem Wege von Tinian bis nach China fiel nichts von Bedeutung vor, und am 19 Oktober ankerte man auf der Rhede von Makao.

III.

Kapitain Marshall's Rückreise von Neu-Süd-Wallis.

Der Scarborough verläßt Port Jackson. Berührt Lord-Howe's Insel. Vereinigt sich mit der Charlotte. Entdeckt eine große Sandbank und eine Menge Inseln. Kurze Nachricht von den Einwohnern. Beschreibung ihrer Kanots und Zierrathen. Lord Mulgrave's Insel wird entdeckt. Ankunft zu Tinian. Die Kranken werden ans Land geschickt. Abfahrt von Tinian. Ankunft auf der Rhede von Makao.

Das Transportschiff Scarborough, Kapitain Marshall, verließ Port Jackson am 6 Mai 1788, und seegelte nach China, da es zu Kanton eine Ladung Thee für die Ostindische Gesellschaft einnehmen sollte. Einige Tage hindurch hatte man sehr unbeständiges Wetter mit häufigen Windstößen und starkem Regen. Am 16 Nachmittags sah man Lord Howe's Eiland, und am 17 zu Mittage fand man die Brig Supply, die Lady Penrhyn, und die Charlotte unter der Insel ab- und zu steuern. Um 2 Uhr war der Scarborough nahe am Lande; aber da man wegen des Wetters nicht an das Ufer kommen konnte, so ward die Nacht mit

Hin- und Herfahren zugebracht. Früh am nächsten Morgen schickte Kapitain Marshall sein Boot mit dem Obersteuermann und sechs Leuten nach Lord Howe's Eiland, weil er hoffte, sie würden sich einige Schildkröten verschaffen können, da die Supply, Lieutenant Ball, im Februar auf dieser Insel eine große Menge gefangen hatte. Aber, ungeachtet der sorgfältigsten Nachsuchungen konnte man doch nicht eine einzige finden. Diese Streiferei war übrigens nicht ganz fruchtlos; denn man brachte so vieles schöne Geflügel mit, daß die Schiffsmannschaft drei Tage lang davon essen konnte. Einige von diesen Vögeln waren sehr fett, hatten Aehnlichkeit mit einem Perlhuhne, und schmeckten vortreflich. Nun, da man sich die Erfrischungen, welche die Insel liefert, verschafft hatte, ging man, mit der Charlotte in Gesellschaft, um 4 Uhr unter Segel, und steuerte nach Osten. Am 22, um 8 Uhr Morgens sah man Norfolk-Eiland, in der Richtung O. bei S. zwölf große Seemeilen entfernt. Um 2 Uhr war man dem Lande bis auf eine kleine Seemeile nahe, und fand mit dem Senkbley in sechszehn Faden einen harten Boden. Nachher segelte man sechs große Seemeilen weit westwärts von der Insel weg, und fand daselbst, in sechszehn bis fünf und zwanzig Faden, verschiedenen Grund: er war nehmlich an einigen Stellen weich, an andren Korallenfelsen, und bisweilen grober weißer Sand, mit zerbrochnen Muscheln vermischt.

Als man Norfolk-Eiland verlassen hatte, steuerte man nord- und ostwärts, und sah am 26 um 1 Uhr, in der Entfernung von 8 oder 9 großen Seemeilen, eine kleine Insel. Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch war Kapitain Marshall dicht am Lande, und fand, daß es ein unfruchtbarer sehr hoher Felsen ist, dessen größte Breite nicht über eine halbe Meile beträgt. Man sah ihn ganz mit Vögeln, von mancherlei

Art bedeckt; es war aber wegen einer schrecklichen Brandung, die ihn rings umgab, nicht möglich, zu landen. Dieser Felsen, der in 22° 22′ S. Br. 170° 41′ O. L. liegt, ward zuerst von dem Kapitain Gilbert in der Charlotte gesehen, und bekam von ihm den Namen Matthew's Insel.

Am 30, da man sich in 17° 13′ S. B. und 172° 43′ O. L. befand, sah man verschiedne große Bäume und eine Menge Kokosnüsse im Wasser schwimmen; Land zeigte sich aber nicht. Bis zum 4 Junius fiel nun nichts Merkwürdiges vor. Da an diesem Tage das Wasser sich gefärbt zeigte, so sondirte man, und erreichte den Grund mit funfzehn Faden, obgleich kein Land zu sehen war. Nun ward ein Mann auf den Mastkorb geschickt; und da konnte er deutlich unterscheiden, daß die Sandbank sich nach Westen hin erstreckte. Kapitain Marshall veränderte deshalb seinen Lauf nach Osten zu. Jetzt hatte er funfzehn bis dreißig Faden Tiefe auf einem felsichten Grunde, den man an einigen Stellen sehr deutlich sehen konnte. Als man ungefähr acht kleine Seemeilen weit nach Osten fortgelaufen war, erreichte man mit siebzig Faden keinen Grund mehr. Dies bewog den Kapitain, das Schiff zu wenden und nach Süden zu steuern. Es flogen eine Menge Vögel von verschiednen Arten westwärts von der Sandbank, so daß wahrscheinlich nahe dabei irgend eine Insel ist. Der östliche Theil der Sandbank liegt in 173° 21′ O. L., und der südliche in 15° 50′ S. Breite. Wie weit sie nach Westen und Norden fortgeht, ist gänzlich ungewiß; doch ohne Zweifel auf eine beträchtliche Strecke, da das Wasser, so weit nur das Auge von dem Mastkorbe reichen konnte, eine weiße Farbe hatte. Weil man nun gänzlich von der Sandbank weg war, so ward nach Norden gesteuert.

Am 18, Morgens um 6 Uhr, ſah man gerade vor ſich eine Inſel, acht oder neun kleine Seemeilen entfernt, in der Richtung N. halb W. Als man ſich etwa ſechs ſolcher Meilen vom Lande befand, warf man das Senkblei, fand aber mit ſechzig Faden keinen Grund. Um dieſe Zeit ſah Kapitain Marſhall einige Kanots mit aufgeſpannten Seegeln, von denen jedes zwei oder drei Mann führte, auf das Schiff zukommen; aber ſie kehrten ſogleich wieder um, und fuhren nach dem Ufer zu. Die Inſel liegt in 0° 3′ S. Br. u. 173° 43′ O. Länge von Greenwich, und bekam von dem Kapitain den Namen: Hopper's Eiland. Sie iſt ſehr niedrig und eben, erſtreckt ſich nach N. O. und S. W., endigt ſich an beiden Seiten in eine niedrige, flache Spitze, und ſcheint in der Mitte eine große Bay zu haben.

Um ſieben Uhr ſah man eine andre kleinere Inſel, die ungefähr ſechs kleine Seemeilen S. W. von der erſteren entfernt liegt, faſt eben daſſelbe Anſehen hat, und den Namen Hendervilles Eiland bekam. Gegen Mittag zeigte ſich, drei kleine Seemeilen weit von dieſer, eine andre Inſel, die Kapitain Marſhall Woodles Eiland nannte. Von dieſer ſtießen nun fünf große Kanots mit aufgeſpannten Seegeln ab, und fuhren auf das Schiff zu; aber als ſie ungefähr noch vier kleine Seemeilen weit davon entfernt waren, kehrten ſie um und eilten wieder nach dem Ufer. Der Wind kam gerade vom Lande her, und hinderte das Schiff, nahe an die Inſeln heranzukommen. Eine umſtändliche Beſchreibung von ihnen konnte der Kapitain alſo nicht geben; doch ſagt er, ſie hätten, wie es ſchiene, großen Ueberfluß an Kokosnüſſen und mannichfaltigen andren Bäumen. Um 3 Uhr Nachmittags warf der Scarborough, da er ſich drei kleine Seemeilen weit von Hendervilles Eiland befand, das Senkblei, erreichte aber mit ſechzig Faden keinen Grund. Am Strande waren verſchiedene große

Feuer angezündet, und die Einwohner versammelten sich in ungeheurer Menge auf demselben. Einige von ihnen zeigten mit Bewunderung und Erstaunen auf das Schiff hin. Unmittelbar nachher stießen neunzehn Kanots, jedes mit fünf oder sechs Mann, vom Ufer ab, und fuhren auf das Schiff zu. Nun legte Kapitain Marshall bei, weil er hoffte, sie würden heran kommen. Einige von ihnen näherten sich dem Schiffe bis auf den vierten Theil einer kleinen Seemeile. Dann nahmen sie ihre Seegel ein, und hielten an, um das Schiff anzustaunen; aber nichts konnte sie bewegen, ganz heran zu kommen. Indeß, da man mehrere Kanots von der Insel abfahren sah, so beschloß Kapitain Marshall, so lange still zu liegen, bis sie alle wieder ans Land zurückkehrten; denn es war nicht unwahrscheinlich, daß man einige Erfrischungen von ihnen erhalten könnte. Zwei von den letzten Kanots fuhren ohne das geringste Bedenken an das Schiff heran; und der Kapitain gab daher der Mannschaft Befehl, daß sie von dem Verdeck weggehen sollte, damit die Eingebornen nicht schüchtern gemacht würden. Als die Kanots dicht an dem Schiffe waren, fingen die Indianer an zu reden, und machten unsern Landsleuten Zeichen, daß sie näher zu der Insel hin fahren möchten.

Nachdem man einige Zeit lang mit den Insulanern gesprochen hatte, zeigte der Kapitain ihnen einige kleine Nägel, eine Quartbouteille und einen Spiegel. Nach allen diesen Sachen schienen sie sehr begierig; aber sie liessen sich schlechterdings nicht bewegen, sich mit ihren Kanots an die Seite des Schiffes zu wagen. Indeß sprangen drei von ihnen in das Wasser, und schwammen darnach hin. Man warf ihnen einen Strick zu, daß sie sich daran halten sollten; aber sie liessen sich durch nichts bewegen, an Bord zu kommen. Als sie einige kleine Geschenke bekamen, lachten sie sehr herzlich, und

Ein Kanot und Einwohner von Mulgrave's Inseln.

gaben dem Kapitain dagegen einige Korallen und Zähne von wilden oder zahmen Thieren, die sie als Schmuck um ihren Nacken trugen. Dieser Umstand zeigt, daß sie einigen Begriff vom Tauschhandel haben.

Sie machten nun zum zweitenmale Zeichen, daß man das Schiff näher an die Insel heran bringen sollte, und nahmen dann Abschied. Da gleich nachher alle Kanots nach dem Lande zurückkehrten, so fuhr Kapitain Marshall weiter nach Norden zu.

Die Lage dieser Inseln ist schon angegeben worden. Sie liegen beinahe in nordwestlicher und südöstlicher Richtung. Hopper's Eiland scheint ungefähr zehn, Henderville's Insel sechs, und Woodle's Insel eben so viele große Seemeilen lang zu seyn.

Es ist zu beklagen, daß Kapitain Marshall nicht Gelegenheit hatte, diese Inseln genauer zu untersuchen, da auf Hopper's Eiland ein vortreflicher Hafen zu seyn schien, und da sich kaum daran zweifeln läßt, daß sie eine Menge verschiedener Erfrischungen hervorbringen. Zwar hat man nichts dergleichen in den Kanots gesehen; aber die Einwohner waren fett und fleischig, und schienen mit aller Gemächlichkeit zu leben. Sie sind eine schöne Art von Menschen, kupferfarben,*) stark, und gut gewachsen. Ihr Haar ist lang und, so wie die Augen und Augenbrauen, schwarz. Wie es schien, hatten sie sehr schöne Zähne. Der einzige Putz, den man an ihnen sah, waren Halsbänder von Korallen mit untermischten Zähnen; und einige hatten sich das Gesicht weiß bemahlt.

Wenn wir diese Leute nach der Bauart ihrer Kanots beurtheilen dürfen, so besitzen sie gewiß einen guten Theil Erfindungskraft und Verstand. Manche Kanots sind nehmlich groß genug, sechzehn bis zwanzig Leute zu tragen. Sie sind schmal, und so gebauet, daß sie sehr geschwind segeln können; doch laufen sie nicht die ge-

*) Man muß indeß hierbei an keinen Glanz denken.

ringste Gefahr, umzuwerfen, da sie durch einen Ausleger gesichert werden, der einer Leiter an der Wetterseite gleicht, und an dessen einem Ende ein Stück Holz befestigt ist, welches man auf jeder Seite in der Form eines Bootes spitz zugehauen hat. Dies dient nicht nur dazu, das Kanot aufrecht zu erhalten, sondern hält es auch an der Seite, wo der Wind herkommt. An dem andern Ende des Auslegers ist ein starkes Seil befestigt, welches nach der Spitze des Mastes hinführt, und zu einer Schiffswand dient. Wenn der Wind frisch weht, so gehen, je nachdem das Kanot groß ist, zwei oder mehr Mann auf die Leiter, um es durch ihr Gewicht aufrecht zu halten.

Obgleich diese Kanots immer auf derselben Seite segeln, so sind sie doch so eingerichtet, daß sie es auch an der andern eben so gut können, und die Indianer gehen so geschickt damit um, daß sie weit geschwinder damit umlegen, als wir mit unsren Booten. Jedes Kanot hat ein Seegel, das gemeiniglich sehr groß ist. Dies scheint aus nett zusammengenäheter schlechter Seide gemacht zu seyn, und hat die Form eines dreieckigen oder Latyn-Seegels, mit einer Rhaa am Vordersaume, und einer andren am untren Ende des Seegels, so daß sie, wenn sie ihr Kanot umlegen wollen, nur das Tau umlegen und das Seegel an die Seite unter dem Winde am Maste bringen dürfen. Kurz, nach dem wenigen zu schliessen, was Kapitain Marshall von diesen Leuten sah, scheinen sie lebhaft, sinnreich und geschickt zu seyn.*)

Als Kapitain Marshall diese neuentdeckten Inseln verließ, steuerte er Nordwärts. Am 20, Morgens um 5 Uhr, sah man eine Insel, die sich in einer Entfernung von acht kleinen Seemeilen nach O. N. O. erstreckte. Sie zeigte sich sehr niedrig, und beinahe gar nicht über

*) In Lord Anson's Reise sind die auf den Labrones-Inseln üblichen Proas sehr genau geschildert; und sie gleichen den hier beschriebenen vollkommen. F.

das Wasser erhöhet, so daß man, als das Schiff nur noch vier kleine Seemeilen davon entfernt war, nichts als Bäume sehen konnte. Als Kapitain Marshall dicht an das Land heran kam, fand er, daß es eine Kette von Inseln war, die sich auf mehr als dreißig große Seemeilen weit von S. O. nach N. W. erstrecken. Da ein günstiger Wind wehete, so lief man, ungefähr drei kleine Seemeilen weit vom Ufer, längs den Inseln hin. Es fuhren dem Schiffe verschiedene Kanots mit aufgespannten Seegeln nach; aber keines davon wollte heran kommen. Sogleich versammelte sich eine Menge von Eingebornen am Ufer, um ihre Neugier zu befriedigen und das Schiff anzusehen. Dies bewog den Kapitain, beizulegen, weil er erwartete, daß einige heran kommen würden; aber das wollte niemand wagen. Einmal war er Willens, ein Boot ans Land zu schicken, um sich Erfrischungen zu verschaffen, da mehrere von seinen Leuten am Scharbock krank waren; indeß that er aus Behutsamkeit diesen Schritt nicht: denn es wäre in der That zu viel gewagt gewesen, wenn er einige wenige Mann unter eine Menge von ungebildeten Leuten ausgeschickt hätte, von deren Temperament und Gesinnungen man noch nicht das Mindeste wußte.

Der Mittelpunkt dieser Inseln liegt in 1° 50′ N. B. und in 173° 0′ O. Länge. Sie sind sehr niedrig; und um so merkwürdiger ist es, daß man, nicht weiter als eine kleine Seemeile vom Lande, mit achtzig Faden keinen Grund fand. Innerhalb der Insel schienen einige gute Hafen zu seyn; auch giebt es hier wahrscheinlich mancherlei Erfrischungen. Dem Anschein nach waren die Eingebornen beinahe schwarz, und ihre Kanots hatten große Aehnlichkeit mit den bereits beschriebenen.

Da man gar nicht darauf hoffen konnte, sich Erfrischungen von diesen Leuten zu verschaffen, so seegelte Kapitain Marshall weiter. Am 22, Mittags, sah man

in der Richtung N. bei O. Land, das acht kleine Seemeilen entfernt war, und sich sehr niedrig, flach und voller Bäume zeigte. Um 4 Uhr befand man sich dicht bei dem südlichsten Lande, und sah eine große Menge Kanots, die dicht an dem Ufer seegelten. Einige davon fuhren auf das Schiff zu, und zweie kamen sehr nahe; aber sie liessen sich durch nichts reizen, an die Seite des Schiffes zu kommen. Die Leute schienen fast von eben der Art zu seyn, wie die auf Henderville's Eiland. Auch ihre Kanots waren von ähnlicher Bauart; eins von denselben hatte oben auf dem Maste eine Art von Wimpel, der von eben dem Zeuge zu seyn schien, wie die Seegel. Als das Schiff längs der Küste hinlief, fand man, daß sie aus sechs verschiedenen Inseln besteht, die sich in einer Länge von vierzehn oder funfzehn großen Seemeilen von N. b. O. nach S. b. W. erstrecken. Ihre Mitte liegt in 2° 58′ N. B. und 173° 0′ O. Länge. Die südlichste Insel nannte Kapitain Marshall: Allen's-; die zweite: Gillespy's-; die dritte: Touching's-; die vierte: Clarke's-; die fünfte: Smith's-; und die Nördlichste: Scarborough's-Eiland. Man lief ungefähr drei kleine Seemeilen weit vom Lande längs den Inseln hin, und warf das Senkblei ununterbrochen aus, erreichte aber keinen Grund. Dies scheint um so außerordentlicher, da das Land sehr niedrig ist.*) Dem Ansehen nach, ist zwischen diesen Inseln ein guter Ankerplatz, das Wasser sehr ruhig und Ueberfluß an Kokosnüssen und Kohlbäumen vorhanden. Zu der Zeit, da man sich neben Scarborough's Insel befand, ward es so finster, daß man das Land nicht sehen konnte. Glücklicherweise zündeten indeß die Indianer zwei große Feuer

*) Wahrscheinlich sind diese niedrigen Inseln ursprünglich Korallenriefe, die sich immer fast senkrecht aus dem Meere erheben; und so ist die große Tiefe unweit von ihnen gar nichts Ausserordentliches.

an, wodurch man in den Stand gesetzt ward, ganz sicher vor allen den Inseln vorbei kommen zu können.

Am 23, um 6 Uhr Nachmittags, zeigte sich mehr Land, das sich, in einer Entfernung von vier großen Seemeilen, von N. nach N. W. erstreckte; doch, da die Nacht heran kam, so legte man um, und steuerte nach Süden.

Am nächsten Tage um 2 Uhr war man dem Lande bis auf zwei kleine Seemeilen nahe, und fand, daß es eine Kette von Inseln war, die sich von Osten beinahe nach Westen über fünf und zwanzig große Seemeilen weit erstreckte. Zugleich bemerkte man ein Rief an der östlichsten Spitze des Landes, das wenigstens drei große Seemeilen weit in die See hinaus lief. Das Ufer an der nordwestlichen Seite dieser Insel ist jähe und steil. Der Scarborough fuhr eine kleine Seemeile weit vom Lande längs demselben hin, warf oft das Senkblei, konnte aber mit hundert Faden den Grund nicht erreichen. Zugleich sah man das Wasser sich nahe am Strande brechen, und auf diesem eine ungeheure Menge von Eingebornen versammelt. Ungefähr um 3 Uhr stießen zwei Mann in einem kleinen Kanot vom Ufer ab. Hierauf seegelte Kapitain Marshall auf das Land zu, damit sie Gelegenheit hätten, an das Schiff heran zu kommen. Aber, als sie ungefähr hundert Schritt von dem Fahrzeuge entfernt waren, kehrten sie so geschwind als sie nur konnten wieder um, und schienen sehr erschrocken zu seyn. Diese Leute hatten Felle um ihre Hüften geschlagen, und ihr Haar mit Muscheln und Korallen geziert. Als sie von dem Schiffe entfernt waren, seegelte Kapitain Marshall weiter, weil er, wo möglich noch vor dem Einbruche der Nacht, den westlichen Theil der Insel erreichen wollte. Dies schlug ihm aber fehl, da der Wind schwach und unbeständig war. Nun stießen mehrere Kanots, jedes mit acht oder zehn Mann, vom Ufer ab. Es

ist bereits bemerkt worden, daß die Charlotte, Kapitain Gilbert, sich mit dem Scarborough in Gesellschaft befand. Sie war jetzt in einiger Entfernung hinter dem Schiffe, und die Kanots fuhren alle an sie heran. Einige von den Indianern gingen an Bord jenes Schiffs, liefen darauf hin und her, und stahlen Alles, was ihnen nur vorkam. Einer besonders ergriff den Pumpenschwengel, und suchte damit über Bord zu springen; er ward aber von einem Matrosen aufgehalten. Diese Leute schienen sehr civilisirt zu seyn, und hatten Alle Bedekkungen um die Mitte des Leibes. Ihr Putz waren Halsbänder von Korallen, an denen ein Kreuz hing, auf eben die Art, wie die Spanier dergleichen tragen.

Kapitain Marshall gab diesen Inseln den Namen Mulgrave's Eilande, dem Lord dieses Namens zu Ehren. Die südlichste von denselben liegt in 5° 58′ N. Br. und 172° 3′ O. Länge, und die nördlichste in 6° 29′ N. Br. und 171° 10′ O. Länge. Am 25, zu Mittage, fuhr man um die westlichste Insel herum, und glaubte nun ganz aus der Gruppe heraus zu seyn, da der Tag sehr schön war, und von dem Mastkorbe kein Land gesehen werden konnte. Zugleich hatte man lange Wogen. Deshalb ließ Kapitain Marshall das Schiff die Nacht hindurch nur mit wenigen Seegeln fortgehen; er wunderte sich aber nicht wenig, als er am nächsten Morgen bei Tagesanbruch an der Windseite hinterwärts Land, und unter dem Winde eine große Insel sah. Zwischen beiden mußte man in der Nacht durchgekommen seyn, und gewiß sehr nahe an der letzteren, ob man gleich alle halbe Stunden das Senkblei geworfen und nie den Grund erreicht hatte. Lord Mulgrave's Eilande haben Ueberfluß an Kokosnußbäumen, und man konnte Ueberbleibsel von Pomeranzen und manchen andern Früchten sehen, obgleich die Insulaner nichts dergleichen zum Verkauf brachten. Diese hatten gar keine Offensivwaffen,

so, daß sie wahrscheinlich mit einander in freundschaftlichem Vernehmen leben.

Man lief nun mit einem gelinden Lüftchen aus Osten nach Norden, und sah am 27 zu Mittage in 7° 25′ N. Br. und 171° 10′ O. L. Land, das sich von N. O. O. nach N. N. W. erstreckte. Da jetzt ein frischer Wind ging, so lief Kapitain Marshall auf das Land zu, und fand, daß es ein Gruppe von kleinen Inseln war, die östlich und westlich von einander liegen, auf denen sich aber keine Spur zeigte, daß sie bewohnt wären.

Zu Mittage am 28 sah man, da das Schiff sich in 8° 2′ N. Br. und 170° 57′ O. L. befand, noch mehr Inseln, die sich, in einer Entfernung von drei oder vier großen Seemeilen, von Norden nach N. W. b. W. erstreckten. Da das Wetter sehr neblicht war und es anhaltend regnete, so legte man um und steuerte vom Lande ab; indeß, da es Nachmittags ziemlich hell ward, so fuhr man wieder darauf zu, und befand sich um 4 Uhr dicht an der westlichsten Insel. Es lagen zwei große Kanots auf einem sandigen Ufer; aber man konnte keine Einwohner bemerken. Um fünf Uhr sah man noch verschiedne andre Inseln, die in einer Entfernung von fünf oder sechs großen Seemeilen sich N. N. Oestlich erstreckten. Während der Nacht fuhr Kapitain Marshall nur mit wenigen Seegeln; bei Tagesanbruch am nächsten Morgen sah man gerade vor sich Land, das sich, sechs große Seemeilen weit, N. b. O. erstreckte; desgleichen einiges Land, das in einer Entfernung von siebzehn solcher Meilen eine Oestliche Richtung hatte. Diese Inseln waren, so wie alle die man schon gesehen, sehr niedrig und ganz mit hohen Bäumen bewachsen. Beim Sondiren fand man mit hundert Faden keinen Grund. Die Breite war zu Mittage 8° 59′ Nördlich, und die Länge 170° 24′ Oestlich.

das Schiff würde gegen die Küste getrieben werden. Zum Glück setzte sich aber bei Tagesanbruch der Wind nach S. S. O. um; nun kappte man sogleich das Kabeltau, und lief von dem Lande ab. Kapitain Gilbert kappte seine beiden Kabeltaue, und folgte dem Scarborough. Kaum war man von dem Lande weg, als der Wind sich wieder nach S. S. W. umsetzte, und zu einem völligen Orkane ward, so daß die Schiffe, wenn sie jetzt noch vor Anker gewesen wären, unvermeidlich würden ans Ufer getrieben worden seyn. Obgleich Kapitain Marshall's Leute nur so kurze Zeit am Lande gewesen waren, so ward es ihnen doch erstaunlich nützlich. Ihre Kräfte stellten sich almählich wieder ein, und bald nachher waren sie vollkommen gesund.

Auf der Fahrt von Tinian bis nach China fiel nichts Besonderes vor. Sie sahen die Lema-Inseln am 7ten September Nachmittags, und kamen am 8ten um eben diese Tageszeit auf der Rhede von Makao vor Anker.

Anhang.

Auszug aus Kapitain Gilbert's Beschreibung seiner Fahrt von Neu-Südwallis nach China.

Da wir um mehrere Grade östlicher fuhren, als je einer von den Weltumseeglern bei seiner Rückkehr durch das südliche stille Meer nach Europa; da wir ferner mehrere Inseln entdeckten; und da unser Lauf in der Folge vielleicht zu einem beständigen Wege zwischen unsern Kolonieen im südlichen stillen Meere und der Ostküste von Asien wird: so darf eine Beschreibung von unsrer Fahrt wohl dem Publikum vorgelegt werden. Wenn man bedenkt, daß das Schiff unter meinem Befehle in keiner Absicht zu Entdeckungen ausgerüstet und ganz und gar nicht mit den hiezu erforderlichen Sachen versehen war: so wird man hoffentlich nicht erwarten, daß meine Beobachtungen so reichhaltig seyn sollen, als wenn ich zu einer Reise von dieser Art bestimmt gewesen wäre;

aber ich bin im Begriff, mit dem Ostindienfahrer Neptun eine zweite Reise von eben der Art zu machen, wie die hier beschriebene.

Vielleicht muß ich einigen Lesern sagen, daß die Charlotte unter meinem Befehl, und der Scarborough (Kapitain Marshall) von der Ostindischen Kompagnie durch einen Kontrakt bestimmt waren, von Neu-Südwallis, wenn die Uebelthäter und die Seesoldaten gelandet wären, nach China zu seegeln, und von da auf ihre Rechnung eine Ladung Thee mit nach England zu bringen. Den Tag nach meiner Abfahrt von Port Jackson, am 7ten Mai 1788, kam Lieutenant Bradley von dem Königlichen Schiffe Sirius zu mir an Bord, um nachzufragen, ob irgend jemand Gelegenheit genommen hätte, auf unsrem Schiffe zu desertiren. Ich versammelte sogleich die Officiere meines Schiffs, welche mit mir erklärten, daß wir keinen Deserteur an Bord wüßten; doch, um allen Verdacht aus dem Wege zu räumen, bat ich, es möchte eine Nachsuchung angestellt werden. Dies geschah; der Lieutenant konnte aber nichts finden, und fuhr wieder ab. Um elf Uhr kam er noch einmal mit drei Unterofficieren wieder, und suchte von neuem nach, aber mit keinem besseren Erfolge. Am 8ten war ich nun in dem stillen Meere, von dem ich, da mein Weg noch nie befahren war, keine Karten hatte, die mich hätten leiten können. Die Aussicht, in einem so kleinen Schiffe wie das meinige, und mit nicht mehr als dreissig Personen an Bord, unter denen sich mehrere Knaben befanden, eine solche Reise zu machen, hatte in der That etwas Niederschlagendes.

Am 11ten, Nachmittags, sah ich ein Schiff, das ich (wie sich nachher fand, ganz richtig) für die Supply hielt. Einer Unterredung zufolge, die ich mit dem Gou-

verneur beim Abschiednehmen hatte, besorgte ich: Lieutenant Ball habe Befehl, mich nicht an das neuentdeckte gelobte Land (denn so sah man Lord Howe's Eiland zu Port Jackson an) kommen zu lassen; deswegen näherte ich mich dem Schiffe nicht, und fuhr allein weiter.

Da die Umstände meiner Mannschaft es nöthig machten, daß ich mir wo möglich einen Vorrath von frischen Provisionen und Vegetabilien verschaffen mußte: so war ich entschlossen, alle Schwierigkeiten zu überwinden, und auf der Insel zu landen, was für Hindernisse man mir auch in den Weg legen möchte. Der Scharbock war nehmlich unter uns stark eingerissen. Während unsres Aufenthaltes in Port Jackson hatten wir zwar, so oft als wir nur konnten, mit dem Netze Fische gefangen; aber wir fanden, daß diese Art von Speise, wenn sie auch einigermaaßen ein Palliativmittel gegen die Heftigkeit des Scharbocks ist, doch die Krankheit nicht gänzlich ausrottet. Den 16ten Mai sah ich Lord Howe's Insel; den 17ten mit Tagesanbruch war ich dicht daran, setzte die Jölle nebst dem kleinern Boote aus, und landete in einer schönen sandigen Bay, obgleich der Weg zwischen den Riefs, welche das Ufer decken, etwas gefährlich war. Beim Landen zeigte sich mir ein sehr angenehmer Anblick. An dem innern Theile der Bay wächst schönes langes Gras, und die ganze Insel schien mit Bäumen bewachsen zu seyn, unter denen ich Mangle-, Palmen- und Kokosnuß-Bäume und noch verschiedne andre Arten sah, mit denen ich gänzlich unbekannt war. Es gab daselbst ein sehr dickes Gebüsch, das vorzüglich aus der kriechenden Pflanze bestand, die man den Rotting nennt*). Dieses wand sich

*) Die Rottings oder spanischen Röhre können hier wohl nicht gemeint werden, weil diese sehr dicht neben ein-

auf dem Boden hin, und hinderte uns sehr stark, wenn wir Vögel verfolgten. Die Mitte der Insel war auf der Oberfläche Sand, mit Seemuscheln vermischt, obgleich alle äussere Theile Holzung hatten. So viel ich die Insel übersehen konnte, schien sie ungefähr funfzehn oder sechzehn kleine Seemeilen lang zu seyn. Eine Menge sehr großer und fetter Rothgänse ging mit wenigerer Furchtsamkeit darauf umher, als die Gänse in einem Pachtershofe, und man konnte sie auch weit leichter mit der Hand fangen, als diese. Wir fanden ihre Nester in dem langen Grase am Ufer, und in jedem eine große Menge Eier, welche zubereitet sehr gut schmeckten. Als ich in die Holzungen ging, wunderte ich mich nicht wenig, daß ich große fette Tauben von eben der Farbe und Gestalt sah, wie die Europäischen. Sie saßen in niedrigen Gebüschen, und waren so wenig scheu, daß man sie mit geringer Mühe todtschlagen konnte. Ferner liefen eine große Menge sehr fetter und sehr wohlschmeckender Wasserhühner (*Ralli*) auf dem Boden umher. Ich schlug einige von ihnen nieder, brach ihnen die Beine entzwei, setzte mich unter einen Baum, und legte sie nicht weit von mir. Ihre Schmerzen machten, daß sie ein klägliches Geschrei ausstießen; hierdurch wurden noch fünf oder sechs Dutzend herbei gezogen, und ich konnte beinahe die ganze Anzahl fangen. Auf eine andre Art hätte ich mir nicht so viele verschaffen kön-

ander, wie ein Rohrgebüsch, und nur auf feuchtem Grunde, wachsen. Der ungelehrte Seefahrer giebt oft einem Dinge, wegen irgend einer Aehnlichkeit mit einem andern das er schon kennt, den Namen desselben. Indeß sind, wie nicht zu leugnen ist, die Rottings noch nicht gehörig von einem Naturforscher untersucht, so daß man nicht weiß, ob die zahlreichen Abarten bloße Spielarten (*varietates*) oder besondre und eigne Arten (*species*) sind. K.

nen; denn ob sie gleich nichts weniger als scheu waren, so liefen sie doch sehr geschwind, wenn man sie jagte. Spuren von Menschen sah man auf der Insel nicht, ausgenommen die, welche die Mannschaft der Supply bei ihrem Hierseyn zurückgelassen hatte. Ich sah noch verschiedene andre Arten von Vögeln, und kehrte dann zu Mittage an den Strand zurück, wo ich wahrnahm, daß die Mannschaft des Bootes nicht müßig gewesen war; sie hatte nehmlich Kokosnüsse, Kohl, Vögel u. s. w. gesammlet, und auch eine große Menge Fische mit der Angel gefangen.

Am 17, um 4 Uhr Nachmittags, kam die Jölle, mit einer Menge Vögel von verschiednen Arten beladen, wieder an Bord. Ich schickte sie um sechs Uhr wieder aus, damit der Obersteuermann und die Leute die ganze Nacht am Ufer bleiben und Schildkröten umkehren sollten. Am nächsten Morgen um 7 Uhr sahen wir ein fremdes Schiff, das auf die Insel zu steuerte. Da ich vermuthete, daß es der Scarborough wäre, so gab ich das geheime Signal, das wir, Kapitain Marshall und ich, vor unsrer Abfahrt aus Port Jackson mit einander verabredet hatten; und es ward wirklich beantwortet. Am 18, um 2 Uhr Nachmittags, kehrte die Jölle zurück, aber ohne eine einzige Schildkröte gefangen zu haben; indeß war das Boot schwer mit Vögeln, Kokosnüssen, Kohl, Eiern u. s. w. beladen. Um drei Uhr schickte ich dem Scarborough einen Theil von dem Allen zu, und bald nachher kam Kapitain Marshall an Bord. Wir hatten, als wir in Port Jackson lagen, verabredet, daß wir auf dem Wege nach Kanton in Gesellschaft bleiben wollten; aber durch ein Mißverständniß von seiner Seite, stach er an eben dem Tage, da ich aus Sidney-Bucht heraus legte, aus dem Eingange des Hafens in See. Seitdem war er indeß durch widrige Winde und Strömungen

aufgehalten worden. Noch an eben dem Vormittage gingen wir beide unter Segel, und verliessen die Insel, deren Lage ich in 31° 34′ S. Br. und 159° 3′ O. L. setze.

Am 19, Vormittags, sagte mir Herr Caird, mein Obersteuermann, zu meinem großen Erstaunen, daß zwei fremde Leute im Schiffe wären. Ich ließ sie holen, und fand in ihnen einen Mann und einen Jungen, die vom Sirius desertirt waren. Da man sie ohne mein und meiner Officiere Wissen an Bord genommen und verheimlicht hatte; und da es schlechterdings nicht in meiner Macht stand, wieder umzukehren und sie auszuliefern: so protestirte ich gegen ihr Verfahren und gegen alle die Folgen, die aus ihrer Desertion entstehen könnten, und beschloß, bei der ersten vorkommenden Gelegenheit die Wahrheit dieser Sache eidlich zu bezeugen.

Am 22, um 8 Uhr Morgens, sahen wir Norfolk-Eiland. Ich würde, wenn das Wetter es erlaubt hätte, an dieser Insel gelandet haben, um Bäume zu Masten u. s. w. zu fällen, da ich diese Waare in China zu einem guten Preise hätte absetzen können.

Am 24 sahen wir in 26° 19′ S. Br. und 170° 18′ O. L. einen großen weißen Vogel, der beträchtlich hoch flog, und am folgenden Tage in 24° 41′ S. Br. und 171° 02′ O. L. eine Rothgans (Pelicanus Sula.) Am 26, da wir uns in 22° 53′ S. Br. befanden, sahen wir abermals eine, nebst verschiednen andren Vögeln, und vermutheten daher, daß wir nicht weit von irgend einem unbekannten Lande wären. Wirklich sahen wir am 27sten eine kleine Insel. Sie zeigte sich wie ein hoher, aus dem Wasser aufsteigender Felsen, und wir schätzten ihren Umfang ungefähr auf fünf oder sechs kleine Seemeilen. Ihre Spitze schien fruchtbar zu seyn, und ich glaubte et-

was darauf zu sehen, das Aehnlichkeit mit einem weidenden Thiere hatte. Sie war auf allen Seiten von einer Menge verschiedner Vögel umringt. Wir wollten am nächsten Morgen ein Boot dahin schicken; aber hernach hielt ich dies nicht für rathsam, da ich fand, daß uns eine Strömung beträchtlich unter dem Winde weggetrieben habe, und da die See sehr hoch ging. Dieser Felsen ist noch in keiner Karte verzeichnet, und ich habe alle Ursache zu der Vermuthung, daß er noch von Niemand gesehen worden ist. Er liegt in 2° 31′ S. Br. und 172° 16′ O. L., und ward von mir, nach dem Eigenthümer der Charlotte, Matthew's Felsen genannt.

Am 4ten Jun. befanden wir uns, nach Beobachtungen, in 10° 50′ S. Br. und in 174° 50′ O. L. Am 5ten sahen wir um halb 1 Uhr, daß das Wasser seine Farbe veränderte. Ich warf nun sogleich das Senkblei, und fand zu meiner großen Bestürzung nur siebzehn Faden Tiefe. Bald nachher konnte man die Felsen unter dem Boden des Schiffes sehen. Wir kamen nicht ohne Mühe von dieser gefährlichen Stelle weg. Da ich alle Ursache habe, mich für den ersten Entdecker dieser Bank zu halten, so habe ich sie Charlotte's Bank genannt.

Nachdem wir schon einige Tage vorher verschiedene Vögel gesehen hatten, sahen wir am 17ten, da wir uns, Beobachtungen zufolge, in 1° 31′ S. Br. und 175° 54′ O. L. befanden, verschiedene Rothgänse, nebst andern Anzeigen von Land; und am folgenden Morgen kam wirklich Land zum Vorschein. Um 10 Uhr waren wir dicht bei drei niedrigen Inseln, welche holzig zu seyn schienen. Man konnte sehr deutlich Kokosnüsse und Palmbäume darauf unterscheiden. Als ich mich gerade vor der mittelsten, zwischen der nördlichsten und südlichsten liegenden, Insel befand, die ungefähr vier oder fünf kleine Seemeilen lang zu seyn schien, konnte ich deutlich

ein ziemlich großes Dorf sehen. Einige von den Hütten waren hoch, und wie es schien, gut gedeckt. Ich sah auch verschiedene Kanots oder Proas am Ufer, und konnte bemerken, daß eine beträchtliche Anzahl derselben auf das Schiff zufuhr. Die drei Inseln erstrecken sich, in so fern ich darüber urtheilen kann, ungefähr funfzehn oder sechszehn kleine Seemeilen weit. Sie scheinen schmal zu seyn, und haben alle ein Ufer von feinem weißen Sande. Die mittelste setzte ich in 0° 2′ N. Br., und nach Mondsbeobachtungen, in 175° 54′ O. Länge. Die westlichste von diesen drei Inseln ist länger, als die beiden andren, und hat an dem nördlichen Ende ein Rief. Ich zählte dreißig Kanots, die auf das Schiff zufuhren, und konnte deutlich noch mehrere von den Eingebornen in großer Eil vom Ufer abstoßen sehen. Um 4 Uhr legte das vorderste Kanot, das die übrigen anzuführen schien, sehr eilig um, und fuhr davon. Es war bis auf eine halbe kleine Seemeile an den Scarborough heran; aber nun that Kapitain Marshall einen Schuß nach demselben. Ich bedauerte dies sehr; denn ich war der Meinung, es sey zu früh, Feindseeligkeiten gegen sie anzufangen, wenn sie auch wirklich selbst dazu geneigt wären, und dieser Schuß werde alles Verkehr mit ihnen verhindern. Um ihre Besorgnisse zu vertreiben, und sie näher heran zu locken, steckte ich eine weiße Flagge auf. Nun seegelten zwei Kanots, von denen das eine viel größer als das andre war, gerade auf uns zu; aber die übrigen blieben in der Entfernung. Um fünf Uhr erreichte eins von beiden Kanots den Scarborough, und bald nachher kam es an unsre Seite. Die Leute darin betrachteten das Schiff mit großer Aufmerksamkeit. (Ich hatte es roth anstreichen lassen, weil ich bei einigen Reisen bemerkt habe, daß diese Farbe den Leuten in jenen Himmelsstrichen am an-

genehmsten ist.) Aber durch nichts liessen sie sich bewegen, an Bord zu kommen. Sie gaben durch Zeichen zu verstehen, es würde zu spät werden, ehe sie das Ufer erreichten, und fuhren dann weg. Es waren in dem großen Kanote sieben Mann, und in dem kleineren drei. Sie schienen spaßhaft, waren ungefähr fünf Fuß zehn Zoll groß, sehr gut gewachsen, von einer hellen Kupferfarbe, und hatten schönes langes Haar. Ihr Kanot war nett gebaut, und hatte einen gut gemachten Ausleger, fast wie die Kanots auf den Ladronen. Ihre Seegel schienen aus Matten zu bestehen und von den Fasern, welche die Kokosnuß umgeben, verfertigt zu seyn.

Am 20 bei Tagesanbruch ward mehr Land entdeckt, und bis um 8 Uhr hatte man nach und nach vier Inseln zu Gesicht bekommen. Als wir uns vor der zweiten befanden, sahen wir verschiedene Kanots auf das Schiff zu fahren. Um 11 Uhr waren ihrer dreizehn zu sehen. Ich steckte nun eine weiße Flagge auf, und bemühete mich auf alle nur erfinnliche Arten, sie an Bord hin zu locken, aber ganz umsonst. Einige große Kanots kamen so nahe, daß man ihnen zurufen konnte, kehrten aber alsdann wieder um. Sie waren von eben der Größe und Bauart, wie die, bei denen wir am 19 vorbeigekommen waren. Als ich mich der vierten Insel gegenüber befand, die sich mit einer schönen Gruppe von Bäumen endigt, fuhr ich dem Lande näher, um in die Bay hinein zu sehen. Sie schien sicher, bequem und von einem langen Riefe bedeckt zu seyn, das mit der Insel parallel läuft und zwei breite Eingänge in die Bay hat. Das Rief steht ungefähr drei Viertel einer kleinen Seemeile vom Ufer ab, und hat verschiedene kleine Inseln, die sich wie Blumentöpfe zeigen. Von dem nördlichen Ende dieser kleinen Insel laufen ein kleiner Rief und fünf kleine Inseln hin, unter denen zwei hoch und holzig zu seyn schienen.

Wahrscheinlich hangen alle fünf zusammen; aber in der Lage, in der wir uns befanden, zeigten sie sich als verschiedene Hügel. Ich gab ihnen den Namen Marlar's Inseln, und legte dem nördlichen Ende der großen Insel gegenüber bei. Bald nachher sah ich etwa Hundert von den Eingebornen an der Spitze versammelt; ob in der Absicht, uns zu begrüßen, oder uns am Landen zu hindern, kann ich nicht entscheiden. Ungeachtet sie so freundschaftlich schienen, so hielt ich es doch nicht für rathsam, ihre Gesinnungen auf die Probe zu stellen; Denn ob uns gleich das Bedürfniß frischer Lebensmittel zu jedem Schritte, der uns dergleichen verschaffen konnte, antrieb: so erlaubten es doch die Umstände und die Anzahl unsrer Mannschaft nicht, uns in Gefahr zu setzen, von den Eingebornen angefallen zu werden, da man sich auf ihre anscheinende Freundschaft nicht immer verlassen kann. Da die Fortsetzung unsrer Fahrt, nicht aber das Entdeckungsgeschäft, das war, worauf wir einzig und allein aufmerksam seyn mußten, so konnten wir gar keinen gewagten Schritt thun. — Wir befanden uns an diesem Tage in 1° 42′ N. Br., und in 175° 1′ O. L. Ich überließ es dem Kapitain Marshall, die südlichste Insel in der Kette zu benennen, und er fand es für gut, ihr den Namen Gilbert's Eiland zu geben; die mittelste nannte ich Marshalls- und die nördlichste Knox-Insel. Der großen Insel mit der Inselgruppe gab ich den Namen Matthews's Eiland; und die Bay nannte ich Charlotten-Bay. Es ist einigermaßen sonderbar, daß ich, ob wir gleich zuweilen nicht eine kleine halbe Seemeile vom Ufer waren, doch mit 120 Faden den Grund nicht erreichen konnte.

Am 22 sahen wir abermals eine niedrige, holzige Insel; es fuhren verschiedene Kanots von ihr auf uns zu, aber ich konnte die Leute darin nicht bewegen, an Bord

zu kommen. Das erste Kanot, das sich uns näherte, hatte ein weißes Fähnchen an der Spitze des Mastes; und das zweite ein kleines Bündel, gleich einem Vogelneste. Die Leute in den Kanots schienen schlank, stark und gut gebauet. Alle hatten langes schwarzes Haar, waren von einer hellen Kupferfarbe, und um die Mitte des Leibes bekleidet. Die Kanots waren von eben der Bauart, wie die schon erwähnten. Abends sah ich, als ich längs der Küste hin lief, verschiedene große Feuer; sehr wahrscheinlich waren es Signale für die Boote, die uns rekognoscirten.

Von einer andern Insel, die wir den 24 sahen, stießen ebenfalls einige Kanots ab; aber alle Zeichen, daß die Leute darin zu uns an Bord kommen möchten, waren vergebens. Doch um fünf Uhr kam eins von den Kanots, in welchem sich ungefähr fünf und zwanzig Personen befanden, dicht an das Schiff heran, und die Leute schienen geneigt, zu uns an Bord zu kommen. Da ich ein freundschaftliches Verkehr mit ihnen einzuleiten wünschte, so legten wir sogleich bei, und suchten durch Zeichen, von denen wir glaubten, daß sie ihnen verständlich wären, sie dahin zu bringen, daß sie ihr Kanot verlassen möchten. Unsre Bemühung war nicht ohne Wirkung; sie liessen bald nachher ihre Seegel herunter, und ruderten sehr nahe heran. Unter den Leuten im Kanot war ein alter Mann von einem außerordentlich ehrwürdigen Ansehen, und mit einem langen weissen Barte. Dieser sang, als sie so nahe gekommen waren, daß man ihn hören konnte, ein Lied in einer Melodie, die zwar wenig Abwechselung hatte, aber doch nicht ganz unangenehm war. Die sämmtlichen Personen im Kanot stimmten mit dazu ein, und machten dabei zugleich sonderbare Geberden. Nun fing der alte Mann eine lange Rede an, die, eben so wie das vorher gesungene Lied, wohl den

Endzweck haben mochte, uns ihrer Freundschaft zu versichern und ihnen eine gute Aufnahme von uns zu verschaffen. Da nichts in unserm Betragen dieser Erwartung zu widersprechen schien, so legten sie ihre Ruder ein, und bewegten sich langsam nach dem Schiffe hin. Als sie nahe genug gekommen waren, ließ ich ihnen einige Kleinigkeiten zuwerfen, die ihnen vieles Vergnügen zu machen schienen. Um sie desto eher an Bord zu bringen, warf ich ihnen ein Brett mit einem Strick zu, woran einige spitzige Nägel befestigt waren. Sie griffen darnach mit aller der großen Begierde, welche die Bewohner der Inseln im Südmeere nach dergleichen eisernen Geräthen haben. Ich ging hierauf über das Hackebord, und setzte mich in die Gallerie am Hintertheil des Schiffes. Sie schienen mit dem Vertrauen, das ich gegen sie zeigte, sehr zufrieden, ruderten sogleich vorwärts, und kamen an Bord. Zum Zeichen ihrer Freundschaft schenkten sie mir ein Stück sehr nett verfertigter Matte, nebst einigen andren Sachen, z. B. Muscheln u. s. w. Wir standen nun mit einander in dem freundschaftlichsten Vernehmen, als sich ein Zufall ereignete, welcher Gelegenheit gab, daß sie uns schleunig verliessen. Indem man die untere Rhaa des Besaan-Seegels umlegte, wurden ihrer 6 oder 7, die auf dem Taue saßen, welches die Besaan-Seegel befestigte und längs dem Hackeborde lag, heruntergeworfen und fielen über Bord. Dieser Vorfall war freilich hinreichend, Zweifel über unsre Gesinnungen bei ihnen zu erregen; und er hatte diese Folge wirklich. Kaum bemerkten die auf dem Oberlof die Lage ihrer Gefährten, so sprangen sie sogleich ins Wasser, stiegen in ihre Boote, zogen ihre Seegel auf, und machten sich mit aller Eil davon. Indeß kamen sie, in Gesellschaft zweier andern großen Kanots, bald wieder zu uns. Da sich aus ihrem schleunigen Wegfahren mit einigem Grunde ver-

muthen ließ, daß sie durch das Vorgefallene beleidigt wären, so war ich in Bereitschaft, sie, wenn es nöthig seyn sollte, feindlich zu empfangen.

Doch, da ich Sorge trug, daß sie an uns keine Neigung zum Bruche der Freundschaft sehen sollten, die erst so eben zwischen uns entstanden war: so bemüheten sie sich, uns dadurch von der Rückkehr ihres Vertrauens zu überzeugen, daß sie eine Frucht in die Höhe hielten, als ob sie wünschten, daß wir sie annehmen möchten. Sobald ich dies bemerkte, legte ich bei, und ging an der Seite des Schiffes hinunter, um das Verkehr mit ihnen zu erneuern. Nun liessen sie ihre Segel herunter, nahmen die Taue ihrer Boote in die Hand, schwammen mit denselben an das Schiff hin, befestigten sie daran, und kamen von neuem wieder an Bord. Sie beschenkten mich jetzt mit einem andern Stück Matte und einigen Früchten von einer Art, die ich nicht kannte. Dagegen gab ich ihnen einige Fischangeln, Nägel u. s. w. die sie für einen hinlänglichen Ersatz anzusehen schienen. Da es jetzt anfing finster zu werden, und da ihr längeres Verweilen an Bord (weil ihre Anzahl bis an dreißig angewachsen war) nicht allein unbequem, sondern vielleicht auch gefährlich geworden seyn würde: so trieb ich sie zur Abfahrt an, und machte, daß sie in ihre Boote gingen. Als sie sich wegbegeben wollten, ertappte ich einen von ihnen, der den großen Pumpenschwengel wegnahm. Er zeigte sich, als man ihn entdeckt hatte, gar nicht verlegen, und schien es gar nicht für unrecht zu halten, alles wegzunehmen, was er nur konnte, wie man diese Denkungsart auf allen neuentdeckten Inseln in diesen Gegenden der Erde herrschend gefunden hat. Diese Insulaner waren von eben der Farbe, wie die vorhin beschriebenen, und, gleich jenen, bloß um die Mitte des Leibes bekleidet. Sie waren vorzüglich gut gewachsen; und ich

fand sie nicht allein zur Geselligkeit, sondern, so viel ich aus ihrem Betragen schliessen konnte, auch zur Freundschaft geneigt. Aus den Zeichen, die sie machten, konnte ich leicht begreifen, daß sie wünschten, ich möchte ans Land kommen: auch gaben sie noch außerdem zu verstehen, daß sie Geisseln für meine Sicherheit zurück lassen wollten; da ich es aber nicht für rathsam hielt, mich in Gefahr zu begeben, so lehnte ich das Anerbieten ab, und setzte meine Reise fort.

Am 26 entdeckten wir niedriges Land; es waren drei Inseln, die ich Daniel's-, Pedder's- und Arrowsmith's Eilande nennte. Zwischen den beiden letztern hatte uns ein Strom während der Nacht hindurch getrieben. Unsre Breite war an diesem Tage 7° 19′ N. und die Länge 172° 30′ Oestlich. Am 27 Vormittags sahen wir mehr Land. Es ist eine Gruppe von Inseln, die ein sehr angenehmes Ansehen haben. Ich lief zwei oder drei kleine Seemeilen zwischen denselben hin, und sah an den verschiedenen Ufern einige Kanots, aber keine Einwohner. Diesen Inseln gab ich den Namen Ibbetson's Eilande. Unsre Mannschaft zählte ihrer an zwanzig; aber ich glaube nicht, daß es so viele sind, da ich mit einem guten Glase nur zwölf oder dreizehn unterscheiden konnte.

Den folgenden Tag entdeckten wir abermals Inseln, deren ich etwa funfzehn zählte, und die sich beinahe eben so viele große Seemeilen weit erstrecken. Diese nannte ich Calvert's Inseln. Unsre Breite war heute 8° 58′ Nördlich, und die Länge, nach Mondsbeobachtungen, 171° 41′ Oestlich.

Am 29., um 8 Uhr, sahen wir zwei andre kleine Inseln, und eine halbe Stunde nachher hatten wir an

beiden Seiten einen Haufen Inseln neben uns. Da diese sich weit erstreckten, und ein fürchterliches Rief von ihnen hinaus lief, so war ich nicht sicher, ob ich einen Durchweg finden würde. Allein, da wir, wegen des Windes, und wegen einer starken Strömung, nicht zurück konnten; so fuhr ich mit allen beigesetzten Seegeln, damit wir, falls wir hindurch kommen könnten, den Weg so geschwind als möglich machen möchten, weil ich Windstille besorgte. Ob ich gleich nur eine halbe kleine Seemeile von dem Rief entfernt, längs demselben hinlief, so konnten wir doch mit dem Senkblei den Grund nicht erreichen. Ich sah einige wenige Einwohner und ein großes Kanot, das sich sehr bemühete, uns einzuholen; aber, ohne Erfolg: denn, da jetzt keine Zeit zu verlieren war, so ließ ich nicht beilegen. Um halb 2 Uhr waren wir glücklich über diese gefährlichen Inseln hinweg, die ich Chatham's Inseln nannte, und die in 9° 25′ N. Br. und 171° 11′ O. L. liegen.

Am 30. Nachmittags entdeckten wir in der Entfernung von vier oder fünf großen Seemeilen eine Insel; und eine halbe Stunde nachher sahen wir eine Gruppe von Inseln, von denen ich vermuthe, daß sie eben die sind, die bei verschiedenen Seefahrern die Pescadores-Eilande heißen. Am 31. bei Tagesanbruch waren wir von allen Riefen weg. Seitdem wir zuerst an diese Inseln geriethen, befanden wir uns ohne Unterlaß in Gefahr, und hatten gar kein Hülfsmittel übrig. Die Anker halfen uns nehmlich nicht im mindesten, da wir, selbst nur eine kleine halbe Seemeile weit vom Ufer, keinen Grund erreichen konnten, ob wir gleich Tag und Nacht das Senkblei sehr fleissig warfen. Indeß kamen wir am Ende glücklich hindurch; freilich waren wir aber wegen verschiedener Umstände nicht im Stande, uns an

irgend einer von ihnen die Erfrischungen zu verschaffen, deren wir so nöthig bedurften. Aus der Menge von Inseln, an die wir geriethen, läßt sich nicht ohne Wahrscheinlichkeit schliessen, daß noch manche andre nahe bei den von uns berührten Graden der Länge und Breite liegen, und sich vielleicht nach Osten und Nordosten erstrecken. Vielleicht wird mit der Zeit zwischen Neu-Südwallis und China ein Verkehr eingeleitet; und dann liesse sich wohl auf mancher von ihnen ein sicherer und bequemer Hafen finden, wo man sich die Nothwendigkeiten reichlich verschaffen könnte, welche die Fahrt angenehmer machen würden, als wir sie fanden.

Am 11 Jul. waren von 28 Mann auf meinem Schiffe schon 9 Mann am Scharbock krank, und am folgenden Tage noch einer mehr. Dabei mußten wir befürchten, daß noch mehrere ihn bekommen würden, da sich an ihnen schon Symptome davon zeigten, ob wir gleich an gutem selbst gebraueten Biere, an Wein und andren antiskorbutischen Mitteln Ueberfluß hatten. Auch auf dem Scarborough waren viele Leute am Scharbocke krank, ja, der Bruder des Kapitain Marshall's und noch ein Andrer starben daran.

Am 1 August, da wir die Insel Saypan im Gesicht hatten, konnten elf von meinen Leuten sich nicht mehr bewegen; und die übrigen waren so äußerst schwach, daß sie das Schiff kaum fortbringen konnten. In diesen kritischen Umständen entschloß ich mich, so geschwind als möglich nach Tinian zu eilen. Den 5 kamen wir an dieser Insel, nahe bei der Stelle, wo Kapitain Wallis mit dem Delphin gelegen hat, vor Anker. Wir schickten verschiedenemale Boote ans Land, und sie brachten uns allerlei Früchte, desgleichen einige Thiere, mit. Bald nach unsrer Ankunft wurden auch die Kranken aus

Land

Land geschaft. Den 8 waren wir in Gefahr an die Küste getrieben zu werden, und ich sah mich daher genöthigt, beide Kabeltaue zu kappen.

In Anson's Reise wird Tinian beinahe wie ein irdisches Paradies beschrieben. Es heißt dort: die Luft sey daselbst ungemein gesund, und der Boden trocken und fruchtbar; das Land erhebe sich von dem Ufer bis zur Mitte der Insel in einer sanften Erhöhung. Diese sey oft durch sanft abschüssige Thäler unterbrochen, von denen sich mehrere unregelmäßig durch das Land schlängelten. Allenthalben wechsele Gehölz mit Wiesen ab. Die Wälder wären von Gebüsch und Gesträuchen frei, und bestünden aus geraden, schön ausgebreiteten Bäumen, die entweder ein schönes Ansehen oder vortrefliche Früchte hätten. Die Wiesen wären von großem Umfange, und bestünden aus schönen, mit Klee und andren Arten von Blumen bedeckten, Rasen. Die Insel sey so mit Hornvieh versehen, daß man öfters Heerden von einigen Tausenden, alle schneeweiß, zusammen auf einer Wiese weiden sehe; und dies Vieh zeige sich so wenig wild, daß man es sehr leicht schiessen oder niederstoßen könne. Ferner habe die Insel Ueberfluß an wilden Schweinen, Geflügel und allen Arten von Tropischen Früchten und Vegetabilien. Es gebe überdies eine große Menge Quellen und Brunnen von gutem Wasser darauf, so daß sie einer der angenehmsten und bequemsten Plätze sey, an denen ein Schiff landen könne.

Seit dem September 1742, da Lord Anson auf der Insel war, hat sie sehr verändert. Kapitain Byron besuchte sie im Julius 1765. Aber eine Parthei von seinen Leute, die ans Land geschickt war, um Hornvieh zu schießen, fand, anstatt der vorhin beschriebenen schönen Wiesen, die Bäume so dichtstehend, und so mit

Gesträuch durchwachsen, daß sie kaum drei Schritte weit sehen konnte. Als sie endlich mit unglaublicher Mühe und Schwierigkeit hindurch gedrungen war, sah sie zu ihrem großen Mißvergnügen das Land gänzlich mit einer zähen Art von Rohr oder Schilf bewachsen, das an verschiedenen Orten Mannshoch stand, und sie in ihrem Fortgehen sehr verhinderte. Während ihrer Wanderung waren die Leute vom Kopf bis zu den Füßen mit Fliegen bedeckt. Das Hornvieh, das nach der Beschreibung so zahlreich und zahm seyn sollte, fand man jetzt so scheu, daß die Jäger ihm kaum einen Schuß beibringen konnten; und überdies ließ sich nicht ein Stück eher sehen, als drei oder vier Meilen weit vom Landungsplatze u. s. w.

Nach der Schilderung des Kapitain Wallis, der im September 1767 die Insel besuchte, war das Wetter damals so schwül und heiß, daß frisches Fleisch sich kaum einen Tag lang hielt. Er erzählt uns, daß er sich bis auf drei Meilen vom Landungsplatze nicht Eine Kokosnuß verschaffen konnte, und daß die Leute, die er nach Hornvieh ausschickte, unglaubliche Beschwerlichkeiten zu ertragen hatten, da sie oft zehn oder zwölf (Englische) Meilen weit durch ein ununterbrochnes Dickicht gehen mußten, und überdies das Hornvieh so selten und wild fanden, daß die Jagd darauf mit großer Mühe verbunden war.

So viel ich während meines kurzen Aufenthalts beobachten konnte, paßt die Beschreibung des Kapitain Wallis am besten auf den gegenwärtigen Zustand der Insel. Den Boden fand ich stark mit Gesträuch bewachsen, und das Hornvieh war weder so in Menge da, noch ließ es sich so leicht haben, wie es in Anson's Reise beschrieben wird. Von den hierin erwähnten zahlreichen Quellen sind mir wenige vorgekommen. Das nächste Was-

ser am Landungsplatze war mir bei dem entkräfteten Zustande der Mannschaft doch zu entfernt, als daß es mir hätte nützen können. Unter den Bäumen bemerkte ich eine große Menge Baumwollenstauden in voller Blüthe. Während der kurzen Zeit, die ich mich hier befand, bekam ich übrigens eine große Menge Kokosnüsse, Kohl, Brodtfrüchte, wilde Schweine, Hühner u. s. w. Ich sah große Heerden von weißem Rindvieh, konnte aber kein Stück davon bekommen, außer einige wenige Kälber. So kurze Zeit auch meine Kranken am Lande waren, und so wenige Erfrischungen wir ihnen auch verschaffen konnten: so hatten sie sich doch erstaunlich vom Scharbocke erholt, ob es ihnen gleich noch sehr an Kräften fehlte.*)

*) Es sind manche Ursachen, derentwegen die Beschreibungen von Tinian, welche Anson's Schiffskaplan Walter, oder vielmehr der Mathematiker Robertson, (der nachher in Indien starb,) und welche Byron und Wallis gegeben haben, so sehr von einander abweichen. 1) Als Anson daselbst landete, hatten die Spanier erst ganz kürzlich die Einwohner dieser Insel nach Guaham versetzt: und daher waren die Spuren von Kultur noch frisch und der Boden weniger verwildert, als 20 oder 40 Jahre später. 2) Da die Spanier aus Anson's Reise sahen, daß diese Insel den unternehmenden Britten zum Erfrischungsorte dienen, und ihre eignen Besitzungen in der Südsee und in den Philippinen, so wie ihre bisher ruhige Schiffahrt, in Gefahr setzen konnte: so befahl die Regierung, Hunde auf Tinian auszusetzen, die, wenn sie sich vermehrten, die Schweine, die Rinder und die zahlreichen Hühner ausrotten sollten, damit den Britten die Hoffnung, sich auf Tinian zu erfrischen, gänzlich vereitelt würde. Dies hat die Anzahl der wildgewordnen Rinder, Schweine und Hühner sehr vermindert, und die noch übrigen sind nun viel scheuer, als sie es vorher waren, da sie ungestört auf den schönen Triften weideten. Abgelegene Weiden und unzugängliche Dickichte wurden nun ihre Zufluchtsörter. 3) Auch hat Robertson in seinen Beschreibungen mit Fleiß einiges

Auf unsrer Fahrt nach China fiel weiter nichts Merkwürdiges vor, und wir kamen den 9 September glücklich auf der Rhede von Makao vor Anker.

übertrieben. Lord Anson wollte das Publikum gegen die Minister einnehmen, die ihn so schlecht zu seiner wichtigen Unternehmung ausgerüstet hatten. Das Elend, welches der Scharbock verursachte, ward daher absichtlich mit so fürchterlichen und grausenvollen Farben geschildert, daß, wenn man alles in der Beschreibung nach dem Buchstaben nehmen müßte, gewiß nicht eine Seele am Bord des Schiffes lebendig geblieben seyn könnte. Deshalb mußte nun auch Tinian schön und glücklich geschildert werden, um zu zeigen, der Admiral habe bloß sich, seinen Talenten und Fähigkeiten den glücklichen Erfolg der großen Unternehmung zu danken. L.

William Franklin's

Bemerkungen

auf einer Reise

von Bengalen nach Persien,

in den Jahren 1786 und 1787.

Mit

einer kurzen Geschichte von Persien

seit dem Jahre 1747.

Bemerkungen

auf einer Reise

von Bengalen nach Persien,

in den Jahren 1786 und 1787.

Am 27sten Februar 1786, schiffte ich mich am Bord des Yarmouth, Kapitain Greenly, nach Bombay ein, um von dort nach Persien zu reisen, da ich von dem hohen Rathe auf drei Jahre Urlaub bekommen hatte.

Am 7. März entliessen wir den Piloten; am 22, ungefähr um 12 Uhr Mittags, sahen wir Land, und seegelten in der Nacht zwölf kleine Seemeilen weit vor unsrem Hafen vorbei. Am 23. hatten wir Windstille, und ankerten daher um 6 Uhr Abends. Den 24. bei Tagesanbruch seegelten wir weiter, sahen um 7 Uhr die Flaggenstange auf Punta de Galle, und landeten um zwölf Uhr.

Punta de Galle ist ein kleines Fort an der Südwestseite der Insel Ceilan, die der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft gehört, und hat eine kleine Besatzung. Der Kommandant desselben steht unter dem Befehl des Gouverneurs von Kolumbo, dem Hauptorte der Insel. Die Einwohner sind, ausser Holländern, eine Mischung von Malabaren und gebornen Portugiesen, doch größtentheils von den Letztern, besonders in der niedrigeren Volksklasse. Es giebt hier ein erträgliches Wirthshaus, das einzige im Orte, und man lebt ziemlich wohlfeil. Handel wird hier wenig getrieben, ausser für Rechnung der Holländischen Kompagnie. Man findet auf

der Insel Ceilan Topase, Amethyste und andere kostbare Steine, die nach dem Fort gebracht und daselbst verhandelt werden. Es ist aber gefährlich, gefaßte zu kaufen, wenn man sich auf die Waare nicht versteht; denn die Verkäufer wissen falschen Steinen durch untergelegte Folie sehr gut das Ansehen von ächten zu geben.

Man trift hier keine Art von Gewürz, keine Muskatennüsse *) oder andre Seltenheiten an, derentwegen diese Insel so berühmt ist; auch bemerkten wir, als wir uns ihr näherten, nichts von den wohlriechenden Düften, welche, nach der Beschreibung einiger Reisenden, in den Winden seyn sollen, und zwar durch den Zimmet und andre Gewürze, die auf der Insel wachsen. Der Hafen ist cirkelförmig. Am Eingange desselben liegen verschiedene Felsen, grade über der Oberfläche des Wassers. Dadurch wird es für fremde Schiffe sehr gefährlich, ohne einen Piloten hinein zu kommen. Die Wellen schlagen mit erstaunlicher Heftigkeit gegen die Festungswerke an. Längs dem Hafen, und beinahe rings umher, liegen die Landhäuser der Einwohner, und thun eine angenehme Wirkung auf das Auge. Der Weg zu ihnen hin, geht durch einen Wald von Kokosnußbäumen, welche angenehmen Schatten geben. Uebrigens muß dieser Ort sehr ungesund seyn, da dicht hinter den Häusern sehr hohe Hügel liegen, welche Morgens und Abends

*) In Ceylan wird, wie bekannt, nicht die rechte Art vom Muskatenbaume angetroffen, sondern nur in Bantam und Amboina. Die ganze Ladung von Nüssen geht nach Batavia, und so werden nur so viele, als zur Konsumtion von Ceylan nöthig sind, dahin geschickt. Es giebt aber auf dieser Insel wilde Muskatenbäume, (dergleichen auch auf der Insel Tanna im Südmeere angetroffen werden;) und ich habe in London eine sehr gute Zeichnung des Muskatenbaums (seiner Blumen, Früchte und Blätter) gesehen, die ein Mann, der mit der Botanik bekannt war, in Ceylan gemacht hatte. F.

schädliche Dünste anshauchen. Die Einwohner, besonders die Europäer, sind daher auch gemeiniglich kränklich. Ich bemerkte in den wenigen Stunden, die wir am Lande blieben, verschiedene Leute, denen die Beine ausserordentlich stark geschwollen waren; und dies schreiben die Einwohner theils dem schlechten Wasser, theils den Dünsten zu, die von den anliegenden Hügeln aufsteigen. Man hat mir erzählt, daß die Einwohner von Malakka eben dieser Krankheit, und aus ähnlichen Ursachen, unterworfen sind. *)

Fische kann man hier in großem Ueberflusse haben; aber alle Arten von Geflügel sind sehr selten. Die Früchte bestehen hauptsächlich in wilden Pisangs, Ananas und Pumpelmusen. Auch sehr gute Kokosnüsse giebt es in großer Menge. Das Brodt ist erträglich, die Butter aber abscheulich, und wenig besser, als Fischthran. Und dies ist der Fall immer in allen Holländischen und andern fremden Kolonien, die Französischen und Englischen ausgenommen.

Wir schliefen die Nacht über am Lande; und da wir nicht im Stande waren, einen Theil der Ladung zu verkaufen, so gingen wir den nächsten Morgen an Bord, und seegelten sogleich ab. Am 29. sahen wir das Land etwas östlich vom Kap Komorin; den 31. März kamen wir auf der Rhede von Anjengo vor Anker, und fanden daselbst das Kompagnieschiff *the Duke of Montrose*, das auf eine Ladung Pfeffer wartete. Am 1.

*) Diese ungeheuer dicken Arme und Füße, die man Elephantenfüße nennt, habe ich auch auf den sonst sehr gesunden Societäts-Inseln, so wie auf den Freundschaftlichen Inseln, bei einigen Leuten bemerkt, die aber, ungeachtet solcher Füße, sehr gut und ohne die geringste Beschwerde, gehen, laufen und arbeiten konnten. Dieses Uebel ist auch an der Küste von Malabar häufig bemerkt worden. F.

April ging ich bei Tagesanbruch ans Land, und kehrte Abends an Bord zurück.

Anjengo ist ein kleines Fort, und hat eine Englische Faktorei, die erste, die man auf der Malabarischen Küste antrift, wenn man vom Kap Komorin kommt. Die Einwohner sind theils Malabaren, theils daselbst geborne Portugiesen. Der Ort gilt für einen der besten Benachrichtigungsposten in Indien, und die Engländer haben während des letzten Krieges in dieser Rücksicht großen Nutzen von ihm gehabt. Er würde noch vortheilhafter seyn, wenn der Weg nach Europa über Suez offen wäre; aber der ist wegen einiger unglücklichen Zwistigkeiten seit einiger Zeit versperrt. Es giebt zu Anjengo eine Post nach den verschiednen Theilen von Indien, die erst seit Kurzem angelegt worden ist.

Am 2. April seegelten wir weiter. Am 6. sahen wir auf der Rhede von Kodschin ein Schiff vor Anker; wir konnten aber nicht hinein kommen, da uns der heftigste Sturm, den ich jemals erlebt habe, davon wegtrieb. Er währte sechs und dreißig Stunden ununterbrochen fort, und die See ging dabei bergehoch. Zum Glück litt das Schiff keinen Schaden, ausser, daß es die große Rhaa verlor, welche zerbrochen ward. Am 8. waren wir, unsern Beobachtungen zufolge, Nordwärts von unsrem Hafen. Am 9. kamen wir auf der Rhede von Kodschin vor Anker, und gingen sogleich ans Land.

Kodschin, ein großes Etablissement, gehört der Holländisch-Ostindischen Gesellschaft. Es ist sehr bevölkert, und hat großen Handel. Die Einwohner sind eine Mischung von mancherlei, besonders Orientalischen Nationen, und bestehen aus Malabaren, Armeniern, Persern, Arabern, Juden, Indiern und Portugiesen. Die Juden bewohnen ein ganzes Dorf westlich von der Stadt, und leben von den übrigen Einwohnern abgesondert. Ich ging in mehrere von ihren Häusern, und bemerkte an diesen

Leuten eine auffallende Besonderheit in den Gesichtszügen, wodurch sie sich von allen Menschen, die ich jemals gesehen hatte, unterschieden. Sie schienen sämmtlich Aehnlichkeit mit einander zu haben, als wenn sie alle zu Einer Familie gehörten. Sie heirathen selten oder niemals ausser ihrem Stamm, und dadurch wird denn die Gleichheit vom Vater auf den Sohn lange Zeit fortgepflanzt *). Man hat mir gesagt: gleiche Aehnlichkeit in den Gesichtszügen bemerke man auch unter den Juden in Amsterdam und in andern Gegenden von Europa. Dies unterscheidet sie gewiß mehr als ein ursprüngliches Volk; denn irgend etwas Andres. Sie besitzen hier eine Synagoge, sind weniger unterdrückt, und haben mehr Freiheit, als in den meisten Theilen des Orients. Der Rajah von Kodschin, ein Gentu, residirt hier; er lebt aber in einem mittelmäßigen Zustande, da er auf der Einen Seite von dem Nabob Tippu, und auf der andern von den Holländern so bedrückt wird, daß er wenig oder nichts übrig behält. Kodschin war ehemals ein ziemlich berühmter Ort, und einer von denen Plätzen, welche die ersten Portugiesischen Kolonisten im Orient wählten, als Vasko de Gama den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt hatte. Aber die Portugiesen haben jetzt nur noch wenig von dem ungeheuren Reichthum und von der Macht, deren sie ehemals genossen, und sind in drei Jahrhunderten so heruntergekommen, daß man sie nicht einmal mehr un-

*) Alles, was sich von diesen Juden erforschen läßt, wissen wir aus des Mittelburgischen Predigers *Adr. Gravesande* „Nachrichten von den weißen und schwarzen Juden zu Kodschin an der Malabarischen Küste," welche Herr O. C. R. Büsching (im 14ten Theile seines Magazins zur Historie und Geographie S. 123—152.) aus dem Holländischen übersetzt geliefert hat. Uebrigens spricht der Verfasser hier, als wenn er in seinem Leben wenige Juden gesehen hätte. S.

ter die Mittelklasse von den Europäischen Handelsnationen zählen kann. — Das Fort ist groß, und auf der Landseite sehr gut befestigt; auf der Seeseite zwar nicht so gut, aber da wird es durch eine sehr gefährliche Barre *) gesichert, derentwegen die Schiffe nicht näher als auf drei oder vier kleine Seemeilen herankommen können. Die Besatzung besteht aus einigen regulirten Holländischen Truppen, und einiger wenigen Landmiliz; im letzten Kriege war auch ein Theil eines Französischen Regiments hier, den die Holländer sich geborgt hatten. Provisionen von allen Arten kann man hier im größten Ueberfluß haben.

Den 10ten seegelten wir ab, und den 15. kamen wir auf der Rhede von Tellicherry vor Anker. Da mein Freund und Schulkamerad, Herr Jnce, mich sehr höflich einlud, so ging ich den 16. ans Land, und brachte einige sehr angenehme Tage bei ihm zu. Unter mehreren andren Sachen in und um Tellichery, besah ich auch die Fortifikationen, oder vielmehr die regelmäßigen Linien, die während des letzten Krieges rings um den Ort gezogen worden sind, um ihn gegen den Nabob Hyder Ali zu vertheidigen. Diese Linien sind ausserordentlich stark; sie haben etwa viertehalb (Englische) Meilen im Umfange, und werden von Batterieen und Reduten sehr gut gedeckt. Parallel mit ihnen läuft ein Fluß bis an den westlichen Winkel, wo er denn eine andre Richtung nimmt, und zwischen den Hügeln hinfließt. Hier hielten die Englischen Truppen, von Hyder's Armee unter Sadik Khan's Kommando, meh-

*) Barre bedeutet, wenn man das Wort in der Beschreibung von der Mündung eines Flusses braucht: daß in dem Flusse gegen das Meer zu, eine seichtere Stelle angetroffen wird. Ueber diese bricht sich das Meer gemeiniglich mit großer Heftigkeit, und hindert daher sowohl das Einlaufen größerer Schiffe, als auch das Landen kleiner Boote, oder macht es doch sehr gefährlich. F.

rere Jahre hindurch eine schwere Belagerung aus. Als aber der Major Abingdon mit einer Verstärkung aus Bombay ankam, that die Besatzung einen lebhaften und glücklichen Ausfall, schlug den Feind, tödtete ihm eine große Menge Leute, und nöthigte ihn endlich, die Belagerung aufzuheben, wobei sie zugleich an Pferden, Zelten u. Elephanten eine beträchtliche Beute machte. Der feindliche General ward gefährlich verwundet und gefangen genommen, und starb theils deshalb, theils aus Gram, wenige Tage nachher zu Tellicherry. Man hat mir gesagt, wenn er am Leben geblieben, und zu seinem Herrn zurückgekehrt wäre, so würde er kassirt worden seyn, da Hyder Ali seinen Sinn ganz auf die Eroberung dieses Platzes gesetzt hatte. Er ist dicht an dem Fort von Tellicherry beerdigt; und man hat ihm ein Grabmal errichtet, worin beständig Lampen brennen, und das viele Muselmänner aus Hochachtung für das Andenken des Verstorbenen besuchen. Die Linien scheinen an einigen Stellen in Unordnung zu seyn, da man sie seit der Belagerung des Platzes nicht ganz wieder hergestellt hat; und ich glaube, daß, bei ihrem weiten Umfange, eine große Menge Truppen erforderlich seyn würde, um sie gegen einen entschloßnen Feind zu vertheidigen. Jetzt werden sie indeß gänzlich wieder hergestellt, da die Regierung einsieht, wie sehr wichtig dieser Platz im Falle eines Krieges mit Hyder Ali ist; dieser kann nehmlich, wenn er ihn in Besitz hat, den übrigen Englischen Kolonieen an der Malabarischen Küste sehr vielen Schaden thun.

Die Garnison von Tellicherry besteht zu Friedenszeiten gemeiniglich aus einem Batallion Seapoys, einer Kompagnie Artillerie, und bisweilen noch aus einer Kompagnie Europäischer Infanterie; auch ist man im Stande, ungefähr dreitausend Mann Landmiliz aufzubringen. Das Land rings um Tellicherry gewährt sehr angenehme Aussichten, da es aus unregelmäßigen Hügeln und Thä-

lern besteht. Die Gränzen der Engländer hören am jenseitigen Ufer des Flusses auf, und in einer sehr geringen Entfernung davon liegt eine starke, dem Nabob Hyder Ali zugehörige Forteresse. Wären die Linien einmal erstiegen, so würde die Stadt sich bald ergeben müssen, da das Fort gar keine Vertheidigung gewährt. Tellicherry wird von Allen, die darin wohnen, da die Europäer dort selten früh sterben, für einen der gesundesten Orte in Indien gehalten, und deshalb stark von wieder Genesenden besucht. Die See liefert hier eine Menge vortreflicher Austern; und überhaupt kann man alle Arten von Provisionen in Ueberfluß haben.

Ich bemerkte in dem Garten der Kompagnie die windende Pfefferpflanze, welche auf eine sonderbare Art, und einigermaßen dem Weine ähnlich wächst. Der Pfeffer daran zeigt sich, wenn er zum Sammeln reif ist, in kleinen Büscheln, und ist etwas größer, als eine kleine Erbse. Der Pfeffer für die Ladungen der Kompagnie-Schiffe wird übrigens aus einiger Entfernung hergebracht. Auch Kaffee wächst bei Tellicherry.

Am 28, Abends, seegelten wir, und am 29 ankerten wir auf der Rhede von Goa, nicht weit von dem Fort Alguarda. Goa, eine große Stadt, war ehemals volkreich. Sie ist der Hauptort der Portugiesischen Etablissements auf dieser Seite vom Vorgebirge der guten Hoffnung, und die Residenz eines General-Kapitains, der von Portugall geschickt wird und in großer Pracht lebt. Die Stadt steht auf den Ufern eines Flusses von gleichem Namen, ungefähr zwölf (Englische) Meilen von dem Eingange des Hafens entfernt. Die Aussicht auf diesen Fluß ist in der That sehr angenehm; die Ufer an beiden Seiten sind mit Kirchen und Landsitzen der Portugiesen geschmückt, und zwischen diesen liegen Lustwäldchen und Thäler. Der Fluß hat, so wie er sich fortwindet, verschiedne angenehme Oeffnungen; seine Ufer

sind niedrig, aber die Hügel dahinter erheben sich zu einer erstaunlichen Höhe, machen den Anblick noch größer, und verschönern auch die Aussicht außerordentlich. Die Stadt Goa selbst hat manche schöne, prächtig geschmückte Kirchen und verschiedne sehr artige Klöster. Die Kirche des H. Augustin's ist von edler Bauart, und inwendig mit manchen schönen Gemälden geziert. Sie steht auf dem Gipfel eines Hügels, von wo man einen ausgebreiteten Prospekt auf die Stadt und die anliegende Landschaft hat. Allenthalben kann man die sehr richtige Bemerkung machen, daß die Portugiesen zu ihren Kirchen und Klöstern immer die angenehmsten Lagen ausgesucht haben. Mir ist dies auch in Brasilien aufgefallen; und die Einwohner von Goa haben es keinesweges an Aufmerksamkeit in diesem Stücke fehlen lassen, sondern vielmehr alle ihre öffentliche Gebäude von jener Art an den besten Stellen aufgeführt. Die genannte Kirche ist sehr geräumig, und das große Altar-Blatt in einem sehr schönen Styl gemalt. Das Chor ist von Gothischer Bauart, und also antik. An diese Kirche stößt ein Kloster, in welchem eine Anzahl Augustiner-Mönche lebt; und in einer hübschen, dem Schutzpatron ihres Ordens geweiheten Kapelle, hangen die Bildnisse einiger Päbste und Kardinäle aus diesem Orden.*) Ferner stößt an die Kirche ein Kloster für Frauenzimmer, die schon den Schleier genommen haben, und denen folglich aller Umgang mit der Welt untersagt ist. Es sind meistentheils Töchter und

*) Eigentlich sagt der Verfasser; „Augustinermönche des Klosters zu Goa wären Päbste und Kardinäle geworden." Allein entweder wußte der Verfasser nicht genug Portugiesisch, um die Erzählungen seines Führers zu verstehen, oder der Führer nicht genug Englisch, um sich richtig auszudrücken; oder die Mönche prahlten auch wohl. Daß Augustiner Päbste und Kardinäle gewesen sind, ist möglich; aber wohl keiner aus Goa, da man jetzt nur Italiäner zu Päbsten wählt.

Richten von Portugiesen, die an diesem Orte wohnen, und man giebt ihnen bei ihrem Eintritt in das Kloster gemeiniglich eine Summe Geldes mit. Ein wenig niedriger, an dem Abhange des Hügels, steht eine andre dem *Bon Iesus* geweihete Kirche. Hierin ist die sehr prächtige Kapelle des heiligen Franciskus Xaver, mit dem Grabmale desselben. Dies besteht ganz aus schönem schwarzen Marmor, den man von Lissabon hieher gebracht hat. An den vier Seiten sind die Hauptbegebenheiten aus dem Leben des Heiligen sehr schön in halb erhobener Arbeit vorgestellt, nehmlich wie er verschiedene Völker zum Katholischen Glauben bekehrt. Die Figuren sind in Lebensgröße, und vortreflich ausgeführt. Das Grabmal läuft oben in pyramidalischer Form zu, und endigt sich mit einem Kreuze von Perlmutter. An den Seiten der Kapelle sieht man vortrefliche Gemälde, die von Italiänischen Meistern sind und meistens biblische Gegenstände vorstellen. Dies Grabmal und die dazu gehörige Kapelle müssen eine unermeßliche Summe Geldes kosten, und die Portugiesen halten Beides mit Recht für die größten Merkwürdigkeiten des Ortes. In dem Thale unter der Kapelle ist ein andres Kloster für junge Damen, die den Schleier noch nicht genommen haben. Diese können sich an Portugiesen und Andre, die dahin kommen, verheirathen; und einige von ihnen besitzen einen kleinen, andre aber gar keinen Brautschatz. So viel ich erfahren konnte, verfährt man, wenn man eine von diesen Damen aus dem Kloster nehmen will, auf folgende Art: Wenn ein Herr oft an dem Gitter gewesen ist und sich ein Frauenzimmer ausgesucht hat, dem er seine Aufwartung zu machen gedenkt; so wechseln beide Theile erst Ringe. Dann bekommt der Liebhaber Erlaubniß, seine Geliebte, doch in Gegenwart einer von den Matronen, im Kloster zu besuchen. Wenn er dann noch bei seinem Vorsatze bleibt, so muß er in Gegenwart des Erzbischofes von Goa ihr

feierlich

feierlich die Ehe versprechen. Nachher darf er sie wegholen, sobald er will, und wird dann von dem Erzbischof mit ihr verheirathet. Uebrigens muß der Liebhaber, wer er auch seyn mag, vor allen Dingen erst das Römisch-katholische Glaubensbekenntniß ablegen; denn sonst wird ihm kein Umgang erlaubt. Ich sah drei von den jungen Damen, die in der That sehr schöne Mädchen waren, und konnte nicht umhin, einige Betrachtungen über ihre unglückliche Lage anzustellen. Sie sind in einem elenden Kloster versperrt, und müssen da ihre Jugend hinschmachten, wenn nicht der eigensinnige Zufall sie mit der Aussicht auf einen Ehemann beglückt. Da sie alles Umganges mit Männern beraubt sind, ob sie gleich von der Natur dazu bestimmt wurden, deren Gesellschaft zu verschönern, und Liebe zu erregen: so müssen sie, wenn es ihnen anders nicht ganz an Nachdenken fehlt, sich sehr unglücklich fühlen.

Der General-Kapitain von Goa ist auch oberster Befehlshaber des sämtlichen Portugiesischen Militairs in Ostindien. Die Portugiesen haben hier zwei Regimenter Europäische Infanterie, drei Legionen Seapoys, drei Schwadronen von leichter National-Kavallerie, und einige Miliz, zusammen ungefähr fünftausend Mann. Goa ist gegenwärtig in Verfall, und bei den Mächten des Landes in geringem oder gar keinem Ansehen. Am meisten ist wohl die Frömmelei und die abergläubische Anhänglichkeit der Portugiesen an ihren Glauben Schuld daran, daß jetzt nur einige wenige Dörfer sparsam bewohnt sind, da ehemals die Bevölkerung so stark war. Die meisten Einwohner derselben hat man getauft; denn die Portugiesen geben nicht zu, daß ein Musulman, oder ein Gentu in dem Umfange der Stadt leben darf: aber diese wenigen Leute sind nicht im Stande, den Ackerbau und die Manufakturen des Landes gehörig zu treiben. Der Lissaboner Hof sieht sich genöthigt, jährlich eine große

Summe Geldes dahin zu schicken, damit die laufenden Kosten der Regierung damit bestritten werden können; und diese Summe geht für die Klöster und das Militair auf. Obgleich der innere Verfall von Goa augenscheinlich durch die Bigotterie und Bedrückung der Priester, und durch die Vertreibung so vieler nützlichen Arbeiter verursacht worden ist; so läßt der Hof sich dennoch nicht zu andren Maßregeln bewegen. Und doch sieht er den blühenden Zustand der Englischen und der übrigen Europäischen Kolonieen vor sich, woran gewiß die milden und toleranten Grundsätze in Ansehung der, von allen Regierungs-Angelegenheiten so entfernten Religion vielen Theil haben. Der Nabob Tippu hat kürzlich Neigung gezeigt, Goa anzugreifen; aber die Maratten machten, daß er sein Vorhaben plötzlich aufgab. Die Portugiesen fürchten indeß sehr, daß er wieder kommen möchte; und sollte er das, so läßt sich beinahe nicht daran zweifeln, daß der Ort sich ihm ergeben wird. Albuquerque's glorreiche Zeiten sind vorüber; schon lange sind Macht und Reichthum von den Entdeckern des Ostens geflohen. — Es gab ehemals in Goa eine Inquisition, die indeß jetzt aufgehoben ist. Das Gebäude steht noch; und sein schwarzes Aeußere scheint sehr passend für das grausame und blutige Gericht, das darin gehalten ward. — Provisionen kann man hier im größten Ueberflusse, und von sehr guter Art haben. — Der General-Kapitain lebt in großer Pracht. Er ist ein wohl erzogener Mann, hat sehr gern Umgang mit Engländern, und behandelt sie sehr gastfrei. — Den 24 seegelten wir ab; und den 13 Mai, ungefähr um 9 Uhr Morgens, sahen wir den Leuchtethurm von Bombay.

Die Insel Bombay liegt an der Küste von Konkan in 19° N. Br. und 72° 38′ O. Länge, und gehört jetzt der Englisch-Ostindischen Kompagnie. Karl II bekam sie als einen Theil der Mitgift bei seiner Vermählung mit

der Infantin von Portugall. In dem Hafen dieser Insel können dreihundert Seegel mit der größten Sicherheit liegen. Es giebt daselbst eine vortrefliche Docke, worin Schiffe von dem Königlichen Geschwader, und auch andre, wieder ausgebessert und völlig für die See in Stand gesetzt werden. Man bauet hier auch alle Arten von Schiffen, und die Arbeiter auf den Werften sind sehr sinnreich und geschickt, so daß sie unsren besten Schiffszimmerleuten in England nichts nachgeben. Die Insel ist sehr schön, und im Verhältniß ihrer Größe so volkreich, als irgend eine in der Welt. Es gehen Kaufleute und andre Personen aus den verschiedenen Gegenden von Dekan, Malabar und Koromandel dahin, um sich daselbst niederzulassen; auch Leute aus der Landschaft Guzerat, unter denen sich mehrere Parsen-Familien befinden. Diese stammen von den Ueberbleibseln der alten Gebern oder Feueranbeter her; und es bekennen sich viele von den Kaufleuten des Landes, wie auch von dem Hausgesinde auf der Insel, zu diesem Glauben. Sie sind sehr reich, und haben den ganzen Gang aller Handelsangelegenheiten in ihren Händen. Ihre Religion ist, so viel ich davon erfahren konnte, sehr von der ehemaligen ausgeartet. Sie selbst sehen ein, daß sich verschiedene Gebräuche und Ceremonien der Hindus darin eingeschlichen haben, welches sie wahrscheinlich zuliessen, um sich die Zuneigung der Landeseingebornen zu erwerben. Man hat mich indeß belehrt, daß die Religion der Hindus an sich selbst einige Aehnlichkeit mit dem alten Persischen Gottesdienste habe. Wie es scheint, ist ihr heiliges Buch, der Zend, den ihr berühmter Prophet Zerdusch (oder, wie wir ihn nennen, Zoroaster) geschrieben haben soll, nur eine Abschrift, die bloß einige wenige Jahrhunderte existirt. Dies muß dessen Authenticität natürlicher Weise sehr schwächen, da der Prophet, den Persischen Geschichtschreibern zu-

folge, vor mehr als dreitausend Jahren *) gelebt hat. Wirklich ist es eine ausgemachte Sache, daß alle Religionsbücher, die zu der Zeit existirten, da die Griechen das Land eroberten, auf Alexander's ausdrücklichen Befehl gesammlet und verbrannt, und bei den nachfolgenden Eroberungen der Saracenen, wo auch die Muhamedanische Religion eingeführt ward, ganz vernichtet worden sind. So erlitten die Religion und die Sprache der Parsen eine gänzliche Veränderung. Daß man von beiden schon lange keine Spuren mehr hat, sieht man augenscheinlich aus den mancherlei vergeblichen Versuchen, die Inschriften, die sich an den Mauern von Persepolis noch unterscheiden lassen, zu entziffern, da die Schriftzüge derselben mit keinen jetzt existirenden Charakteren nur die mindeste Aehnlichkeit haben. Hieraus läßt sich schliessen, das, was man jetzt für die alte Schrift und Sprache dieses berühmten Volkes ausgiebt, sey weiter nichts als eine Erfindung späterer Zeiten, und es ist nicht im mindesten wahrscheinlich, das man den wahren Zend jemals finden werde. **)

Die Insel Bombay hat ungefähr acht (Englische) Meilen in der Länge, und zwanzig im Umfange. Ihre

*) Darius, Hystaspis Sohn, zu dessen Zeit Zoroaster gelebt hat, fing 521 Jahre vor der Christlichen Zeitrechnung an zu regieren. Also wären jetzt etwa 2311 Jahre von seinem Regierungsanfange verflossen, und die hier angegebene Zahl 3000 folglich zu groß. F.

**) Von den gottesdienstlichen Schriften der Parsies oder Feueranbeter hat, *Anquetil du Perron* einige herausgegeben und auch Bemerkungen über die Gottesdienstlichen Grundsätze dieser Leute geschrieben. In Deutschland ist sein Werk durch Herrn Kleukers Uebersetzung bekannt. — Die Schriften und Schnitzbilder von Tschelminar, dem alten Persepolis, sind vom Ritter Chardin, Cornelius de Brüyn, Kämpfer und Niebuhr abgezeichnet und dem Publikum mitgetheilt worden. F.

größte Naturmerkwürdigkeit ist ein kleines Seethier. Ein Herr, der es gesehen hat, und von dem ich meine Nachricht habe, sagt: es sey in der Gestalt einigermaßen einer Meßmuschel ähnlich, ungefähr vier Zoll lang, und habe oben auf seinem Rücken, nahe am Kopf, eine kleine Klappe; wenn man diese öffne, so entdecke man eine stark purpurfarbne Flüssigkeit, die, wenn man sie auf ein Stück Zeug träufele, sich nicht wieder wegwischen lasse. Man findet dieses Konchyl besonders in den Monaten September und Oktober, und man hat bemerkt, daß das weibliche Thier keine solche Klappe hat, die also beide Geschlechter unterscheidet. Es läßt sich nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß dieses Konchyl von eben der Art ist, wie der *Murex* der alten Römer, durch den diese die Färbekunst zu einer so großen Vollkommenheit brachten, und daß es Aehnlichkeit mit dem Schaalthiere hat, welches man ehemals an der Küste von Tyrus fand.

Die Truppen der Kompagnie in dieser Präsidentur bestehen aus acht Bataillonen Seapoys, einem Regimente Europäischer Infanterie, und einem Korps Europäischer Artilleristen und Ingenieurs. Während des letzten so langen und schweren Krieges haben die Truppen von Bombay sich vorzüglich ausgezeichnet; und der Feldzug von Bedalore, desgleichen die Belagerungen von Tellicherry und Mangalore, werden noch lange Denkmale ihrer großen militairischen Geschicklichkeit, ihres Muthes und ihrer Beharrlichkeit bei der Ertragung eines schweren Dienstes bleiben.

Die Schaafe auf dieser Insel sind von einer sehr mittelmäßigen Art, und alle Bedürfnisse des Lebens muß man hier viel theurer bezahlen, als in irgend einem andren Theile von Indien. Besonders ist auf dieser Insel Ein Werk merkwürdig: nehmlich ein Damm auf dem südlichen Theile, der ungefähr eine (Englische) Meile

lang, und vierzig Fuß breit ist. Acht von diesen auf jeder Seite sind von festen Steinen; die Mitte ist dann mit Erde, Thon und andern Materialien ausgefüllt, und das Ganze macht ein Werk aus, das manche Generationen stehen wird. Dieser Damm unterhält in der Jahreszeit, wo der Monsun wehet, die Kommunikation mit den übrigen Theilen der Insel; denn sonst würden sie überschwemmt werden, und sehr großen Schaden leiden.

Nachdem ich, aus Mangel an Gelegenheit, sieben Monate auf dieser Insel hatte bleiben müssen, schiffte ich mich endlich am 13. September am Bord eines Arabischen Schiffes ein, das nach Bussora (Bassra) bestimmt war; und zwar in Gesellschaft des Kapitains Mitchell, ferner der Lieutenants James und Curry von dem Militair in Madras, die zu Lande nach Europa zurückkehren wollten. Wir hatten ein Gemisch von allen Orientalischen Nationen an Bord: Armenier, Perser, Araber, Aethiopier, Juden, Griechen und Indier, welche denn eine eben so große Sprachverwirrung erregten, als die bei dem Bau des Babylonischen Thurmes. Am 24. Abends sahen wir Kap Rasalgat, und am 1. Januar kamen wir in dem Hafen von Muskat (Maskat) vor Anker. Die Einfahrt in diesen Hafen ist sehr malerisch. Sie hat ein steiles Ufer mit einer Reihe hoher Berge, die sich vom Kap Rasalgat (dem gegenüberstehenden Lande des Meerbusens von Scindi) ungefähr sechzig Englische Meilen in die Länge, nach Muskat hin erstreckt, und einen sehr großen Prospekt bildet. Die rauhen Felsen sind sehr charakteristisch für die Landschaft Arabien. Der innere Hafen wird von zwei sehr mittelmäßig gelegenen Forts beschützt. Muskat selbst treibt einen beträchtlichen Handel, theils nach dem Arabischen Meerbusen, theils mit Surat, Bombay, und den Küsten von Malabar und Koromandel. Es ist, wie das im Orient mit den Städten gemeiniglich

der Fall zu seyn pflegt, schlecht gebauet, und hat sehr enge Straßen. Indeß giebt es einen guten und wohl versehenen Bazar *) darin, der oben gedeckt ist. Die Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln, und jede ist zum Verkauf einer besondern Waare bestimmt. Muskat liegt in 23° 15′ N. Br., dem Meerbusen von Ormus (Harmus) gegenüber, und wird von einem Imam oder unabhängigen Fürsten über die Provinz Oman regiert, deren Hauptstadt sie ist. Die Provinz Oman macht einen Theil von der Landschaft Yemen aus, und ihr Imam residirt zwei Tagereisen einwärts in das Land, wo er in großer Pracht lebt; in Muskat aber hat er einen Wäkihl Scheik Kuhlfahn **), der uns mit großer Höflichkeit aufnahm. Die ganze Gegend rings um diesen Platz ist ein ununterbrochener Felsen, auf dem man weder einen Grashalm, noch sonst etwas Grünes sieht; aber dieser dürre Boden wird, wie die Einwohner versichern, reichlich durch die Fruchtbarkeit und Schönheit der innern Gegend ersetzt, was denn in der That auch nöthig ist. Das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von diesen Felsen muß nothwendig eine sehr starke und beinahe unerträgliche Hitze verursachen. Wirklich ist sie im Sommer so groß, daß gleich bei dem Anfange desselben alle Einwohner, die es nur irgend können, sich weiter in das Land

*) Die Bazars, oder mit Kaufläden versehenen Straßen, werden weiter unten umständlich beschrieben.

**) Niebuhr sagt: der Imâm habe in Maskat einen Wâli oder Kommandanten, und einen Wekil oder Direktor von dem dortigen Zolle, unter dem auch alle Kaufleute und Fremde ständen, und einen Kadi. Dieser Wekil ist also die Person, welche Franklin „Wâkihl" nennt. Wekil ist sonst in Indien ein Agent oder Geschäftsträger. Was die Worte Scheik Kuhlfahn bedeuten, kann man nicht leicht ausmachen, man müßte sie denn mit Arabischen Buchstaben geschrieben sehen. K.

begeben. Dies, und die Pocken, welche die Einwohner bei ihrem Mangel an medicinischen Kentnissen nicht zu behandeln verstehen, machen, daß fast alle hiesige Leute Augenkrankheiten haben; wenigstens sieht man unter drei Personen kaum Eine, die nicht sichtbar aus einer von beiden erwähnten Ursachen gelitten hat. — Es halten sich hier des Handels wegen verschiedene Gentu-Kaufleute auf, desgleichen ein Mäkler für die Englisch-Ostindische Gesellschaft; aber eine Europäische Faktorei anzulegen, will die Regierung nicht erlauben, so oft man sie auch darum angegangen hat. — Die Polizei in Muskat ist vortreflich.

Am 25 Januar starb unser Reisegefährte Kapitain James Mitchell, von uns allen bedauert. Wir begruben ihn noch an eben dem Tage zu Muskat. Ein Holländisches Schiff (Kapitain Steward), das gerade im Hafen lag, beehrte die Leiche, als sie an das Ufer gebracht ward, mit neun Kanonenschüssen, und eben das that eine Englische Schnau, die sich hier befand. Das Begräbniß ward so anständig begangen, als es die Umstände erlaubten. Schon den folgenden Tag gingen wir nach Bussora (Bassra) unter Seegel. Den 4 Febr. verloren wir noch einen von unsren Reisegefährten, den Lieutenant Thomas James, dessen Körper wir ins Meer versenkten. Bald nachher wurden wir, Herr Curry und ich, die beiden noch von der Gesellschaft übrigen, an heftigen Fiebern krank, welche beinahe einen Monath anhielten und uns so herunter brachten, daß wir ein ähnliches Schicksal erwarten mußten. Am 28 Febr. kamen wir zu Abu-Schähr an, und nun ging ich mit dem Lieutenant Curry ans Land, wo wir von Herrn Galley, Residenten der Ostindischen Gesellschaft, aufgenommen wurden. Abu-Schähr ist eine kleine Stadt an der Küste von Persien, hat einen Seehafen und steht unter einem Schech, welcher Schiras zinsbar ist. Die

Englisch-Ostindische Kompagnie hat hier eine Faktorei; aber bei dem Verfall von Persien, macht sie, wie ich glaube, wenige Geschäfte. Es kommen indeß häufig Karavanen von Schiras hieher, und bringen die Waaren dieser Stadt, die dann nach den verschiedenen Gegenden von Indien verführt werden. Am 9 März verließ mich mein Freund, der Lieutenant Curry, und reiste nach Bussora. Unser Abschied war schmerzlich für uns, da wir seit Kurzem zusammen so manche Prüfung erfahren, und da dies unsre Freundschaft befestigt hatte; aber unsre verschiednen Bestimmungen machten ihn nothwendig.

Da sich mir bald nachher eine Gelegenheit zeigte, nach Schiras zu reisen, so ergriff ich sie begierig, ob ich gleich noch nicht ganz von meinem Fieber wieder hergestellt war, und brach am 15 März mit einer Kafila*) oder Karavane, die gerade nach dem genannten Orte hingehen wollte, von Abu-Schähr auf. Unsre Kafila bestand ungefähr aus dreissig Mauleseln und zwanzig oder dreissig Pferden; denn so, und außerdem mit Kameelen, reist man in diesem Lande allgemein. Den ersten Tag legten wir ungefähr vier Farsangs **), oder sechzehn Englische Meilen zurück. Der Weg ging anfangs über eine unfruchtbare Ebne; aber nachher zeigte sich Grün, und wir machten an einem Orte Halt, der Tschekanduck genannt wird. Den 16 legten wir, meistens in der Nacht, wieder 4 Meilen zurück, und kamen ungefähr um 8 Uhr Morgens bei Berazguhun an. Dies ist ein beträchtliches und volkreiches Dorf, mit einer Mauer von Backsteinen umgeben und auf den Seiten mit kleinen Thürmen gedeckt. Es steht unter Schiras. Wir blieben diesen und den nächstfolgenden Tag liegen, um die zur Kafila gehö-

*) Niebuhr schreibt stets Kafle, statt Kafila. F.

**) Die Persische Farsang ist die παρασαγγα der Griechen, und beinahe so groß, als vier Englische Meilen. (Es gehen 22,5 auf einen Grad des Aequators.)

rigen Pferde und Maulthiere beschlagen zu lassen, weil wir uns auf die Berge in Bereitschaft setzen mußten, denen wir uns jetzt näherten.

Den 18, um 4 Uhr Morgens, brachen wir auf, und ungefähr um 8 Uhr lagerten wir uns bei dem Dorfe Daulâkie. Der Weg bis dahin betrug drei Farsangs. Den 19 brachen wir wieder um 4 Uhr auf, und ein wenig nach 6 Uhr kamen wir in den engen Paß, der zu den vier Bergen führt, und wegen der großen Menge von losen Steinen sehr schwer zu gehen ist. Um 9 Uhr lagerten wir uns auf der andren Seite des Dorfes Daulâkie, am Fuße des ersten Berges. Den Weg, den wir heute zurück gelegt hatten, rechneten wir auf drei Farsangs. Die Hitze war an den drei letzten Tagen außerordentlich stark gewesen; aber man sagte mir, sie würde sich bald in eine schneidende Kälte verwandeln.

Den 20 setzten wir unsren Weg wieder um 4 Uhr Morgens fort, und fingen an, den ersten Berg zu ersteigen. Dieser ist sehr hoch, und der Weg, da zu beiden Seiten eine ungeheure Menge von großen losen Steinen herunter gefallen ist, sehr schwierig. Beinahe zwei (Englische) Meilen lang ist der letzte Theil der Anhöhe fast perpendikular, und so sehr schmal, daß nur Eine Person oder ein Lastthier darauf gehen kann. Der Weg war in der That unangenehm und sogar gefährlich, theils wegen der steilen Abgründe, theils wegen des häufigen Ausgleitens und Fallens der Pferde und Maulthiere. Dabei bestand unsre Sicherheit auf der einen Seite bloß in einer kleinen ungefähr drei Fuß hohen Brustwehr. Auf der andern erheben die Berge sich in die Wolken, und erregen dem Wanderer schreckliches Grauen. Unten läuft ein breiter und reißender Strom hin, der durch sein Rauschen die ganze Scene noch fürchterlicher macht. Als wir endlich den Gipfel des Berges erreicht hatten, wurden wir durch den Anblick einer flachen weiten Ebne

überrascht, da wir doch, nachdem wir eine solche Höhe erklommen hatten, natürlicher Weise einen Abhang erwarten konnten. Diese zwischen den Bergen liegende Ebne erstreckt sich ungefähr vier Farsangs, oder 16 (Englische) Meilen weit, und hat Ueberfluß an wildem Geflügel, besonders an rothbeinigen Rebhühnern, die wir in großer Menge sahen. — Etwas nach 9 Uhr lagerten wir uns bei dem Dorfe Kischt, und fingen hier an, eine starke Veränderung im Wetter zu empfinden. Zu Dauläkie, unten im Thale, hatte die Hitze uns bald verbrannt; aber auf dem Gipfel des Berges und in der Ebne von Kischt ist die Luft sehr scharf und schneidend. Unser heutige Weg betrug drei Farsangs.

Da am 21. das Persische Fest Nuroze*), oder der Neujahrstag war, so machten wir Halt. In den alten Zeiten ward dieser Tag in ganz Persien mit großer Freude und Festlichkeit gefeiert, und ist auch seitdem unter der Muhamedanischen Regierung so begangen worden. Die Leute in unsrer Kafila machten sich so lustig, als es ihre Umstände nur erlauben wollten. Sonst besteht ihre Nahrung gewöhnlich nur in wenigen Datteln und Buttermilch; aber bei dieser Gelegenheit schickte der Tscheharwadar, der Herr der Kafila, in das benachbarte Dorf, ließ etwas Hammelfleisch holen, und aß mit seinen Leuten einen guten Pillau.

Am 22. brachen wir um 4 Uhr Morgens auf. Ungefähr um 6 erstiegen wir den zweiten Berg, der noch höher ist, als der erste, aber keinen so gefährlichen Zugang hat. Etwa um 9 Uhr kamen wir zu dem Dorfe Kommeritsch. An diesem Orte verlangte der Rah

*) Andere Europäische Schriftsteller, besonders Georg Hieronymus Welsch in seiner seltenen Abhandlung über den Persischen Kalender (Commentarius in Ruzname naurus Aug. Vind. 1676. 4o.) schreibt das Wort beständig Naurus, welches auch das Persische zu erfordern scheint.

F.

Dar oder Zolleinnehmer, von mir einen Toman (ungefähr dreizehn Rupien,) da doch sonst jeder Reisende, er mag Europäer, Jude oder Armenier seyn, nur einen Piaster, oder Eine Rupie bezahlt. Er sagte: ich sey ein Feringy (Christ), und müsse folglich mehr bezahlen. Wirklich würde ich genöthigt gewesen seyn, mich dazu zu verstehen, wenn sich nicht der Herr der Kafila gegen die Auflage gesetzt, und dem Zolleinnehmer gedrohet hätte, bei unsrer Ankunft in Schiras sich darüber zu beschweren. Wir reisten diesen Tag wieder drei Farsangs.

Den 23 brachen wir abermals um 4 Uhr Morgens auf, und kamen ungefähr um 9 Uhr nach der Stadt Kasseruhn, die fünf Farsangs entlegen war. Den 24. reisten wir um 5 Uhr weiter, und gelangten, nach einem Wege von drei Farsangs, um halb 9 Uhr an den Fuß des dritten Berges. Dieser liegt am Ende der Ebene, auf der die Stadt Kasseruhn gebauet ist. Den 25, um 4 Uhr Morgens, fingen wir an, diesen Berg hinauf zu gehen, der zwar nicht so hoch und steil ist, wie die beiden vorigen, aber sich doch auch nicht leicht ersteigen läßt. Ein großer Theil der Landstraße besteht an der einen Seite ganz aus Mauerwerk, wozu die Materialien aus dem Berge gehauen worden sind. Sie hat, gleich der vorigen, eine etwa drei Fuß hohe Brustwehr, und geht gewunden. Ungefähr um acht Uhr kamen wir durch einen sanften Abhang in ein ganz mit einer Art von Eichen und Birken bewachsenes Thal, das durch seine Lage zwischen zwei hohen Bergen sehr angenehm ist. Die Luft fing jetzt an, schneidend kalt zu werden, und wir sahen auf dem vor uns liegenden Berge, über den wir am nächsten Tage weggehen sollten, sehr tiefen Schnee liegen. Wir reisten nun durch das Thal hin, und lagerten uns, nachdem wir drei Farsangs zurück gelegt hatten, ungefähr um 9 Uhr, am

Fuße des vierten und letzten Berges, über den wir auf unsrem Wege nach Schiras weggehen mußten.

Den 26 brachen wir um 2 Uhr Morgens auf, und fingen an, den Berg zu ersteigen, der bei den Persern zur Unterscheidung die Pira Sun, oder die alte Frau heißt. Er ist höher, als die vorigen, und beinahe zwölf (Englische) Meilen lang. Wir brachten fast fünf Stunden zu, ehe wir den Gipfel erstiegen; und nun eröfnete sich uns eine so schöne Aussicht, daß kaum eine gleiche existiren, oder daß die Imagination sich schwerlich eine schönere denken kann. Ob wir ihn gleich zu einer Zeit sahen, da die Strenge des Winters noch nicht ganz vorüber war, so zeigte doch die große Menge Holz zur Seite, daß hier ein vortreflicher Sommeranfenthalt wäre. Von dem Gipfel hat man eine sehr romantische Aussicht; er ist mit Schnee bedeckt, und an manchen Stellen, wo Regen gefallen war, lag Eis von einer beträchtlichen Dicke. Man hat hier die drei vorigen Berge gleichsam unter seinen Füßen liegen. Unten sahen wir zu jeder Seite die Thäler schon den Reizen des Frühlings geöffnet und von Strömen wohl gewässert; auch zeigte sich der große See auf der Ebne von Kasseruhn in seinem ganzem Umfange. Ich muß gestehen, daß die Beschwerlichkeiten auf dem ersten Theile des Weges sehr reichlich durch diese schöne Aussicht ersetzt wurden, wobei die helle scharfe Luft die Heiterkeit meiner Lebensgeister noch vermehrte. Durch einen steilen Abhang kamen wir nun, ungefähr in einer halben Stunde, in die unten liegende Ebne, reisten fünftehalb Farsangs weit, und lagerten uns um neun Uhr bei dem Dorfe Desterdschin.

Den 27 brachen wir um 4 Uhr Morgens auf, und kamen etwas nach 8 Uhr an das Dorf Kuhn Zineuhn. Nahe bei diesem Dorfe strömt ein sehr angenehmer Fluß, der sich bis nach Schiras hin erstreckt. Herr Niebuhr hat ihn mit dem Namen Rodhuna bezeichnet, vermuth-

lich weil er ihn von den Leuten Rhud Kuhna nennen hörte, welches im Persischen einen Strom oder Fluß bedeutet; aber die Einwohner des erwähnten Ortes nennen ihn Rhud Khuna Zineuhn, oder den Fluß Zineuhn.

Den 28. setzten wir unsren Weg um 4 Uhr fort, und kamen, nach einer Reise von vier Farsangs, um halb 9 zu einem verfallenen Karavanserai, nahe bei dem Dorfe Tschinar Rehadar *). Den 29. legten wir noch vier Farsangs zurück, und erreichten nun glücklich die Stadt Schiras, meinen Bestimmungsort **).

Schiras, die Hauptstadt von Farsistan, oder dem eigentlichen Persien, liegt in einem sehr weiten und ausserordentlich fruchtbaren Thale, das 26 Meilen lang, 12 breit, und auf allen Seiten von sehr hohen Bergen umgeben ist.. Sie liegt, Herrn Niebuhr zufolge, in 29° 30′ 31″ N. Breite, etwa 196 (Englische) Meilen Nordöstlich von Abu-Schähr. Von jeher ist sie mit Recht wegen ihrer reinen Luft berühmt gewesen. Sie hat einen Farsang und sechzig gemessene Schritte im Umfange; ihre Befestigungswerke sind für dies Land ziemlich gut: es geht nemlich eine, 25 Fuß hohe und 10 Fuß dicke, Mauer rings umher, und alle achtzig Schritt steht ein runder Thurm darauf. Rings umher läuft ein vortreflicher trockner Graben, der sechzig Fuß in der Tiefe und zwanzig in der Breite hat. Dieser ist ein Werk des verstorbenen Wäkihl (Regenten) Kerim Khan, und würde, auch ohne die andern Werke, die Stadt in Stand setzen, sich lange gegen jede Macht in Persien zu vertheidigen, da man hier wenig von dem groben Ge-

*) Diesen Ort nennt Niebuhr „Tschinar Vaddar." F.

**) Niebuhr ist über Kormudsch und Grä durch einen östlichen Umweg nach Schiras gereist, Franklin aber geradezu über Kasserubn. F.

schütze weiß, und es noch seltener braucht. Die Stadt hat sechs Straßen oder Derwazas, von denen Eine Derwaza Sadi heißt, weil sie zu dem Grabmale dieses Dichters hinführt. Jede von diesen Straßen hat eine für sie bestimmte Wache von hundert Mann, und vier Khans oder Officiere, die alle Morgen und Abend nach der Citadelle gehen, um dem Khan, oder in dessen Abwesenheit dem Beglerbeg, aufzuwarten. Diese Wachen sind verpflichtet, alle Personen anzuhalten, die ohne Erlaubniß aus der Stadt wegreisen wollen; und wenn irgend jemand, der dem Gouvernement unterworfen ist, entwischt, so muß der Officier mit seinem Kopfe dafür stehen. Ich ward, wenn ich ausging, oft von ihnen angehalten, bis ich endlich einen Paß von der Regierung bekam, daß ich nach Belieben aus- und eingehen könnte. Die Straßen werden bei Sonnenuntergang geschlossen, und bei Sonnenaufgang wieder geöffnet; und während der Zeit darf niemand heraus oder hinein.

Innerhalb der Stadt, an dem oberen Theile, liegt die von gebrannten Ziegelsteinen gebauete Citadelle. Sie ist ein Viereck von achtzig Schritt im Umfange, mit runden Thürmen gedeckt, und mit einem trockenen Graben umgeben, der eben die Breite und Tiefe hat, wie der um die Stadt selbst. Diese Citadelle heißt bei den Persern der Ark, und ist auch von Kerim Khan angelegt. In ihr residirt Dschaafar Khan, der gegenwärtige Besitzer von Schiras, und sie dient gelegentlich auch zu einem Staatsgefängniß. An dem Thore des Ark's sieht man eine Mahlerei in sehr lebhaften Farben, die das Gefecht zwischen dem berühmten Persischen Helden Rostum,*) und dem Dihb Sifihd, oder dem weißen Dämon, vorstellt. Die Geschichte ist aus Fer-

*) Rostum soll wahrscheinlich der Nahme des berühmten Persischen Helden, Rustan oder Rustang seyn, der in

dusi's Schach Nama genommen, und die Figuren sind in Lebensgröße, aber übel proportionirt. Der Citadelle gegenüber, auf einem schönen großen viereckigen Platze, ist eine Gallerie, wo die Musik des Khan's, die aus Trompeten, Kesselpauken und andren Instrumenten besteht, bei Sonnenauf- und Untergang regelmäßig spielt *). Eine Seite des erwähnten Platzes führt zu dem Diwan Khana, oder dem Audienzsaal; und die übrigen öffnen sich in eine Straße, auf der man zu der großen Moschee hinkömmt. Der Diwan Khana ist ein sehr artiges Gebäude, und steht an dem obren Ende eines Gartens. Man geht durch einen Gang dahin, der zu beiden Seiten mit den Persischen Tschinar-Bäumen, einer Art von Sykomorus, bepflanzt ist.

Der Audienz-Saal, ein geräumiges Gebäude in länglichter Form, hat eine offne Front; inwendig ist ungefähr ein Drittheil der Mauer mit weißem Marmor von Tauris belegt; die Decke und andre Theile aber sind mit einer schönen emaillirten Goldarbeit, nach Art des *Lapis Lazuli*, geziert. Man sieht auch verschiedene Gemälde darin. Zwei davon, die den verstorbenen Wakihl Kerim Khan **) und dessen ältesten Sohn Abul Futtah Khan vorstellen, sind ziemlich gut gearbeitet, und, wie die Einwohner mir sagten, auch ähnlich. In der Front stehen drei schöne Springbrunnen, welche steinerne Bassins haben, und ohne Unterlaß spielen.

Auf dem großen Platze vor der Citadelle ist der Tope Khana, oder der Artilleriepark, der aus einigen

den Persischen Sagen ungefähr das ist, was Roland in den Gallischen und Alt-Teutschen. F.

*) Diese Musik wird, wenn der Khan im Lager oder auf einer Reise ist, allemal in ein Zelt nahe bei ihm gelegt. A. d. O.

**) Kerim Khan hatte bei seiner Usurpation die Bescheidenheit, sich nie Schach oder König zu nennen, sondern behielt den Titel: Wakihl, Agent, Geschäftsverweser. F.

gen Kanonen auf schlechten Laffetten besteht. Die meisten davon, zwei Englische Vierundzwanzigpfünder ausgenommen, sind Spanisch oder Portugiesisch, und so schrecklich ausgelöchert, daß sie gewiß bei dem ersten Schusse springen würden *).

Schiras hat verschiedne gute Bazars und Karavanserais. Unter den erstern ist einer, den Kerim Khan gebauet hat und der deshalb des Bäkihl's Bazar heißt, bei weitem der schönste. Er besteht in einer langen Straße, die sich ungefähr eine Englische Viertelmeile weit erstreckt, ganz von Backsteinen gebauet ist, und gewissermaßen eben solche Bedeckung hat, wie die Piazza in Covent-Garden **). Dieser Bazar ist hoch, und hat an beiden Seiten Läden für Handwerker, Krämer und Andre. In diesen Läden sind allerlei Waaren zum Verkauf feil, und sie gehören dem Khan eigenthümlich, der sie für einen sehr mäßigen Monatszins an die Kaufleute vermiethet. Wenn man aus diesem Bazar herauskommt, findet man ein sehr geräumiges Karavanserai in achteckiger Form, und von

*) Wenn metallene Kanonen oft abgefeuert werden, so schmelzen die Zinntheilchen, welche in die Masse eingemischt sind, an der ganzen innern Fläche. Dadurch bekommen die Kanonen das Ansehen, als wären sie ganz durchlöchert. Hierdurch wird nun der Schuß eines Theils unrichtig und trift nicht dahin, wohin er treffen soll; andern Theils verhält sich das Feuer in diesen Löchern, und wenn man geschwind ladet, geht das Pulver los und beschädigt die Kanoniere. Man muß daher dergleichen Kanonen umgießen. F.

**) Der Marktplatz in Coventgarden in London ist mit Häusern umgeben, deren obere Stockwerke vorn auf einem, von starken gemauerten Pfeilern getragenen Gewölbe gebauet sind. Diese Gewölbe machen eine Art von Vorlaube, unter welcher der Weg für Fußgänger fortgehet. Man nannte diesen so bebaueten Platz mit dem Italiänischen Worte *Piazza*, und nachher haben dergleichen Vorlauben (Arkaden) an den Häusern im Englischen durchgängig den Namen *Piazza* bekommen. F.

Ziegelsteinen erbauet. Der Eingang ist ein schöner, gewölbter Thorweg. In der Mitte befindet sich ein Platz für die Waaren und das Gepäck; und an den Seiten oben und unten bequeme Wohnzimmer für Kaufleute und Reisende. Auch diese Zimmer werden für einen mäßigen Zins monatsweise vermiethet. Ungefähr in der Mitte des erwähnten Bazars ist ein andres geräumiges Karavanserai von viereckiger Form, dessen Front mit blau und weiß emaillirter Arbeit, auf Porzellan-Art, geziert ist, und eine sehr angenehme Wirkung auf das Auge thut. Dies Gebäude ist größer als das erstere, und wird meistens von Armenischen und andren christlichen Kaufleuten besucht. Ausserdem giebt es in Schiras noch besondere Bazars für die einzelnen Handwerksgesellschaften, z. B. für Goldschmiede, Zinngiesser, Färber, Zimmerleute, Tischler, Hutmacher und Schuster; und diese Bazars sind lange, sehr regelmäßig gebauete und gedeckte Straßen.

Den Juden in Schiras ist ein besondres Viertel der Stadt angewiesen, für das sie der Regierung eine beträchtliche Taxe bezahlen, wobei sie aber noch häufig Geschenke machen müssen. Diese Leute sind den Persern verhaßter, als alle übrige Glaubensverwandten; und man benutzt daher jede Gelegenheit, sie zu unterdrücken, und Geld von ihnen zu erpressen. Sie werden sogar von den Jungen auf den Straßen beschimpft und geschlagen, ohne daß sie sich darüber beschweren dürfen. In einem andren Viertel der Stadt haben die Hindus ein Karavanserai, für welches sie ebenfalls Abgaben erlegen müssen. Es giebt in Schiras auch eine Münze, wo unter Autorität des gegenwärtigen Besitzers Dschaafar Khan Geld geprägt wird. Das Verfahren dabei ist, wie im Orient meistens, sehr einfach. Das Gold oder Silber wird auf einen dazu eingerichteten Stempel gelegt, und mit einem großen Hammer geschlagen.

Damit ist denn die ganze Operation fertig. Hier sitzen auch die öffentlichen Serafs, oder Geldwechsler, und setzen Gold und Silber um.

Schiras hat verschiedene schöne Moscheen, unter denen sich die vom verstorbenen Kerim Khan erbauete besonders auszeichnet. Da ich in meiner Persischen Kleidung sehr gut versteckt war, so hatte ich Gelegenheit, unbemerkt in das Gebäude zu gehen. Es ist von viereckiger Form, und in der Mitte befindet sich ein steinerner Wasserbehälter zu dem nöthigen Waschen, das vor dem Gebete vorhergehen muß. An den vier Seiten des Gebäudes sind gewölbte, zur Andacht bestimmte Zimmer, deren Front zum Theil mit Porcellan-Platten bekleidet ist. Doch da Kerim Khan vor der Vollendung des Werkes starb, so hat man die übrigen nur mit der vorhin beschriebenen blau und weiß emaillirten Arbeit ergänzt. An allen Mauern dieser Zimmer sind inwendig verschiedne Sentenzen aus dem Koran in dem Nes-khi Charaktere *) angeschrieben. An dem obern Ende des Vierecks sieht man einen großen Dom mit einer Kuppel, den der Bäkihl zu seiner besondern Andacht bestimmt hatte. Er ist ganz mit weißem Marmor getäfelt, und mit dem artigen von blau und Gold nachgekünstelten *Lapis Lazuli* geziert; und von dem Dache des Domes hangen drei große silberne Lampen herunter. Hier beschäftigen sich Mullahs oder Priester unaufhörlich damit, den Koran zu lesen. Die Moschee hat sehr gute

*) Die Schriftart Nus-khi oder Nis-chi oder Nes-khi ist diejenige, deren man sich jetzt vorzüglich in der Türkei im Schreiben und Drucken zu bedienen pflegt. Sie ward im 10ten Jahrhunderte von Ebn Mokla erfunden und von Ebn Bawab verbessert. Sonst bedient man sich in Persien vorzüglich der Schriftart Taalik. Wer mehr von den Arabischen und Persischen Schriftarten wissen will, den verweise ich auf meine Anmerkung zu Swinburne's Reisen, Band II. S. 276. F.

einzelne Zimmer mit Plätzen zu dem Waschen und zu andren gottesdienstlichen Ceremonien. In einem geringen Abstande davon hat der verstorbene Bäkihl den Grund zu einer Reihe sehr artiger Gebäude gelegt, die zu Wohnungen für Mullahs, Derwische und andre Geistliche bestimmt seyn sollten; aber da er vor Vollendung des Baues starb, und da seitdem Unruhen in Persien entstanden sind, so hat sich noch niemand an die Fortsetzung des Baues machen können. Dieser Umstand ist sehr zu bedauern, da die Vollendung das Ganze sehr verschönert haben würde.

Im Mittelpunkte der Stadt ist eine andre Moschee, welche von den Persern Mosschidi Nüh, oder die neue Moschee genannt wird, ob sie gleich beinahe so alt ist, wie die Stadt selbst, oder wenigstens fast so lange existirt, als die Stadt von Muhamedanern bewohnt wird. Es ist ein viereckiges Gebäude von edler Größe, und hat an jeder Seite Betzimmer. In diesen stehen verschiedene Inschriften in den alten Kufischen Charakteren, welche das Alterthum des Gebäudes hinlänglich beweisen. Im Mittelpunkte des Vierecks ist eine große Terrasse, auf welcher die Perser Morgens und Abends ihre Andacht verrichten. Sie ist drittehalb Fuß hoch, von Steinen gebauet, und kann gegen zweihundert Personen fassen. Hier stehen zwei sehr große Cypressen von außerordentlicher Höhe, welche, wie die Perser versichern, schon 600 Jahre alt sind. Sie werden Aaschuck Maaschuka, oder der Liebaber und seine Geliebte genannt, und von dem Volke sehr verehrt. An die Moschee stößt ein Garten, nebst Plätzen zum religiösen Reinigen.

In einem andren Viertheile der Stadt ist ein viereckiges Gebäude von sehr beträchlicher Größe. Es war ehemals eine angesehene Schule, worin man die Künste und Wissenschaften lehrte, und es wird vom Ritter Char-

din erwähnt, der Schiras im vorigen Jahrhundert besuchte. Jetzt verfällt es sehr; doch leben noch Mullahs und andre Geistliche darin. Man nennt es gegenwärtig Medressa Khan, oder die Schule des Khan's; aber die Wissenschaften werden in Schiras schon seit geraumer Zeit vernachlässigt, und die gegenwärtige Lage des Landes scheint ihnen eben kein baldiges Wiederaufleben zu versprechen.

Es giebt in Schiras Oerter, die man Zuhr Khana, d. i. Stärkungs- oder Uebungshaus nennt, und wohin die Perser sich begeben, um sich Bewegung zu machen. Diese Häuser bestehen aus einem einzigen Zimmer, dessen Boden ungefähr zwei Fuß tiefer ist, als die Oberfläche der Erde. Licht und Luft kommen durch einige kleine oben im Gewölbe angebrachte Oeffnungen hinein. In der Mitte ist eine große viereckige glatte, ohne Terrasse von gut geschlagener Erde; und an jeder Seite sind kleine, ungefähr zwei Fuß hoch über die Terrasse erhöhete Alkoven, wo die Musiker und die Zuschauer sitzen. Wenn alle Theilnehmer sich versammelt haben (und dies geschieht an jedem Freitage bei Tagesanbruch), so ziehen sie sich sogleich bis auf die Mitte des Leibes aus, und legen dann ein Paar dicke wollene Beinkleider an. Hierauf nehmen sie zwei hölzerne Keulen, die ungefähr anderthalb Fuß lang und birnenförmig sind, in die Hände. Diese Keulen legen sie auf beide Schultern, und nun bewegen sie sich nach der Musik mit großer Behendigkeit vor- und rückwärts, stampfen dabei mit den Füßen auf den Boden, und spannen alle ihre Kräfte an, bis sie in einen sehr starken Schweiß gerathen. Wenn diese Uebung ungefähr eine halbe Stunde gedauert hat, so giebt der Vorsteher vom Hause, der immer mit zu der Gesellschaft gehört und durch den Nahmen Pehlwahn, oder Ringer, unterschieden wird, ein Zeichen; nun hören sie alle auf, legen ihre Keulen weg, schließen Hand in Hand einen

Kreis, und fangen an, ihre Füße sehr hurtig zu bewegen, und zwar nach der Musik, die während der Zeit sehr lebhaft geht. Wenn sie dies eine geraume Zeit fortgesetzt haben, so fangen sie an zu ringen; aber ehe der Wettstreit in dieser Kunst angeht, wendet sich der Vorsteher vom Hause mit einer besondren Rede an die Gesellschaft. Er sagt den Kandidaten: da sie alle als gute Freunde zusammen gekommen wären, so müßten sie auch so aus einander gehen, und bei dem Streite, den sie jetzt anfangen wollten, keine Bosheit oder üble Gesinnung im Herzen hegen; es sey bloß auf eine ehrenvolle Nacheiferung und auf einen Wettstreit in der Stärke abgesehen, nicht aber auf eine Schlägerei; daher erinnere er sie, gute Laune und Eintracht dabei zu haben. Diese Rede wird von der ganzen Gesellschaft mit lautem Beifall aufgenommen. Dann gehen die Ringer an ihre Belustigung, wobei der Vorsteher des Hauses immer der herausfordernde Theil ist; und da er Uebung hat, so wird er gewöhnlich Sieger, und wirft jeden von der Gesellschaft zwei- oder dreimal nach einander nieder. Doch habe ich bisweilen gesehen, daß er einen fand, der ihm gewachsen war, besonders wenn er müde zu werden anfing. Die Zuschauer bezahlen jeder einen Schähi, oder drei Pence Englisches Geld, wofür sie während der Belustigung mit einem Kalian*) und Kaffee erfrischt werden. Diese Uebungen müssen, sollte ich denken, die Gesundheit befördern, die Leibesstärke vermeh-

*) Ein Kalian ist ein Apparatus zum Tabakrauchen nach Persischer Art, wobei der Rauch erst durch Wasser gehen muß. Die Muhamedaner in Indien rauchen eben so, und nennen das Instrument Hukka, und den Bedienten der es trägt, Hukkabadar. Viele Engländer in Indien rauchen ebenfalls auf diese Art Tabak. In Koncerten und bei großen Gesellschaften werden alle fremde Bedienten ausgeschlossen; nur der wichtige Hukkabadar darf seinen Herrn begleiten. F.

ren, und der Gestalt etwas Mannhaftes geben. Sie scheinen mir übrigens auffallende Aehnlichkeit mit den gymnastischen Uebungen der Alten zu haben.

Die Bäder in Persien sind sehr bequem, und verdienen wohl die Aufmerksamkeit eines Fremden. Sie bestehen gemeiniglich aus zwei großen Zimmern, von denen das eine alle Bequemlichkeit zum Auskleiden hat, und das andre das Bad selbst ist. An den Seiten des ersteren sind steinerne, zwei Fuß hohe Bänke, auf denen Matten und Teppiche ausgebreitet liegen. Hier sitzen die Badegäste, wenn sie sich entkleiden, und gehen von da durch einen langen schmalen Gang in das Bad. Dies ist ein großes Zimmer von achteckiger Form, oben mit einer Kuppel, durch welche Licht und Luft Zutritt haben. An den Seiten dieses Zimmers sind kleine, ungefähr einen Fuß hoch über die Erde erhöhete Plattformen, auf denen die Leute, die sich baden wollen, vorher ihre Andacht verrichten, welches die Perser niemals unterlassen. An dem oberen Ende des Zimmers ist ein großes von Steinen gemachtes Bassin, oder ein Wasserbehälter, der durch unten angebrachte und mit eisernen Gittern belegte Oefen wohl geheizt wird; und dabei ist ein andres Bassin mit kaltem Wasser, so daß der Badegast zwischen beiden die Wahl hat. Wenn er aus dem heißen Bade kommt (und dies geschieht gemeiniglich nach zehn oder zwölf Minuten); so stehen die Leute vom Hause bereit, die Operation des Reibens an ihm zu verrichten. In dieser Absicht legt man ihn der Länge nach auf den Rücken, und ein Küssen unter seinen Kopf. Dann braucht man eine Bürste von Kammelhaaren, die allen Schmutz am Körper gänzlich abreibt. Wenn dies einige Zeit lang geschehen ist, spielt man den ganzen Leib mit einigen Becken warmes Wasser ab; und der Badegast wird wieder in das Kleidezimmer geführt, wo er mit Muße ein Hemde anzieht, sich weiter anklei-

det, und ein Kalian zum Rauchen bekommt. Die Perser sind viel bedenklicher, als irgend eine andre Orientalische Nation, Fremden den Eintritt in ihre Bäder zu erlauben; und wenn sie so etwas erfahren, so verhindern sie es. Indeß mit Hülfe eines kleinen Geschenkes, und da ich in einer Persischen Familie lebte, überdies des Abends allein hinging, hatte ich immer freien Zutritt. Nicht so gut ward es Herrn Jones, einem Herrn von der Bussora-Faktorei, der sich in Schiras aufhielt. Er ging einmal des Abends nach dem Bade. Als er schon ausgekleidet war, bemerkte der Wirth vom Hause, daß er ein Europäer wäre, und sagte ihm: er müßte sich sogleich wieder anziehen, und den Ort verlassen. Zu seiner Entschuldigung führte er an: wenn man erführe, daß er einen Feringy zugelassen hätte, so würde er seine Nahrung und seinen guten Ruf verlieren, und das Bad deshalb für unrein gehalten werden. Dies ist merkwürdig, da, wie man mir gesagt hat, in der Türkei ganz das Gegentheil Statt findet, und man es Fremden von jedem Range erlaubt, sich aller Bäder zu bedienen, zu denen sie nur Lust haben.

Während des Frühlings werden die Bäder in Persien sehr aufgeschmückt; und diese Sitte heißt bei der Nation Gul Reazih, oder das Rosenstreuen, weil man dann eine große Menge von diesen Blumen in die Zimmer streuet. Diese Ceremonie wird eine Woche oder zehn Tage fortgesetzt, und indessen werden die Gäste mit Musik, Tanzen, Kaffee, Sorbet ꝛc. bewirthet. Das Ankleidezimmer ist dabei mit Gemälden, Spiegeln, Fähnchen und andern Verzierungen geschmückt; alles auf Kosten des Herrn von dem Humahm, der bei dieser Gelegenheit seine Gäste bewirthet, ob diese gleich den Musikanten gemeiniglich ein kleines Geschenk machen. Die Bäder werden einen Tag um den andren von Manns- und Frauenspersonen gebraucht; jedes Ge-

schlecht bedient sich derselben gewöhnlich Einmal in der Woche, oder längstens in zehn Tagen.

Das Bad, das Kerim Khan gebauet hat, ist besonders schön. Das äussere Zimmer desselben besteht aus einem schönen großen Achteck, in welches das Licht von oben hinein fällt. An den mit Gemälden und Tapeten geschmückten Seiten sind drei Fuß hohe, steinerne Platteformen, von denen jede einen viereckigen Wasserbehälter hat; u. in der Mitte des Zimmers spielt unaufhörlich eine große Fontaine, wodurch der Ort sehr kühl und angenehm wird. Das innere Zimmer ist ganz mit weißem Marmor ausgelegt, die Kuppel und die Seiten aber mit nachgemachtem *Lapis Lazuli* geziert. In dieses Bad werden nur Personen von höherem Range zugelassen, und es wird hauptsächlich von den vornehmsten Khans oder Officieren, und von ihren Familien gebraucht.

Im Mittelpunkte der Stadt, dicht an der vorhin erwähnten neuen Moschee, oder Mudschidi Nuh, steht ein Gebäude von sehr beträchtlicher Größe, welches bei den Persern Schah Tscherag, oder des Königs Lampe, heißt. Sie sehen es als einen der heiligsten Orte um Schiras an, da es dem Bruder eines von ihren Imams, oder Sektenhäuptern, zum Mausoläum dient. Es ist sehr alt, und man weiß die Zeit, wenn es erbaut worden ist, nicht mit Gewißheit. Doch ein Auszug aus den Jahrbüchern dieses Ortes, den ich mir verschaft habe, scheint zu beweisen, daß es von dem berühmten Fürsten Assudad Daulah Deilemi von der Familie Buyah wieder hergestellt worden ist, welcher Emir al Omra eines Kaliphen aus dem Hause der Abassiden, und ein Fürst von großer Geschicklichkeit, Kenntnissen und Frömmigkeit war. Er regierte in dem vierten Jahrhunderte der Muhamedanischen Hedschira.

Den erwähnten Auszug aus der Chronik dieser Moschee, die hier aufbewahrt wird, habe ich mir mit großer

Schwierigkeit verschaft, und will hier eine Uebersetzung davon einrücken. Man wird daraus sehen, daß das Gebäude ehemals prächtig war, ob es gleich jetzt verfällt. Der Letzte, der es reparirte, war Kerim Khan. Er ließ nemlich das ganze Dach neu machen; aber seitdem ist es vernachlässigt worden, und hat stark von Regen und andren Zufällen gelitten, wie das bei dem großen Alter des Gebäudes nicht anders seyn kann. Uebrigens wohnen jetzt einige Imams Zadas, oder Nachkommen von den Imams darin, die sich von dem Wenigen erhalten, was von den ehemaligen reichen Einkünften der Moschee noch übrig ist.

Auszug aus der Aasar Ahumud, oder Chronik, des Schah Tscherag, des Grabes von Ahumud Ibn Mousa.

„Es wird aus den ehrwürdigsten Jahrbüchern erzählt, daß in den Tagen des Sultan Assud ad Daulah Deilemie diesem Fürsten also in einem Traume geoffenbart ward, daß Mihr Mahummed (der Sohn des Gottesfürchtigen, Haupts des Stammes der Anbeter Gottes, der gelehrteste von den heiligen Rednern, und das Oberhaupt von den Auslegern des Korans) und auch Ahumud Ibn Afihf ad Dihn Kubier (Haupt von den Lehrern der Wahrheit, und von denen, welche Gott preisen) zwei Personen, die durch Reinheit des Herzens die Wächter und Diener dieses heiligen Denkmals und Grabes wurden, hier beerdigt sind und von ihren Arbeiten ausruhen. Dem Sultan also ward befohlen, er sollte zu ihren unmittelbaren Nachkommen hingehen, d. i. zu Schech Asihf ad Dihn Sani und Pier Schems ad Dihn, die beide noch am Leben sind, daß sie ihm das heilige Grab zeigten, und er von ihnen Anweisung bekäme, das Gebäude wieder herzustellen und zu verschönern. Und so wie vorher in den Tagen Sufuht ad Dihn, Musauhd, Ibn Bedr ad Dihn, dies heilige Grab, desgleichen das Grab des Seiud Mihr Mahomed

Abudihn Mousa Ibn Dschaafar (mit dem Friede sey!) und auch das Grab des Seiud Allah ad Dihn Hassein Ibn Mousa Kasim (Gottes Seegen sey mit ihnen!) wieder aufgebauet und verschönert worden sind: so reiste auch Emir Sultan Assud ad Daulah Deilemih (der Sklav von den Nachkommen Ali's,) als ihm diese Dinge in einem Traum angedeutet waren, nach dem heiligen Orte. Und, so wie es ihm offenbaret war, so ward es auch den Dienern des heiligen Grabes von Schech Afihf ad Dihn Sani und Pihr Shems ad Dihn geoffenbart. Da also der Sultan anlangte, sagten sie ihm, was sie gesehen hätten; und er gehorchte dem Befehl, ging zum heiligen Grabe, und befahl, daß es geöffnet werden sollte. Da dies geschehen, maß man es, und fand, daß es funfzehn Schritte (yards) lang und zehn breit war; und der heilige Leichnam ward aufgedeckt vor den Augen des Sultan Assud ad Daula, und derer, die bei ihm waren, so wie auch vor dem Großvater des Verfassers von gegenwärtigem Werke, der sich auf dem Platze befand. Auf dem Grabe sahen sie ein brennendes Licht, das nach Kampher roch; und der Körper der heiligen Person zeigte sich ganz frisch und lieblich, als wenn er erst kürzlich begraben wäre. Dabei stieg aus dem heiligen Grabe der Duft von reinem Muskus und Ambra auf, und von der Spitze der Kuppel wurden die Stralen eines reinen und glänzenden Lichtes rings umher verbreitet. Es wird in der Schiras-Nama weiter erzählt, daß Atta Beg Abu Bukir, der Sohn von Saad Zunkie, im Jahre 446 der Hedschira dies Gebäude mit verschiednen Zimmern vermehrte, wie es nach ihm auch die erlauchte Frau Babi Jani Katuhn that, welche die zweite oder dritte Wohlthäterin des Gebäudes war. — Die Geschichte bemerkt ferner, daß Sultan Assud ad Daula und die mit ihm waren, an dem Finger des Leichnams einen Siegelring sahen, auf welchem folgende Worte standen: „Izzut Allà Tàala Ahumud IbnMousa (Gott dem Allmächtigen Preis! Ahumud der Sohn Mousa.") Und weiter zog Sultan Emihr Assud ad Daula diesen Ring vom Finger ab; aber plötzlich verschwand der Ring aus seinen Augen, und

war an dem Finger eines Andren (doch Gott weiß, wessen) in der Gesellschaft. Die Schiras-Nama erzählt auch: Sultan Emihr Assud ad Daula war um diese Zeit an großer Engbrüstigkeit krank; aber sobald er in dies heilige Grab hineinging, ward er durch die Kraft des heiligen Leichnams vollkommen wieder hergestellt, ohne daß die geringste Spur von seiner Krankheit zurückblieb. Zur Dankbarkeit für diese große Wohlthat beschloß er, das heilige Grab wieder zu erbauen und zu verschönern; und die Gebäude, die in den Tagen des Assud ad Daula zu sehen waren, besonders die jetzige Kuppel, der Thurm, das Harem, die Zierrathen des Grabmals, und die an den Hof stoßende Schule, wurden alle von ihm angelegt. Er setzte auch bestimmte Besoldungen für die Diener des Ortes aus. Die oben erwähnte Frau Babi Jani Katuhn war die Schwester des Sultans Ischaak, und nicht nur die edelste und größte Prinzessin, sondern auch so andächtig und ehrwürdig, daß sie der Stolz und die Zierde des Seljukian-Stammes war. (Möge Gottes Gnade über ihr seyn!) Sie bauete den Thurm wieder auf, ferner die Zimmer ringsum den Platz, sowohl oben als unten, und auch den Marktplatz, der an den Meidan (ein Viereck) stößt, die Nokara Khana (die Gallerie für die Musik) und die Asch Khana (die Küche.) Die Fars-Nama, der Nezam al Towarihk, desgleichen die Schiras-Nama von Schech Kuttub, und die Kitab Hizza Beiahn — Alle erzählen, daß die erwähnte edle Frau Babi Jani Katuhn vierzehn Stücke pflügbares Land mit den gehörigen Wasserleitungen, dessen Ertrag von dem Dorfe Meimuhn und andren Oertern in der Nachbarschaft von Schiras erhoben ward, zur Erhaltung dieses heiligen Grabes anwies. Sie machte ihm auch ein Geschenk mit dreissig Bänden vom Koran, mit goldnen Buchstaben geschrieben (ein Werk des Moulana Yehia;) und auf denselben stand: „Möge Gottes Fluch den treffen, der es wagt, Hand an diese Bücher zu legen, oder sie wegzunehmen!“ Sie befahl auch, daß, den Wächter des Grabes ausgenommen, niemand sich erdreisten sollte, in die heiligen Bücher hinein zu setzen, oder sie

zu berühren; auch sollte, außer ihm, Niemand sich in irgend einer Rücksicht um die zur Unterhaltung des Ortes angewiesenen Ländereien, oder um die dazu gehörigen Diener bekümmern. Diese Anordnungen sind von allen nachfolgenden Fürsten und großen Männern, welche dem Grabe Wohlthaten erwiesen, bestätigt worden.*)

Das Grab des berühmten und mit Recht bewunderten Hafiz, eines von den beliebtesten Persischen Dichtern, steht ungefähr zwei (Englische) Meilen von den Mauern der Stadt auf der Nordostseite. Hier hat der verstorbene Wäkihl Kerim Khan eine sehr schöne Ivan oder Halle mit daran stoßenden Zimmern aufgeführt. Dies Gebäude ist in eben der Manier, wie der Diwan Khana, und es sind keine Kosten gespart worden, um es angenehm zu machen. Es steht in der Mitte eines großen Gartens, und vor der Front der Zimmer ist ein steinernes Bassin, mit einem Springbrunnen. In dem Garten sieht man verschiedne Cypressen von außerordentlicher Größe und Schönheit, und von sehr hohem Alterthume. Ich halte sie für eben dieselben, die Chardin beschrieben hat. Unter dem Schatten dieser Bäume ist das Grab des Dichters Mahomed Schems ad Dihn Hafiz. Es besteht aus weißem Marmor von Tauris, hat 8 Fuß in der Länge und 4 in der Breite, und ward auf Kerim Khan's Befehl so gebauet, daß es das eigentliche Grab bedeckt. Oben auf dem Grabe und an den Seiten desselben sind auserlesene Stellen aus des Dichters eignen Werken mit den Persischen Nustalihk-Buchstaben sehr schön eingehauen. Während des Frühlings und Sommers wird

*) Der Uebersetzer liefert nur einen Theil von dieser Chroniken-Nachricht, weil nicht mehr nöthig ist, um den Lesern einen Begriff von dem Inhalt und Ton derselben zu machen. Herr Franklin sagt übrigens noch: er habe so wörtlich übersetzt, als es die sehr dunkle und schwere Schreibart des Originals erlaube.

es von den Einwohnern der Stadt besucht, die sich hier mit Tabakrauchen, Schach- und andren Spielen belustigen oder in Hafiz Werken lesen, der in größerer Achtung steht, als irgend ein andrer von ihren Dichtern. Sie beten ihn beinahe an, und sprechen immer mit dem größten Entzücken und Enthusiasmus von ihm. Auf dem Grabe liegt eine sehr schöne Abschrift von seinen Werken zum Ansehen und Lesen für Jedermann. Hier versammeln sich die vornehmsten jungen Leute der Stadt, zeigen alle mögliche Hochachtung für ihren Lieblingsdichter, und machen ihm zu Ehren reichliche Libationen von dem köstlichen Schiras-Wein. Dicht an dem Garten fließt der Strom Roknabad, der in Hafiz Werken so gepriesen wird; er ist indeß jetzt zu einem kleinen Flüßchen geschwunden, das auf den nach N. O. gelegenen Bergen entspringt. Sein Wasser ist hell und süß; und in dieser Rücksicht verdient er seinen Ruhm. Die jetzigen Perser halten es sehr hoch, und schreiben ihm medicinische Eigenschaften zu; doch mit welchem Rechte, kann ich nicht entscheiden.

Folgende Stelle aus den Werken des Dichters, nach Sir William Jones Uebersetzung, kann zur Erläuterung dienen: „Knabe! bringe mir den noch übrigen Wein! denn du findest im Paradiese nicht die holden Ufer unsres Roknabad, oder Mosellähs Rosenlauben!" Ferner sagt er von Mosellâh: „Von Jaafar Abad kommt die Morgenluft, von Ambra duftend, zu Mosellâh's holden Lauben."

Diese gepriesene Laube Mosellâh's liegt eine (Englische) Viertelmeile Westwärts von dem Grabe; aber sie ist ganz verfallen, und man sieht keine Spur mehr von der Annehmlichkeit, die man nach der Beschreibung des Dichters erwarten sollte. Doch läßt sich aus der hohen, wirklich angenehmen Lage schließen, daß sie ehemals reizend gewesen seyn kann. Gegenwärtig ist die Gegend

umher rauh und unfruchtbar, und dient zur Feier des Muhamedanischen Festes Eide Korban, oder der Ceremonien, die an diesem Tage zum Andenken der Begebenheit begangen werden, da Abraham seinen Sohn Isaak, den die Perser Ismael nennen, aufopfern wollte.

Etwas Nördlich von dem Grabe des Dichters Hafiz, ist ein prächtiges Gebäude, das bei den Persern Heft Tun, oder die sieben Leiber heißt, und zwar wegen sieben Derwische, die aus einer großen Ferne herkamen, um hier zu wohnen. Sie ließen sich auf dem Platze nieder, wo das erwähnte Gebäude aufgeführt ist, und blieben daselbst, bis sie Alle starben. Einer begrub nach und nach den andren, bis endlich auch der letzte von den Nachbaren begraben ward. Zum Andenken dieses Vorfalls hat Kerim Khan eine schöne Halle mit daran stoßenden Zimmern aufgeführt. Diese Halle hat 27 Fuß in der Länge, 18 in der Breite, und 40 in der Höhe. Ein Drittheil der Höhe ist mit weißem Marmor von Tauris ausgelegt; das Uebrige aber, nebst der Decke, mit Blau und Gold geziert. Das Gebäude ist wirklich schön, und nach eben dem Plane aufgeführt, wie Hafiz's Grab und der Diwan Khana. Es hat auch einige erträgliche Gemälde in der Persischen Manier; das eine davon stellt Abraham vor, wie er seinen Sohn Isaak opfert, und der Engel vom Himmel kommt; das andre Moses als einen Jüngling, wie er die Heerden seines Schwiegervaters Jethro weidet. Ueber den Thüren der Halle stehen die Bildnisse der beiden berühmten Dichter Hafiz und Sadi in Lebensgröße. Hafiz ist in die alte Persische Tracht gekleidet, mit einer frischen blühenden Gesichtsfarbe, hat einen großen Knebelbart, und scheint in dem Gemälde etwa sechs und dreißig Jahre alt zu seyn. Sadi ist als ein ehrwürdiger Greis mit einem langen weißen Barte und in einem

langen geistlichen Kleide vorgestellt; in der rechten Hand hält er einen kleinen gekrümmten elfenbeinernen Stab, und in der andern ein Rauchfaß. — Vor der Halle befindet sich ein sehr schöner steinerner Wasserbehälter, wo die Perser, ehe sie bei den Gräbern der sieben Derwische ihre Andacht verrichten, sich erst auf die im Muhamedanischen Gesetze vorgeschriebene Art waschen. Der Garten besteht aus zwei Gängen von Cypressen, und ist von einer hohen Mauer umgeben; und auf der Spitze des Gebäudes befindet sich eine schöne große Terrasse, von wo man eine weite Aussicht auf die Stadt Schiras und die umliegende Gegend hat. Nach diesem Orte gehen die Perser eben so häufig, als nach dem Grabe des Dichters Hafiz, und belustigen sich bis Abends, da sie denn wieder nach der Stadt zurückkehren.

Parallel mit Heft Tun, ungefähr drei (Englische) Viertelmeilen entfernt, ist der Garten Dil Guschaje, das ist: Erweiterung des Herzens, welchen Namen er wegen seiner angenehmen Lage führt. Er liegt an dem Fuße eines sehr hohen Berges, aus dem ein Strom von klarem, frischem Wasser entspringt. Um dies aufzunehmen, ist eine Reihe von steinernen Bassins angelegt, die ungefähr sechzig Schritte weit von einander abstehen, und aus denen das Wasser, nach Art einer Kaskade, immer zu dem nächsten Becken herunter fällt. Diese verschiedenen Wasserfälle thun eine angenehme Wirkung auf das Auge. In der Mitte ist ein von Steinen erbauetes Sommerhaus, durch welches das Wasser in einem steinernen Kanale hinläuft. Hier sitzen die Perser, rauchen Tabak, spielen Hasardspiele, und bewirthen einander mit dem, was sie aus der Stadt mitgebracht haben. Der Garten ist äußerst angenehm, das Wasser hell und kalt, und die Luft lieblich, mild und erfrischend.

Eine (Englische) Meile Oestlich von Dil Guschaje, ist das Grab des berühmten, schon vorhin erwähnten

ten Sadi. Es liegt am Fuße eines Berges, der Schiras gegen N. O. begränzt, und ist ein großes viereckiges Gebäude, an dessen oberem Ende zwei Alkoven in der Mauer angebracht sind. Der zur rechten Hand ist das Grab des Dichters, noch ganz in dem Zustande, wie damals, da er begraben ward, von Steinen gebauet, sechs Fuß lang und drittehalb breit. An den Seiten derselben sind verschiedene Sentenzen in den alten Nes-khi-Buchstaben eingegraben, die sich auf den Dichter und seine Werke beziehen. Sadi lebte ungefähr vor fünfhundert und funfzig Jahren, und seine Werke stehen wegen ihrer Moralität und wegen der darin enthaltenen vortreflichen Lehren, bei allen Orientalischen Nationen in großer Achtung. Ueber dem Grabe ist ein Deckel, von schwarzem, mit Gold gemaltem Holze, woran eine von den Oden des Dichters in den modernen Nustalihk-Buchstaben steht; und wenn man dieses Brett wegnimmt, so sieht man den leeren steinernen Sarg, worin er begraben ward. Diesen bestreuen Sadi's Verehrer, die hieher kommen, sorgfältig mit Blumen, Rosenkränzen und mancherlei Reliquien. Oben auf dem Grabe liegt zu jedermanns Ansicht eine sehr schöne Abschrift von Sadi's Werken, und an den Mauern sind verschiedne Persische Verse von denen Personen angeschrieben, die von Zeit zu Zeit hier gewesen sind. Das Gebäude ist jetzt in schlechtem Stande, und muß, wenn es nicht reparirt wird, bald ganz verfallen. Es ist sehr zu bedauern, daß bei der ungewissen Lage des Landes Niemand an die Wiederherstellung desselben etwas wenden kann. Wer heute Ansehen und Macht hat, wird vielleicht morgen ergriffen und ins Gefängniß geschleppt; kurz, niemand kann sein Schicksal am folgenden Tage mit Sicherheit wissen. — Nahe bei dem beschriebenen Gebäude sieht man die Gräber verschiedener frommen Leute, die hier auf ihr eigenes Verlangen beerdigt worden sind.

Ein wenig links davon ist unter der Erde ein sehr merkwürdiger Kanal. Man steigt eine Treppe von siebzig steinernen Stufen hinunter, und wird dann durch ein schönes Gebäude in achteckiger Form überrascht, durch welches der Kanal hin fließt. Es ist ganz von Steinen aufgeführt, und, ob es gleich schon lange Zeit steht, doch völlig unbeschädigt. Dies schreiben die jetzigen Perser aus Aberglauben dem Umstande zu, daß es mit Puhl Helaul, oder rechtmäßigem d. i. nicht durch Unterdrückung und Tyrannei erworbenen Gelde gebauet sey. Sie sagen nehmlich: Gebäude, die von Tyrannen aufgeführt wären, vergingen und verfielen bald; die von guten und gerechten Fürsten aber blieben Jahrhunderte hindurch unverletzt. Diese Meinung schöpfen sie aus der Tradition von diesem Gebäude, nach welcher es von einem Persischen Könige Namens Gemschihd aufgeführt worden seyn soll, der wegen seiner Frömmigkeit und Gerechtigkeit in der Persischen Geschichte sehr berühmt, und eben der ist, welcher Persepolis erbauet hat. Er grub erst mit vieler Arbeit und großen Kosten einen Strom ab, und leitete ihn durch einen Aquädukt von den benachbarten Bergen nach dem Brunnen hin; und von hier fließt dieser nun durch einen unter der Erde angelegten, etwa zwei Fuß breiten, steinernen Kanal fort, und versorgt die ganze Gegend um Schiras mit vortreflichem Wasser. Die jetzigen Perser schreiben diesem sehr vorzügliche Eigenschaften zu, und baden sich äusserst gern darin. An den Seiten des erwähnten Gebäudes sind kleine Abschläge und Alkoven, wo die Perser, die dahin kommen, Tabak rauchen, und es selbst in den heissesten Sommertagen völlig kühl und erfrischend finden. Chardin erwähnt einer nahe bei Sadi's Grabe befindlichen Fontaine, worin, wie er sagt, diesem Dichter Fische geweihet sind. Jetzt ist gar keine Spur mehr von dem

vorhanden, was er beschreibt; daher glaube ich denn, er meine den vorhin erwähnten Kanal, in welchem man eine Menge sehr schöner Fische fängt. Das Gebäude mag nun zwar wohl nicht so alt seyn, als es von der Tradition gemacht wird; aber gewiß hat es Spuren von sehr hohem Alterthume, und verdient in dieser Rücksicht die Aufmerksamkeit eines Fremden.

Eine Englische Meile Nordwärts von der Straße Schaah Mirza Hamza in Schiras, steht ein großes achteckiges Gebäude, in welchem sich das Grab des zweiten Sohns von dem verstorbenen Wäkihl Kerim Khan, Abdurrahiem Khan's, befindet, der in seinem zwölften Jahre starb. Das Grabmal ist 8 Fuß lang, und 3 breit, steht in der Mitte des Zimmers, und es liegt ein Stück Brokat darauf. Es ist aus schönem Taurischen Marmor verfertigt, zierlich vergoldet, und hat oben und an den Seiten gut eingehauene Inschriften in Persischer Sprache, und in Nustalihk-Charaktern. Das Zimmer trägt einen schönen Dohm, dessen Kuppel und Seiten mit emaillirter Arbeit in Blau und Gold, auf Porcellan-Art geziert sind. In dieser Art von Arbeit thun die Perser es allen Orientalischen Nationen zuvor. Sie ist für das Auge durch die lebhaften Farben reizend, die alles, was man in Europa von dieser Art macht, übertreffen, und nach meiner Meinung eben so schön sind, wie die Chinesischen.

Kerim Khan bauete bei seinem Leben, unter andern gemeinnützigen Werken, auch verschiedene Sommerhäuser in der Nachbarschaft von Schiras. Die Gärten, in denen sie stehen, sind in einer sehr angenehmen Manier angelegt, ob sie gleich sehr von dem abweichen, was nach unsren Begriffen einen Garten schön macht. Sie bestehen gemeiniglich aus langen, schmalen Gängen, die zu beiden Seiten mit Sykomoren und Cypressen bepflanzt sind, und haben in der Mitte Blumen-

um die Erfüllung des Heirathsvertrages zu erzwingen; denn in dem erwähnten Falle muß der Ehemann den Kontrakt bis auf den kleinsten Punkt halten. Nach dieser Ceremonie wird die Ehe als völlig geschlossen angesehen. Es muß übrigens bemerkt werden, daß man den Töchtern in Persien nie etwas mitgiebt, wie es in Europa und in den meisten Orientalischen Ländern Sitte ist. Nun bleibt weiter nichts mehr übrig, als die Hochzeitfeier, die gewöhnlich den zweiten oder dritten Tag nach der Unterzeichnung des Kontraktes auf folgende Art begangen wird. Die Nacht vorher versammeln sich die Freunde und Verwandten der Braut in ihrem Hause, und haben Musik, Tänzerinnen und andre Zeichen von Festlichkeit bei sich. Man nennt diese Nacht: Scheb Henna Bundih, oder die Nacht, in welcher die Hände und Füße der Braut mit der, im ganzen Orient wohl bekannten Pflanze Hennah gefärbt werden. Ehe diese Ceremonie vor sich geht, schickt der Bräutigam eine beträchtliche Menge von der erwähnten Pflanze nach der Behausung seiner Braut. Diese wird vor dem Färben erst in das Bad begleitet, und dann wieder in ihre Wohnung zurückgebracht. Hierauf färbt man ihr Hände und Füße, und bemalt ihr zugleich die Augenbrauen und die Stirn mit einem gepülverten Präparat von Spießglanz, welches Surma genannt wird*). Wenn dies geschehen ist, schickt man die Ueberreste von dem Kraute dem Bräutigam wieder zu, an welchem dann seine Freunde eine gleiche Operation verrichten. In der Hochzeitnacht endlich versammeln sich die Freunde und Freundinnen des

*) Es ist eine sehr alte Sitte der Morgenländer, daß sie bei festlichen Gelegenheiten die Augenlieder und die Augenbrauen mit einem Präparat von Spießglanz schwärzen, Füße und Hände aber mit einem Pulver von Al Henna oder *Lawsonia inermi L.* gelb färben. Von dem Schminken oder Schwärzen der Augen findet man schon Jes. III, 16. Spuren: sie färben die Augen. F.

sungen Paares in dem Hause der Braut, um sie ihrem künftigen Ehemanne zuzuführen. Sie werden von allen Arten Musik, ferner von Tänzerinnen begleitet, und haben alle ihre besten Kleider an, wobei die Frauenzimmer mit einem rothseidnen Schleier verhüllt sind. Die Geschenke, welche der Bräutigam seiner Braut gemacht hat, werden alle in offene Kasten gelegt, auf denen rothe seidne Decken liegen, und von Mannspersonen auf den Schultern getragen. Man wartet erst einige Zeit an der Thüre; und dann wird die Braut herbeigeführt, die vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Schleier von rother Seide oder gemahltem Musselin bedeckt ist. Hierauf läßt man sie ein Pferd besteigen, das der Bräutigam ausdrücklich dazu hingeschickt hat. Sobald sie darauf sitzt, hält eines von den Brautmädchen, den ganzen Weg über bis zur Wohnung ihres Bräutigams, ihr einen Spiegel vor, um sie gleichsam zu erinnern: sie sehe sich jetzt zum letztenmal als Jungfrau, da sie im Begriff stehe, in den Ehestand mit seinen Sorgen einzutreten. Nun bricht die Procession in folgender Ordnung auf. Erstlich die Musik und die Tänzerinnen; dann die Geschenke in offenen Kasten und von Mannspersonen auf den Schultern getragen; ferner die Anverwandten und Freunde des Bräutigams, die alle jauchzen und einen großen Lerm machen; auf diese folgt die Braut selbst, von allen ihren Freunden und Verwandten weiblichen Geschlechts umgeben, von denen eine das Pferd bei dem Zügel führt; und zuletzt wird dann die Procession noch von einigen Personen zu Pferde beschlossen. Vor dem Hause des Bräutigams wird sie an der Thüre von den Eltern desselben erwartet, und dann die Treppe hinauf geführt. Die Braut geht nun in das Zimmer, und der Bräutigam, der sich an dem oberen Ende desselben befindet, macht eine tiefe Verbeugung. Gleich nachher geht er dicht an seine Braut heran, und umarmt sie.

Nun begeben sich Beide bald in ein besondres Zimmer, und werden, wenn sie zu der Gesellschaft zurückkehren, mit großer Fröhlichkeit empfangen. Dann setzt sich Alles zum Abendessen nieder: die Mannspersonen mit dem Bräutigam, und die Frauen mit der Braut in einem besondren Zimmer; denn das Herkommen erlaubt es nicht, daß beide Geschlechter bei dieser Gelegenheit zusammen essen. Das Gastmahl wird übrigens bei heiterer und festlicher Freude bis spät in die Nacht verlängert. Die Belustigungen wegen einer Hochzeit werden gemeiniglich acht oder zehn Tage fortgesetzt. Wenn der junge Ehemann nach der Verheirathung mit seiner Frau nicht zufrieden ist (welches sich hier eben so wie in andren Ländern bisweilen ereignet:) so kann er sich wieder von ihr scheiden, da das Muhamedanische Gesetz jeden Mann berechtigt, seine Frau sobald er will zu verstoßen. Dies geschieht denn auf die Art, daß er ihr Alles giebt, was er ihr vor der Heirath versprochen hat, und daß er von ihren Anverwandten den Kontrakt zurückfordert. Diese Scheidung heißt bei den Persern Tellaak. Wenn der Mann nachher Neigung bekommt, die Frau wieder zu nehmen, so kann er es thun, und zwar dreimal hinter einander, wobei aber in jedem Falle der Kontrakt erneuert werden muß. Nach der dritten Scheidung ist es indeß ausdrücklich untersagt, eben dieselbe Frau wieder zu nehmen. Man hat mir erzählt: eine geschiedene Frau müsse erst einen andern heirathen, mit ihm zu Bette gehen, und wieder von ihm geschieden werden, ehe ihr erster Mann sie aufs neue nehmen könne. Aber nie ist mir in Persien ein dergleichen Fall vorgekommen; auch habe ich nie gehört, daß diese Sitte im Lande üblich sey, ob ich mich gleich häufig darnach erkundigte *). Es trift

*) Mehrere glaubwürdige Reisende geben diesen Umstand als im Morgenlande nothwendig an, nehmlich so, daß wenn ein Mann seine dreimal von ihm geschiedene Frau wieder

sich selten, daß ein Mann, der sich einmal von seiner Frau hat scheiden lassen, geneigt seyn sollte, sie wieder zu nehmen. Wer es denn ja thut, wird von seinen Nachbarn wenig geachtet. Uebrigens ist es zwar nach dem Muhamedanischen Gesetze einem Mann erlaubt, so viele Frauen zu nehmen, als er ernähren kann; aber im Ganzen wird bei den Persern doch der am meisten geachtet, der sich nur an Eine hält.

Bisweilen schliessen die Familien in Persien, so wie in manchen andern Orientalischen Ländern, schon Ehekontrakte, wenn das für einander bestimmte Paar noch sehr jung ist. Zwar wird die Heirath erst mehrere Jahre nachher vollzogen; aber doch kann das verlobte Mädchen sich nicht wieder von ihrem Bräutigam scheiden oder sich anders, als mit Bewilligung desselben, von dem Kontrakte losmachen, wenn sie nicht eine beträchtliche Summe Geldes erlegen will. Eben so ist der Bräutigam seiner Seits gebunden.

Eine Wittwe in Persien muß vier Monate nach dem Tode ihres Mannes warten, ehe das Gesetz ihr erlaubt, sich wieder zu verheirathen; aber die Konkubine eines Verstorbenen kann, so bald sie will, wieder zu einem andren gehen.

Bei dem Namengeben der Kinder wird in Persien folgende Ceremonie beobachtet. Den dritten oder vierten Tag nach der Geburt versammeln sich die Freunde und Verwandten der Kindbetterin im Hause derselben, und bringen Musik nebst Tänzerinnen mit, die sie zu dieser Gelegenheit gedungen haben. Wenn eine Weile ge-

heirathen wolle, sie erst 40 Tage lang einem andren Manne beiwohnen und sich dann von ihm scheiden lassen müsse. Uebrigens hält man dies für beschimpfend und unsittlich, so daß nie Personen von Stande sich dazu verstehen, u. daß auch Leute von der niedrigsten Herkunft sich diese Ehe höchst selten gefallen lassen. M. s. Chardins Voyage. T. II. S.

spielt und getanzt worden ist, wird ein Mullah oder Priester hereingeführt, der das Kind in seine Arme nimmt, und die Mutter frägt, welchen Namen sie für dasselbe wähle. Sobald er ihn weiß, fängt er an zu beten, legt dann kurze Zeit nachher seinen Mund dicht an des Kindes Ohr, nennt es zu drei verschiedenen malen bei dem angegebenen Namen, und sagt ihm dabei: es solle ihn nicht vergessen, seinen Eltern gehorsam seyn, den Koran und den Propheten verehren, und sich alles dessen enthalten, was dem Gesetze zuwider, aber auch alles thun, was gut und löblich sey. Nun sagt er das Muhamedanische Glaubensbekenntniß her, und giebt dann das Kind seiner Mutter wieder. Hierauf wird die Gesellschaft mit Konfekt und andern Erfrischungen bewirthet; und die anwesenden Frauenzimmer vergessen es nie, einen Theil davon in den Taschen mitzunehmen, weil sie dies für ein unfehlbares Mittel halten, selbst fruchtbar zu werden.

Die Ceremonie des Sunnuts oder der Beschneidung wird in Persien gemeiniglich während des Tschéhula, oder binnen vierzig Tagen nach der Geburt des Kindes, vorgenommen; denn in dieser Periode ist weniger Gefahr damit verbunden, als späterhin. An einigen Kindern wird indeß die Operation nicht vor dem siebenten oder achten Jahre verrichtet; aber nothwendig muß sie vor dem vierzehnten geschehen, weil sie nach dieser Zeit für ungesetzmäßig gehalten wird. Bei dieser Gelegenheit laden die Eltern des Kindes ihre Anverwandten und Freunde zu einer Bewirthung ein. Die Operation wird übrigens nach Jüdischem Gebrauch und auf eben die Art verrichtet, wie es bei den Muselmännern in Indien üblich ist.

Bei vornehmen Leuten wird diese Ceremonie ausserordentlich prächtig begangen. Während meines Aufenthaltes zu Schiras war ich Augenzeuge von den Freu-

densbezeigungen, welche die Einwohner zu Ehren Dschaafar Khan's anstellten, der am 27. April 1787 seinen Sohn beschneiden ließ.

Schon am 20. hatte man vorläufig große Anstalten gemacht, und nun wurden alle Bazars in Schiras glänzend erleuchtet, besonders der große Bazar, der von Anfang bis zu Ende mit Kronleuchtern von vielfarbigen und von der Decke bis in die Mitte herunterhangenden Lampen geschmückt war. Zu beiden Seiten hatten die Kaufleute ihre Läden stark mit Silberpapier, reichen Decken u. s. w. behangen; und die Wände waren bis zu einer beträchtlichen Höhe mit Tapeten, Spiegeln und verschiedenen Gemälden in Persischer Manier bedeckt, von welchen letzteren die meisten alte Könige von Persien und Indien in ihren verschiedenen Nationaltrachten, oder Scenen aus ihren beliebtesten Dichtern, vorstellten. In den Bazars liessen sich ununterbrochen Tag und Nacht Spielleute und Tänzerinnen auf besonders dazu erbaueten Gerüsten sehen und hören, und das festliche Schauspiel währte sieben Tage und Nächte ununterbrochen fort. Unter andern sinnreichen Erfindungen, die man bei dieser Gelegenheit sah, war besonders eine an dem Dschuba Khana, oder dem Arsenal des Khan's, merkwürdig. In der Mitte dieses Gebäudes hatten die Waffenschmiede einen ehernen Mörser von 800 Pfund durch versteckte Mittel in der Luft aufgehängt, so daß er an nichts, weder oben noch unten Haltung zu haben schien. Alles, was man sah, war eine Menge daran sitzender, gefärbter Gläser, als wenn diese ihn in der Luft schwebend erhielten. Man sagte mir übrigens, dies sey durch einen Drath bewirkt, der von dem Dache des Gebäudes bis zu der Mündung des Mörsers hinlaufe; da aber die Zuschauer nichts davon sehen konnten, so schien das Ganze sehr wunderbar. Die Verzierungen bei dieser Gelegenheit kosten den Krämern

und Kaufleuten beträchtliche Summen. Auſſer dem Aufwande für die Erleuchtung, mußten ſie aber auch dem Khan und ſeinem Sohne ein artiges Peiſchkuſch, oder Geſchenk, machen. Der Khan ſeiner Seits gab bei dieſer Gelegenheit in der Citadelle ein großes Gaſtmahl, wozu die vornehmſten Perſonen der Stadt eingeladen wurden; und zum Schluß ließ er dann noch vortrefliche Feuerwerke abbrennen.

Die Leichenbegängniſſe werden in Perſien auf ähnliche Art gehalten, wie in den übrigen Muhamedaniſchen Ländern: Bei dem Tode eines Muſelmanns verſammeln ſich die Verwandten und Freunde des Verſtorbenen, und erheben über dem Leichnam laute Wehklagen. Dann wird dieſer gewaſchen, auf eine Bahre gelegt, nach dem Begräbnißplatze auſſerhalb der Stadt gebracht, und dabei von einem Mullah oder Prieſter begleitet, der den ganzen Weg über Stellen aus dem Koran ſingt. Begegnet irgend ein Muſelmann von ungefähr der Proceſſion, ſo iſt er durch die Vorſchriften ſeiner Religion verpflichtet, nach der Bahre hin zu eilen, ſeinen Beiſtand bei dem zu Grabe Bringen anzubieten, und zu gleicher Zeit auszurufen: La Illa Illlilla; „es iſt kein Gott auſſer Gott!“ Nach der Beerdigung kehren die Verwandten des Verſtorbenen wieder nach Hauſe zurück; die Frauenzimmer der Familie machen dann ein Gemiſch von Weizen, Honig und Gewürzen, eſſen es zum Andenken des Todten, und ſchicken auch ihren Freunden und Bekannten einen Theil davon, damit dieſe ihm gleiche Ehre erweiſen.

Die Perſer beobachten ſehr genau den Blutpreis oder das Wiedervergeltungsrecht, das bei ihnen Deiut heißt, da es in dem Koran beſtimmt, geboten und autoriſirt iſt. Wenn in Schiras einer den andern ermordet, ſo muß er entweder in Gelde oder Sachen ein Deiut von achthundert Piaſtern an die Verwandten des

Getödteten bezahlen. Doch wenn die Letzteren dies (da es ganz von ihrer Willkühr abhängt) nicht annehmen und auf Rache bestehen, so muß der Mörder dem nächsten Anverwandten des Getödteten ausgeliefert werden, und wird dann von diesem umgebracht. Sollte aber der Mörder Gelegenheit finden zu entwischen, so sind beide Familien in steter Feindschaft, bis volle Genugthuung gegeben ist, entweder durch Entrichtung des erwähnten Blutpreises, oder dadurch, daß man den Mörder ergreift und ausliefert; welches denn oft sehr blutige Folgen nach sich zieht. Es giebt indeß noch eine andre Art von Ausgleichung, die ich einmal als Augenzeuge gesehen habe. Sie besteht darin, daß die Anverwandten des Mörders dem Sohne des Getödteten eine Tochter oder Nichte des Thäters als den Blutpreis zur Ehe geben; und wenn dies der Fall ist, und die beiden Familien dadurch zu Einer werden, so geschieht die Versöhnung immer von Herzen.

Die Polizei in Schiras, so wie in ganz Persien überhaupt, ist sehr gut. Wie ich schon oben bemerkt habe, werden die Straßen bei Sonnenuntergang geschlossen; Niemand, wer es auch seyn mag, hat die Freiheit, bei Nacht darin aus- und einzugehen, ja die Schlüssel der Straßen werden immer dem Hakim oder Gouverneur geschickt, und bleiben bis zum Morgen bei ihm. Abends werden die Tiblas oder Trommeln zu drei verschiedenen Malen gerührt; nehmlich um 8, um 9 und um halb 10 Uhr. Nach der dritten Tibla werden alle Personen, die der Daroga (Polizeirichter) oder einer von seinen Leuten noch auf der Straße antrift, ohne Unterschied sogleich aufgegriffen, und in ein Gefängniß geführt. Am Morgen bringt man sie dann zu dem Hakim; und wenn sie da nicht gute Gründe angeben können, so werden sie entweder mit einer Bastonade oder mit einer Geldbuße bestraft.

Civil-Sachen werden alle von dem Kadi, geistliche aber (besonders Ehescheidungen) von dem Schech al Sellahm, oder dem Haupte des Glaubens, geschlichtet, der eine ähnliche Würde hat, wie der Mufti in der Türkei. Die Justiz wird in Persien auf eine sehr summarische Art verwaltet, und die Sentenz, wie sie auch ausgefallen seyn mag, immer auf der Stelle vollzogen. Diebstahl wird gemeiniglich mit dem Verluste der Nase und der Ohren bestraft; Straßenraub aber dadurch, daß man den Bauch des Verbrechers aufschneidet. In diesem Zustande wird er dann auf einem öffentlichen Platze der Stadt an einem Galgen zur Schau ausgestellt, und so lange daran gelassen, bis er unter Martern den Geist aufgiebt. Die Strafe ist zwar fürchterlich, aber im Grunde doch äusserst nützlich; denn dieser Anblick schreckt Andre ab, eben dasselbe Verbrechen zu begehen, und macht, daß Straßenräubereien in Persien sehr selten vorfallen. Uebrigens sind die Strafen in diesem Lande so mannichfaltig und so grausam, daß der Menschheit schon bei dem Gedanken daran schaudert; und der glückliche Engländer, der sie sieht, dankt dem Schicksal, daß er in dem Lande der Freiheit geboren ward, wo das Eigenthum heilig ist, die Gerechtigkeit aber auch mit Gnade verwaltet wird.

Die Perser beobachten während des Ramazan's (des neunten Monats im Muhamedanischen Jahre) die Fasten sehr genau und strenge. Ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch halten sie eine Mahlzeit, welche Sehre genannt wird; aber von da an bis zu Sonnenuntergang genieſſen sie nicht das Mindeste. Ja, wenn sie am Tage ein Kalian rauchen, oder wenn nur ein Tropfen Wasser an ihre Lippen kommt: so wird das Fasten als gebrochen und ungültig angesehen. Uebrigens haben sie Erlaubniß, sich von Sonnenuntergang bis zum nächsten Morgen zu erholen. Wenn der Monat Ramazan in

die Mitte des Sommers fällt — und das muß er bisweilen, da die Muhamedaner ein Mondenjahr haben: — so ist dieses Fasten sehr hart, besonders für Personen, die wegen ihrer Beschäftigungen am Tage umherzugehen genöthigt sind. Noch härter wird es aber dadurch, daß man während der Zeit einige Nächte im Gebet zubringen muß. Besonders feiern die Perser zwei so: die Eine ist die, in welcher ihr Prophet Ali an einer Wunde starb, die ihm ein Mörder drei Tage vorher beigebracht hatte (und dies ist am ein und zwanzigsten des Ramazans, welchen sie Yeom al Kutul oder den Tag des Mordes nennen;) die andre ist die Nacht des 23, in welcher, nach ihrer Versicherung, der Engel Gabriel den Koran vom Himmel gebracht und ihn dem Propheten überliefert hat, und die deshalb Lailut ul Kudur, oder die Nacht der Macht heißt. Die erste dieser Nächte wird von den Türken, und überhaupt von den Sunniten, gar nicht, und die zweite erst am 27 Tage gefeiert. Von den Persern werden beide Nächte ganz in Gebet zugebracht; außerdem verwenden aber die frömmsten Leute den ganzen Monat hindurch alle Tage einige Zeit auf das Lesen des Korans. Von dem Fasten sind indeß Frauenzimmer, die sich in gewissen ihrem Geschlechte eigenthümlichen Umständen befinden, ferner sehr alte Personen, Kranke und Kinder unter vierzehn Jahren ausgenommen; jedem Andren aber ist es, als zu seinem Heil unumgänglich nothwendig, auferlegt. Auch Reisende, die wirklich auf dem Wege sind, brauchen dies Fasten nicht zu halten; allein sie müssen es eine gleiche Anzahl von Tagen, als sie es unterliessen, in einem andren Monate nachholen. Uebrigens sagen aber die Perser: Ein Fasten im Monate Ramazan sey Gott angenehmer, als wenn man das ganze übrige Jahr hindurch faste. Diesen Monat nennen die Perser vorzugsweise: Al Mubarik, oder der gesegnete; und sie versichern: ein

Muſelmann, der während deſſelben ſterbe, komme ganz gewiß in das Paradies. Sie glauben nehmlich, daß alsdann auf Gottes Befehl die Straßen des Himmels geöffnet ſind. Recht andächtige Leute fangen dieſes Faſten ſieben oder acht Tage vor dem Ramazan an, und einige ſetzen es wohl noch längere Zeit im folgenden Monate fort.

Der Eide des Ramazan's, oder der erſte des Schuwahl, wird hier nicht, wie in der Türkei, mit beſonderer Feierlichkeit begangen. Der 23 September, der in dieſem Jahre, dem 1201 der Hedſchira, auf den 10 des Muhamedaniſchen Monats Zual Hüj fiel, und den man in Perſien als ein großes Feſt anſieht, ward in Schiras mit außerordentlichen Luſtbarkeiten gefeiert. Er heißt bei den Perſern Eide Korban, oder das Feſt des Opfers, weil, wie ſie ſagen, an dieſem Tage Abraham ſeinen Sohn Iſaak, oder wie ſie ihn nennen Ismael, zum Opfer dargebracht hat. Einige Tage vorher kauft jede Familie ein ſchönes fettes Schaaf, das zum Opfer beſtimmt iſt, und Gofe und Korban, oder das Opferſchaaf genannt wird. Dies Schaaf wählt man ſehr ſorgfältig, und es muß ohne Flecken oder Makel ſeyn, um Iſaak's Reinheit zu bezeichnen. Wenn das Feſt gekommen iſt, ſchmückt man das Opfer mit Bändern, Glaskorallen und andren Zierrathen; auch färbt man ihm den Kopf, die Füße und verſchiedne Theile des Leibes mit dem Kraute Henna. Die Nachbarn beſuchen einander, und wünſchen ſich wechſelſeitig ein glückliches Eide oder Feſt, wobei ſie folgende Formel gebrauchen: Eide Schuma Mubärik Baſched; d. i. möge euer Feſt glücklich ſeyn! Wenn das Opfer geſchlachtet iſt, ſchickt man ſeinen Freunden und den Armen Stücke davon als Geſchenke zu. Einige Familien behalten gar nichts davon für ſich; aber jeder Muſelman iſt durch ſeine Religion verpflichtet, wenigſtens einen Theil den Armen zu geben, die denn gemeiniglich eine ſehr gute Mahlzeit halten können.

Der

Der ganze Tag wird mit der größten Festlichkeit begangen. Bei den Personen von höherem Range werden folgende Ceremonien beobachtet: der Khan, oder in dessen Abwesenheit der Beglerbeg, geht in Procession nach dem Opferplatze, der ausserhalb der Stadt liegt und Korban Gah genannt wird. Ein hierzu besonders gewähltes Lieblings-Kameel, das mit vielem Putze geschmückt ist, und das man als heilig ansieht, wird mitgeführt. Wenn man auf dem Platze ankommt, stößt der Khan dem Thiere eine Lanze in die Brust; dann darf die umherstehende Menge sich hinzudrängen, und es sogleich in tausend Stücke schneiden. Glücklich ist in den Augen des Volkes derjenige, der sich nur das kleinste Stück davon verschaffen kann; denn man betrachtet dies als einen großen Seegen, und als eine unfehlbare Vorbedeutung von künftigem Glück. Die Procession kehrt nun nach der Stadt zurück, wo vor dem Pallaste ein Gerüst gebauet ist. Hier wird das Volk von Seiltänzern, Sängern und Sängerinnen, Lustspringern, Widdergefechten, und mit andren Belustigungen bis zum Abend unterhalten. Alle Perser wissen ein Lied auf diesen Tag auswendig, und singen es ab, so wie sie durch die Straßen gehen, wobei man in jedem Gesichte Freude und Zufriedenheit sieht. Da ich bei einer Persischen Familie wohnte, so hielt ich es für rathsam, ihr bei dieser Gelegenheit ein Opferschaaf zu schenken. Damit machte ich ihr denn großes Vergnügen, und wir brachten den Tag in voller Freude zu. Wirklich schreibe ich, beiläufig gesagt, meine angenehme Lage während meines Aufenthaltes in Persien hauptsächlich meiner Bereitwilligkeit zu, mich ganz in die Sitten und Gebräuche der Nation zu finden; und ich rathe jedem Reisenden, der in einem fremden Lande angenehm leben will, es auch so zu machen, da ich den

Nutzen von meinem Verhalten in so reichlichem Maße erfahren habe.

Auch der 30 September, oder der 17 des Zu al Huj, wird als ein Fest begangen und Eide Kudihr, oder das Fest des Schicksals genannt, da, nach der Behauptung der Perser, ihr Prophet Muhamed an diesem Tage, dem neunten vor seinem Tode, seinem Schwiegersohne Ali das Kaliphat vermacht hat; doch wird dieser Umstand von den Türken und andren Sunniten geleugnet, worüber große Erbitterung und vieles Blutvergießen entstanden ist.

Keine Gegend in der Welt bringt die Bedürfnisse des Lebens in größerer Menge und Vollkommenheit hervor, als Schiras. Auch läßt sich wohl kein reizenderer Ort auf der Erde denken, als das Thal, worin die Stadt liegt, da es eine gesunde Luft hat und so reichlich Alles trägt, was das Leben angenehm machen kann. Die Felder haben Ueberfluß an Reis, Waizen und Gerste. Gemeiniglich fängt man im Monat Mai an, diese Früchte zu mähen, und in der Mitte des Julius ist dann die Erndte vollendet. Hier wachsen die meisten in Europa bekannten Früchte, und manche davon, besonders die Aprikosen und Weintrauben, sind größer und wohlschmeckender, als man sie in unserm Welttheil hat. Von Weintrauben giebt es in Schiras verschiedne Arten; sie sind alle gut, aber zwei oder drei doch ganz vorzüglich. Eine ist die große weisse, ohne Kerne, die man Risch Baba, nennt, und die äußerst süß und wohlschmeckend ist, ferner die kleine weisse, Askeri genannt, ebenfalls ohne Kerne, und so süß wie Zucker; und zuletzt die rothe Traube, aus welcher der berühmte Schiraswein gemacht wird. Dieser Wein wird im Oktober und November von den Armeniern und Juden gekeltert, und man führt jährlich eine große Quantität

davon nach Abu-Schähr und andren Orten am Persischen Meerbusen aus, um ihn von da zum Verkauf nach Indien zu schicken. Er ist in der That köstlich und verdient seinen Ruhm. Zwar gefällt er einem Europäer, der ihn zum erstenmal kostet, nicht sonderlich; aber wer ihn einige Zeit getrunken hat, macht sich selten etwas aus einem andren. Es giebt hier auch noch eine andre Art von großen rothen Trauben, die Saheibi genannt werden, und von denen jede sieben bis acht Pfund wiegt. Die Beeren derselben haben einen scharfen, strengen Geschmack, und geben Weinessig von vorzüglicher Güte. Die Kirschen sind hier nur mittelmäßig, aber Aepfel, Birnen, Melonen, Pfirsiche, Quitten, glatte Pfirsiche und die großen Eierpflaumen alle sehr gut und in dem größten Ueberflusse vorhanden. Der Granatapfel dient zu einer Art von Sprichworte, denn die Perser nennen ihn: Frucht des Paradieses.

Die Pferdezucht ist gegenwärtig in Farsistan, bei dem Verfall des Landes, sehr mittelmäßig; aber in der Südwestlich gelegenen Provinz Duschtistan sehr gut. Die Schaafe sind, bei der vortreflichen Weide in der Gegend von Schiras, von vorzüglichem Geschmacke, und auch wegen ihrer feinen Wolle berühmt. Sie haben außerordentlich große Schwänze, die, wie ich selbst gesehen habe, zum Theil gegen dreißig Pfund wiegen, obgleich die, welche man auf den Märkten verkauft, nicht über sechs oder sieben Pfund schwer zu seyn pflegen. Die Ochsen sind hier groß und stark; aber die Perser essen selten Rindfleisch, und halten sich besonders an Schaafe und Geflügel. Alle Arten von Lebensmitteln sind sehr wohlfeil; und da die benachbarten Berge das ganze Jahr hindurch einen reichlichen Vorrath von Schnee liefern, der auf den Gipfeln derselben gesammelt und auf Karren nach der Stadt zu Markte gebracht wird: so kann selbst der geringste Handwerker in Schiras ohne beträchtliche

spielt und getanzt worden ist, wird ein Mullah oder Priester hereingeführt, der das Kind in seine Arme nimmt, und die Mutter frägt, welchen Namen sie für dasselbe wähle. Sobald er ihn weiß, fängt er an zu beten, legt dann kurze Zeit nachher seinen Mund dicht an des Kindes Ohr, nennt es zu drei verschiedenen malen bei dem angegebenen Namen, und sagt ihm dabei: es solle ihn nicht vergessen, seinen Eltern gehorsam seyn, den Koran und den Propheten verehren, und sich alles dessen enthalten, was dem Gesetze zuwider, aber auch alles thun, was gut und löblich sey. Nun sagt er das Muhamedanische Glaubensbekenntniß her, und giebt dann das Kind seiner Mutter wieder. Hierauf wird die Gesellschaft mit Konfekt und andern Erfrischungen bewirthet; und die anwesenden Frauenzimmer vergessen es nie, einen Theil davon in den Taschen mitzunehmen, weil sie dies für ein unfehlbares Mittel halten, selbst fruchtbar zu werden.

Die Ceremonie des Sunnuts oder der Beschneidung wird in Persien gemeiniglich während des Tschehula, oder binnen vierzig Tagen nach der Geburt des Kindes, vorgenommen; denn in dieser Periode ist weniger Gefahr damit verbunden, als späterhin. An einigen Kindern wird indeß die Operation nicht vor dem siebenten oder achten Jahre verrichtet; aber nothwendig muß sie vor dem vierzehnten geschehen, weil sie nach dieser Zeit für ungesetzmäßig gehalten wird. Bei dieser Gelegenheit laden die Eltern des Kindes ihre Anverwandten und Freunde zu einer Bewirthung ein. Die Operation wird übrigens nach Jüdischem Gebrauch und auf eben die Art verrichtet, wie es bei den Muselmännern in Indien üblich ist.

Bei vornehmen Leuten wird diese Ceremonie ausserordentlich prächtig begangen. Während meines Aufenthaltes zu Schiras war ich Augenzeuge von den Freu-

densbezeigungen, welche die Einwohner zu Ehren Dschaafar Khan's anstellten, der am 27. April 1787 seinen Sohn beschneiden ließ.

Schon am 20. hatte man vorläufig große Anstalten gemacht, und nun wurden alle Bazars in Schiras glänzend erleuchtet, besonders der große Bazar, der von Anfang bis zu Ende mit Kronleuchtern von vielfarbigen und von der Decke bis in die Mitte herunterhangenden Lampen geschmückt war. Zu beiden Seiten hatten die Kaufleute ihre Läden stark mit Silberpapier, reichen Decken u. s. w. behangen; und die Wände waren bis zu einer beträchtlichen Höhe mit Tapeten, Spiegeln und verschiedenen Gemälden in Persischer Manier bedeckt, von welchen letzteren die meisten alte Könige von Persien und Indien in ihren verschiedenen Nationaltrachten, oder Scenen aus ihren beliebtesten Dichtern, vorstellten. In den Bazars liessen sich ununterbrochen Tag und Nacht Spielleute und Tänzerinnen auf besonders dazu erbaueten Gerüsten sehen und hören, und das festliche Schauspiel währte sieben Tage und Nächte ununterbrochen fort. Unter andern sinnreichen Erfindungen, die man bei dieser Gelegenheit sah, war besonders eine an dem Dschuba Khana, oder dem Arsenal des Khan's, merkwürdig. In der Mitte dieses Gebäudes hatten die Waffenschmiede einen ehernen Mörser von 800 Pfund durch versteckte Mittel in der Luft aufgehängt, so daß er an nichts, weder oben noch unten Haltung zu haben schien. Alles, was man sah, war eine Menge daran sitzender, gefärbter Gläser, als wenn diese ihn in der Luft schwebend erhielten. Man sagte mir übrigens, dies sey durch einen Drath bewirkt, der von dem Dache des Gebäudes bis zu der Mündung des Mörsers hinlaufe; da aber die Zuschauer nichts davon sehen konnten, so schien das Ganze sehr wunderbar. Die Verzierungen bei dieser Gelegenheit kosten den Krämern

und Kaufleuten beträchtliche Summen. Auſſer dem Aufwande für die Erleuchtung, mußten ſie aber auch dem Khan und ſeinem Sohne ein artiges Peiſchkuſch, oder Geſchenk, machen. Der Khan ſeiner Seits gab bei dieſer Gelegenheit in der Citadelle ein großes Gaſtmahl, wozu die vornehmſten Perſonen der Stadt eingeladen wurden; und zum Schluß ließ er dann noch vortrefliche Feuerwerke abbrennen.

Die Leichenbegängniſſe werden in Perſien auf ähnliche Art gehalten, wie in den übrigen Muhamedaniſchen Ländern: Bei dem Tode eines Muſelmanns verſammeln ſich die Verwandten und Freunde des Verſtorbenen, und erheben über dem Leichnam laute Wehklagen. Dann wird dieſer gewaſchen, auf eine Bahre gelegt, nach dem Begräbnißplatze auſſerhalb der Stadt gebracht, und dabei von einem Mullah oder Prieſter begleitet, der den ganzen Weg über Stellen aus dem Koran ſingt. Begegnet irgend ein Muſelmann von ungefähr der Proceſſion, ſo iſt er durch die Vorſchriften ſeiner Religion verpflichtet, nach der Bahre hin zu eilen, ſeinen Beiſtand bei dem zu Grabe Bringen anzubieten, und zu gleicher Zeit auszurufen: La Illa Illlilla; „es iſt kein Gott auſſer Gott!“ Nach der Beerdigung kehren die Verwandten des Verſtorbenen wieder nach Hauſe zurück; die Frauenzimmer der Familie machen dann ein Gemiſch von Weizen, Honig und Gewürzen, eſſen es zum Andenken des Todten, und ſchicken auch ihren Freunden und Bekannten einen Theil davon, damit dieſe ihm gleiche Ehre erweiſen.

Die Perſer beobachten ſehr genau den Blutpreis oder das Wiedervergeltungsrecht, das bei ihnen Deiut heißt, da es in dem Koran beſtimmt, geboten und autoriſirt iſt. Wenn in Schiras einer den andern ermordet, ſo muß er entweder in Gelde oder Sachen ein Deiut von achthundert Piaſtern an die Verwandten des

Getödteten bezahlen. Doch wenn die Letzteren dies (da es ganz von ihrer Willkühr abhängt) nicht annehmen und auf Rache bestehen, so muß der Mörder dem nächsten Anverwandten des Getödteten ausgeliefert werden, und wird dann von diesem umgebracht. Sollte aber der Mörder Gelegenheit finden zu entwischen, so sind beide Familien in steter Feindschaft, bis volle Genugthuung gegeben ist, entweder durch Entrichtung des erwähnten Blutpreises, oder dadurch, daß man den Mörder ergreift und ausliefert; welches denn oft sehr blutige Folgen nach sich zieht. Es giebt indeß noch eine andre Art von Ausgleichung, die ich einmal als Augenzeuge gesehen habe. Sie besteht darin, daß die Anverwandten des Mörders dem Sohne des Getödteten eine Tochter oder Nichte des Thäters als den Blutpreis zur Ehe geben; und wenn dies der Fall ist, und die beiden Familien dadurch zu Einer werden, so geschieht die Versöhnung immer von Herzen.

Die Polizei in Schiras, so wie in ganz Persien überhaupt, ist sehr gut. Wie ich schon oben bemerkt habe, werden die Straßen bei Sonnenuntergang geschlossen; Niemand, wer es auch seyn mag, hat die Freiheit, bei Nacht darin aus- und einzugehen, ja die Schlüssel der Straßen werden immer dem Hakim oder Gouverneur geschickt, und bleiben bis zum Morgen bei ihm. Abends werden die Tiblas oder Trommeln zu drei verschiedenen Malen gerührt; nehmlich um 8, um 9 und um halb 10 Uhr. Nach der dritten Tibla werden alle Personen, die der Daroga (Polizeirichter) oder einer von seinen Leuten noch auf der Straße antrift, ohne Unterschied sogleich aufgegriffen, und in ein Gefängniß geführt. Am Morgen bringt man sie dann zu dem Hakim; und wenn sie da nicht gute Gründe angeben können, so werden sie entweder mit einer Bastonade oder mit einer Geldbuße bestraft.

Civil-Sachen werden alle von dem Kadi, geistliche aber (besonders Ehescheidungen) von dem Schech al Sellahm, oder dem Haupte des Glaubens, geschlichtet, der eine ähnliche Würde hat, wie der Mufti in der Türkei. Die Justiz wird in Persien auf eine sehr summarische Art verwaltet, und die Sentenz, wie sie auch ausgefallen seyn mag, immer auf der Stelle vollzogen. Diebstahl wird gemeiniglich mit dem Verluste der Nase und der Ohren bestraft; Straßenraub aber dadurch, daß man den Bauch des Verbrechers aufschneidet. In diesem Zustande wird er dann auf einem öffentlichen Platze der Stadt an einem Galgen zur Schau ausgestellt, und so lange daran gelassen, bis er unter Martern den Geist aufgiebt. Die Strafe ist zwar fürchterlich, aber im Grunde doch äusserst nützlich; denn dieser Anblick schreckt Andre ab, eben dasselbe Verbrechen zu begehen, und macht, daß Straßenräubereien in Persien sehr selten vorfallen. Uebrigens sind die Strafen in diesem Lande so mannichfaltig und so grausam, daß der Menschheit schon bei dem Gedanken daran schaudert; und der glückliche Engländer, der sie sieht, dankt dem Schicksal, daß er in dem Lande der Freiheit geboren ward, wo das Eigenthum heilig ist, die Gerechtigkeit aber auch mit Gnade verwaltet wird.

Die Perser beobachten während des Ramazan's (des neunten Monats im Muhamedanischen Jahre) die Fasten sehr genau und strenge. Ungefähr eine Stunde vor Tagesanbruch halten sie eine Mahlzeit, welche Sehre genannt wird; aber von da an bis zu Sonnenuntergang geniessen sie nicht das Mindeste. Ja, wenn sie am Tage ein Kalian rauchen, oder wenn nur ein Tropfen Wasser an ihre Lippen kommt: so wird das Fasten als gebrochen und ungültig angesehen. Uebrigens haben sie Erlaubniß, sich von Sonnenuntergang bis zum nächsten Morgen zu erholen. Wenn der Monat Ramazan in

die Mitte des Sommers fällt — und das muß er bisweilen, da die Muhamedaner ein Mondenjahr haben: — so ist dieses Fasten sehr hart, besonders für Personen, die wegen ihrer Beschäftigungen am Tage umherzugehen genöthigt sind. Noch härter wird es aber dadurch, daß man während der Zeit einige Nächte im Gebet zubringen muß. Besonders feiern die Perser zwei so: die Eine ist die, in welcher ihr Prophet Ali an einer Wunde starb, die ihm ein Mörder drei Tage vorher beigebracht hatte (und dies ist am ein und zwanzigsten des Ramazans, welchen sie Yeom al Kutul oder den Tag des Mordes nennen;) die andre ist die Nacht des 23, in welcher, nach ihrer Versicherung, der Engel Gabriel den Koran vom Himmel gebracht und ihn dem Propheten überliefert hat, und die deshalb Lailut ul Kudur, oder die Nacht der Macht heißt. Die erste dieser Nächte wird von den Türken, und überhaupt von den Sunniten, gar nicht, und die zweite erst am 27 Tage gefeiert. Von den Persern werden beide Nächte ganz in Gebet zugebracht; außerdem verwenden aber die frömmsten Leute den ganzen Monat hindurch alle Tage einige Zeit auf das Lesen des Korans. Von dem Fasten sind indeß Frauenzimmer, die sich in gewissen ihrem Geschlechte eigenthümlichen Umständen befinden, ferner sehr alte Personen, Kranke und Kinder unter vierzehn Jahren ausgenommen; jedem Andren aber ist es, als zu seinem Heil unumgänglich nothwendig, auferlegt. Auch Reisende, die wirklich auf dem Wege sind, brauchen dies Fasten nicht zu halten; allein sie müssen es eine gleiche Anzahl von Tagen, als sie es unterliessen, in einem andren Monate nachholen. Uebrigens sagen aber die Perser: Ein Fasten im Monate Ramazan sey Gott angenehmer, als wenn man das ganze übrige Jahr hindurch faste. Diesen Monat nennen die Perser vorzugsweise: Al Mubarik, oder der gesegnete; und sie versichern: ein

Muſelmann, der während deſſelben ſterbe, komme ganz gewiß in das Paradies. Sie glauben nehmlich, daß alsdann auf Gottes Befehl die Straßen des Himmels geöffnet ſind. Recht andächtige Leute fangen dieſes Faſten ſieben oder acht Tage vor dem Ramazan an, und einige ſetzen es wohl noch längere Zeit im folgenden Monate fort.

Der Eide des Ramazan's, oder der erſte des Schuwahl, wird hier nicht, wie in der Türkei, mit beſonderer Feierlichkeit begangen. Der 23 September, der in dieſem Jahre, dem 1201 der Hedſchira, auf den 10 des Muhamedaniſchen Monats Zual Hüj fiel, und den man in Perſien als ein großes Feſt anſieht, ward in Schiras mit außerordentlichen Luſtbarkeiten gefeiert. Er heißt bei den Perſern Eide Korban, oder das Feſt des Opfers, weil, wie ſie ſagen, an dieſem Tage Abraham ſeinen Sohn Iſaak, oder wie ſie ihn nennen Ismael, zum Opfer dargebracht hat. Einige Tage vorher kauft jede Familie ein ſchönes fettes Schaaf, das zum Opfer beſtimmt iſt, und Goſefund Korban, oder das Opferſchaaf genannt wird. Dies Schaaf wählt man ſehr ſorgfältig, und es muß ohne Flecken oder Makel ſeyn, um Iſaak's Reinheit zu bezeichnen. Wenn das Feſt gekommen iſt, ſchmückt man das Opfer mit Bändern, Glaskorallen und andren Zierrathen; auch färbt man ihm den Kopf, die Füße und verſchiedne Theile des Leibes mit dem Kraute Henna. Die Nachbarn beſuchen einander, und wünſchen ſich wechſelſeitig ein glückliches Eide oder Feſt, wobei ſie folgende Formel gebrauchen: Eide Schuma Mubärik Baſched; d. i. möge euer Feſt glücklich ſeyn! Wenn das Opfer geſchlachtet iſt, ſchickt man ſeinen Freunden und den Armen Stücke davon als Geſchenke zu. Einige Familien behalten gar nichts davon für ſich; aber jeder Muſelman iſt durch ſeine Religion verpflichtet, wenigſtens einen Theil den Armen zu geben, die denn gemeiniglich eine ſehr gute Mahlzeit halten können.

Der

Der ganze Tag wird mit der größten Festlichkeit begangen. Bei den Personen von höherem Range werden folgende Ceremonien beobachtet: der Khan, oder in dessen Abwesenheit der Beglerbeg, geht in Procession nach dem Opferplatze, der ausserhalb der Stadt liegt und Korban Gah genannt wird. Ein hierzu besonders gewähltes Lieblings-Kameel, das mit vielem Putze geschmückt ist, und das man als heilig ansieht, wird mitgeführt. Wenn man auf dem Platze ankommt, stößt der Khan dem Thiere eine Lanze in die Brust; dann darf die umherstehende Menge sich hinzudrängen, und es sogleich in tausend Stücke schneiden. Glücklich ist in den Augen des Volkes derjenige, der sich nur das kleinste Stück davon verschaffen kann; denn man betrachtet dies als einen großen Seegen, und als eine unfehlbare Vorbedeutung von künftigem Glück. Die Procession kehrt nun nach der Stadt zurück, wo vor dem Pallaste ein Gerüst gebauet ist. Hier wird das Volk von Seiltänzern, Sängern und Sängerinnen, Luftspringern, Widdergefechten, und mit andren Belustigungen bis zum Abend unterhalten. Alle Perser wissen ein Lied auf diesen Tag auswendig, und singen es ab, so wie sie durch die Straßen gehen, wobei man in jedem Gesichte Freude und Zufriedenheit sieht. Da ich bei einer Persischen Familie wohnte, so hielt ich es für rathsam, ihr bei dieser Gelegenheit ein Opferschaaf zu schenken. Damit machte ich ihr denn großes Vergnügen, und wir brachten den Tag in voller Freude zu. Wirklich schreibe ich, beiläufig gesagt, meine angenehme Lage während meines Aufenthaltes in Persien hauptsächlich meiner Bereitwilligkeit zu, mich ganz in die Sitten und Gebräuche der Nation zu finden; und ich rathe jedem Reisenden, der in einem fremden Lande angenehm leben will, es auch so zu machen, da ich den

Nutzen von meinem Verhalten in so reichlichem Maße erfahren habe.

Auch der 30 September, oder der 17 des Zu al Huj, wird als ein Fest begangen und Eide Kudihr, oder das Fest des Schicksals genannt, da, nach der Behauptung der Perser, ihr Prophet Muhamed an diesem Tage, dem neunten vor seinem Tode, seinem Schwiegersohne Ali das Kaliphat vermacht hat; doch wird dieser Umstand von den Türken und andren Sunniten geleugnet, worüber große Erbitterung und vieles Blutvergießen entstanden ist.

Keine Gegend in der Welt bringt die Bedürfnisse des Lebens in größerer Menge und Vollkommenheit hervor, als Schiras. Auch läßt sich wohl kein reizenderer Ort auf der Erde denken, als das Thal, worin die Stadt liegt, da es eine gesunde Luft hat und so reichlich Alles trägt, was das Leben angenehm machen kann. Die Felder haben Ueberfluß an Reis, Waizen und Gerste. Gemeiniglich fängt man im Monat Mai an, diese Früchte zu mähen, und in der Mitte des Julius ist dann die Erndte vollendet. Hier wachsen die meisten in Europa bekannten Früchte, und manche davon, besonders die Aprikosen und Weintrauben, sind größer und wohlschmeckender, als man sie in unserm Welttheil hat. Von Weintrauben giebt es in Schiras verschiedne Arten; sie sind alle gut, aber zwei oder drei doch ganz vorzüglich. Eine ist die große weisse, ohne Kerne, die man Risch Baba, nennt, und die äußerst süß und wohlschmeckend ist, ferner die kleine weisse, Askeri genannt, ebenfalls ohne Kerne, und so süß wie Zucker; und zuletzt die rothe Traube, aus welcher der berühmte Schiraswein gemacht wird. Dieser Wein wird im Oktober und November von den Armeniern und Juden gekeltert, und man führt jährlich eine große Quantität

davon nach Abu-Schähr und andren Orten am Persischen Meerbusen aus, um ihn von da zum Verkauf nach Indien zu schicken. Er ist in der That köstlich und verdient seinen Ruhm. Zwar gefällt er einem Europäer, der ihn zum erstenmal kostet, nicht sonderlich; aber wer ihn einige Zeit getrunken hat, macht sich selten etwas aus einem andren. Es giebt hier auch noch eine andre Art von großen rothen Trauben, die Saheibi genannt werden, und von denen jede sieben bis acht Pfund wiegt. Die Beeren derselben haben einen scharfen, strengen Geschmack, und geben Weinessig von vorzüglicher Güte. Die Kirschen sind hier nur mittelmäßig, aber Aepfel, Birnen, Melonen, Pfirsiche, Quitten, glatte Pfirsiche und die großen Eierpflaumen alle sehr gut und in dem größten Ueberflusse vorhanden. Der Granatapfel dient zu einer Art von Sprichworte, denn die Perser nennen ihn: Frucht des Paradieses.

Die Pferdezucht ist gegenwärtig in Farsistan, bei dem Verfall des Landes, sehr mittelmäßig; aber in der Südwestlich gelegenen Provinz Duschtistan sehr gut. Die Schaafe sind, bei der vortreflichen Weide in der Gegend von Schiras, von vorzüglichem Geschmacke, und auch wegen ihrer feinen Wolle berühmt. Sie haben außerordentlich große Schwänze, die, wie ich selbst gesehen habe, zum Theil gegen dreißig Pfund wiegen, obgleich die, welche man auf den Märkten verkauft, nicht über sechs oder sieben Pfund schwer zu seyn pflegen. Die Ochsen sind hier groß und stark; aber die Perser essen selten Rindfleisch, und halten sich besonders an Schaafe und Geflügel. Alle Arten von Lebensmitteln sind sehr wohlfeil; und da die benachbarten Berge das ganze Jahr hindurch einen reichlichen Vorrath von Schnee liefern, der auf den Gipfeln derselben gesammelt und auf Karren nach der Stadt zu Markte gebracht wird: so kann selbst der geringste Handwerker in Schiras ohne beträchtliche

Kosten immer kühles Wasser und kühle Früchte haben. Die Taxe der Lebensmittel wird in Schiras von dem Daroga, oder Policeirichter mit der größten Genauigkeit bestimmt. Er setzt für jeden Artikel einen Preis fest; und nun darf kein Verkäufer mehr dafür fordern, wenn er nicht Nase und Ohren verlieren will. Durch diese harte Strafe werden die ärmsten Einwohner vor Uebertheuerung in einem so wichtigen Artikel, wie die Lebensmittel, gesichert.

Die Manufakturen und der Handel sind jetzt in Persien sehr in Verfall, da die Nation seit dem Tode Kerim Khan's bis jetzt gar keine friedliche Periode gehabt hat, in der sie sich hätte erholen können. Wenn es aber einmal wieder zu einer regelmäßigen und bleibenden Regierung käme, so würde Beides wohl fast ohne allen Zweifel blühend werden, da die Perser sehr sinnreich und schnell fassend sind, und da auch die niedrige Klasse von Handwerkern viele Industrie und Thätigkeit hat. Sie arbeiten in Filagrain und Elfenbein sehr vorzüglich, und sind gute Drechsler. — Es giebt in Schiras auch eine Glashütte, worin man sehr gute Gläser bläst, von denen dann, zu großem Vortheil für die Manufakturisten, eine beträchtliche Menge nach den verschiedenen Theilen von Persien ausgeführt wird. Die meisten Wollen-, Seiden- und Linnenwaaren werden von Yezd und Karmanien gebracht, von wo man auch Filz und Teppiche ausführt. Kupfer giebt es sehr häufig in Tauris und den übrigen nördlicheren Gegenden von Persien, und Kom ist wegen vortreflicher Säbelklingen berühmt. Aber gegenwärtig stockt aller Handel mit den Europäern, und bei dem Zustande der Nation läßt sich auch die Wiederherstellung desselben nicht so bald hoffen.

Judische Waaren werden hauptsächlich über Abu Schähr eingeführt. Alle Handelsangelegenheiten, welche die Eingebornen mit einander haben, stehen unter dem

Kaluhuter, oder Stadtschreiber. Dieser ordnet auch die Abgaben an, die dem Khan für alle eingeführte Waaren entrichtet werden müssen, und die bisweilen so hoch sind, daß der Kaufmann wenig oder gar keinen Gewinn übrig behält. Dieser Officiant hat ein Zimmer in dem großen Karavanserai, wo er selbst, oder sein Gehälfe (Guhm-Ruhk oder Zollmeister) sich aufhält, und bei der Ankunft einer Karavane immer zugegen ist. Hier werden alle Waaren ohne die mindeste Ausnahme geöffnet, und von allem Ausländischen eine Abgabe bezahlt. Die erwähnte Stelle giebt Gelegenheit zu großen Plackereien; und wirklich zweifle ich nicht, daß oft dergleichen verübt werden, da ich mehrere Kaufleute mit vieler Bitterkeit über die Bedrückungen des gegenwärtigen Oberaufsehers klagen hörte. Es läßt sich übrigens nicht glauben, daß der Khan dies Verfahren billigen sollte; vielmehr wird er wahrscheinlich betrogen. Indeß darf er dies freilich nicht erfahren; denn wer bei dergleichen Veruntreuungen entdeckt würde, müßte unfehlbar den Tod leiden.

Das Klima von Schiras ist eins der angenehmsten in der Welt, da man hier selten die äussersten Grade von Hitze und Kälte fühlt. Während des Frühlings hat die Gegend umher ein ausserordentlich schönes Ansehen. Die Blumen, deren es sehr viele verschiedene Arten mit den lebhaftesten Farben giebt, die duftenden Kräuter, Pflanzen und Gesträuche, die Rose, das süße Basilienkraut, die Myrthe — alles vereinigt sich hier, die milde Luft mit Wohlgerüchen zu erfüllen. Die Garten-Nachtigall, die bei den Persern Buhlbul Hesar Dastaan heißt, der Goldfink und der Hänfling vermehren durch ihren melodischen Gesang bei dieser schönen Jahreszeit das Vergnügen der Seele, und erregen in ihr die angenehmsten Ideen. Die Schönheiten der Natur sind hier in ihrem größten Umfange verbreitet, und der

Kosten immer kühles Wasser und kühle Früchte haben. Die Taxe der Lebensmittel wird in Schiras von dem Daroga, oder Policeirichter mit der größten Genauigkeit bestimmt. Er setzt für jeden Artikel einen Preis fest; und nun darf kein Verkäufer mehr dafür fordern, wenn er nicht Nase und Ohren verlieren will. Durch diese harte Strafe werden die ärmsten Einwohner vor Uebertheuerung in einem so wichtigen Artikel, wie die Lebensmittel, gesichert.

Die Manufakturen und der Handel sind jetzt in Persien sehr in Verfall, da die Nation seit dem Tode Kerim Khan's bis jetzt gar keine friedliche Periode gehabt hat, in der sie sich hätte erholen können. Wenn es aber einmal wieder zu einer regelmäßigen und bleibenden Regierung käme, so würde Beides wohl fast ohne allen Zweifel blühend werden, da die Perser sehr sinnreich und schnell fassend sind, und da auch die niedrige Klasse von Handwerkern viele Industrie und Thätigkeit hat. Sie arbeiten in Filagrain und Elfenbein sehr vorzüglich, und sind gute Drechsler. — Es giebt in Schiras auch eine Glashütte, worin man sehr gute Gläser bläst, von denen dann, zu großem Vortheil für die Manufakturisten, eine beträchtliche Menge nach den verschiedenen Theilen von Persien ausgeführt wird. Die meisten Wollen-, Seiden- und Linnenwaaren werden von Yezd und Karmanien gebracht, von wo man auch Filz und Teppiche ausführt. Kupfer giebt es sehr häufig in Tauris und den übrigen nördlicheren Gegenden von Persien, und Kom ist wegen vortreflicher Säbelklingen berühmt. Aber gegenwärtig stockt aller Handel mit den Europäern, und bei dem Zustande der Nation läßt sich auch die Wiederherstellung desselben nicht so bald hoffen.

Judische Waaren werden hauptsächlich über Abu Schähr eingeführt. Alle Handelsangelegenheiten, welche die Eingebornen mit einander haben, stehen unter dem

Kalubnter, oder Stadtſchreiber. Dieſer ordnet auch die Abgaben an, die dem Khan für alle eingeführte Waaren entrichtet werden müſſen, und die bisweilen ſo hoch ſind, daß der Kaufmann wenig oder gar keinen Gewinn übrig behält. Dieſer Officiant hat ein Zimmer in dem großen Karavanſerai, wo er ſelbſt, oder ſein Gehülfe (Guhm-Ruhk oder Zollmeiſter) ſich aufhält, und bei der Ankunft einer Karavane immer zugegen iſt. Hier werden alle Waaren ohne die mindeſte Ausnahme geöffnet, und von allem Ausländiſchen eine Abgabe bezahlt. Die erwähnte Stelle giebt Gelegenheit zu großen Plackereien; und wirklich zweifle ich nicht, daß oft dergleichen verübt werden, da ich mehrere Kaufleute mit vieler Bitterkeit über die Bedrückungen des gegenwärtigen Oberaufſehers klagen hörte. Es läßt ſich übrigens nicht glauben, daß der Khan dies Verfahren billigen ſollte; vielmehr wird er wahrſcheinlich betrogen. Indeß darf er dies freilich nicht erfahren; denn wer bei dergleichen Veruntreuungen entdeckt würde, müßte unfehlbar den Tod leiden.

Das Klima von Schiras iſt eins der angenehmſten in der Welt, da man hier ſelten die äuſſerſten Grade von Hitze und Kälte fühlt. Während des Frühlings hat die Gegend umher ein auſſerordentlich ſchönes Anſehen. Die Blumen, deren es ſehr viele verſchiedene Arten mit den lebhafteſten Farben giebt, die duftenden Kräuter, Pflanzen und Geſträuche, die Roſe, das ſüße Baſilienkraut, die Myrthe — alles vereinigt ſich hier, die milde Luft mit Wohlgerüchen zu erfüllen. Die Garten-Nachtigall, die bei den Perſern Buhlbul-Hefar Daſtaan heißt, der Goldfink und der Hänfling vermehren durch ihren melodiſchen Geſang bei dieſer ſchönen Jahreszeit das Vergnügen der Seele, und erregen in ihr die angenehmſten Ideen. Die Schönheiten der Natur ſind hier in ihrem größten Umfange verbreitet, und der

Naturforscher hat, so wie der Botaniker, hier reichliche Gelegenheit, seinen Lieblingsuntersuchungen nachzuhängen. Bei solchen Vorzügen und bei einer so gesunden Luft kann man sich nicht wundern, daß die Einwohner von Schiras mit so vieler Zuversicht behaupten: ihre Stadt übertreffe alle andre in der Welt; und daß ein Hafiz, Sadi und Jami durch solche Schönheiten zu Dichtern wurden. — Die Morgen und die Abende sind kühl; aber die Mitte des Tages ist sehr angenehm. Im Sommer steigt das Thermometer bei Tage selten über 73 Grad, und bei Nacht fällt es gemeiniglich bis auf 62. Der Herbst ist hier die schlimmste Jahreszeit; in ihr fallen Regen, und sie wird von den Einwohnern als sehr ungesund angesehen, da dann Schnupfen, Diarrhöen und Fieber sehr stark herrschen. Im Winter fällt eine große Menge Schnee; aber Eis findet man selten, ausgenommen auf den Gipfeln der Berge, oder gegen Ispahan zu, und in den nördlichen Theilen von Persien.

Das Land hat vor allen andren Gegenden der Erde einen sehr schätzbaren Vorzug: die Nächte sind immer hell und heiter, und der Thau, der an den meisten andren Orten so schädlich ist, thut hier nicht die geringste üble Wirkung. Im Sommer fällt gar keiner, und in den übrigen Jahreszeiten ist er so beschaffen, daß der blankeste Säbel, wenn man ihn auch die ganze Nacht unter freiem Himmel liegen läßt, nicht den mindesten Rost bekommt, wie ich dies selbst aus Erfahrung weiß *).

*) Die meisten tropischen Gegenden, und auch die, welche daran gränzen, haben starken Nachtthau. Diese für die Pflanzen erquickende Feuchtigkeit pflegt aber zugleich mit sehr ungesunden Ausdünstungen verbunden zu seyn, welche den Europäern, wo nicht tödtliche, doch oft sehr langwierige Krankheiten und Fieber erregen. Wir Einwohner des Nordens wissen hiervon fast nichts; doch ist auch in Marschländern der Thau des Abends und Nachts sehr schädlich.

Dieſe Trockenheit der Luft macht, daß hier die Gebäude lange Zeit dauern; und wahrſcheinlich liegt darin die Urſache, daß die berühmten Ruinen von Perſepolis ſich ſo viele Jahrhunderte und, vergleichungsweiſe, ſo unbeſchädigt erhalten haben. Sie liegen nehmlich faſt in einem eben ſolchen Thale wie Schiras, und nur zwei Tagereiſen von dieſer Stadt entfernt. — Die auſſerordentlich heitern Nächte, dergleichen ich nirgends, wohin mein Schickſal mich geführt hat, bemerkt habe, befördern übrigens das Studium der Aſtronomie ganz ungemein.

Bei dem Vorhaben, etwas von dem Charakter der Perſer zu ſagen, fühle ich, wie ſchwer dies für mich iſt, da ich nur ſo kurze Zeit unter ihnen geweſen bin. Bekanntſchaft mit dem wahren Charakter einer Nation bekommt man freilich nur durch einen langen Aufenthalt unter ihr; doch da ich in Perſien bei einer einheimiſchen Familie wohnte, und dadurch Gelegenheit erhielt, mehr von der Denkungsart, den Sitten und den Gebräuchen der mittlern Klaſſe zu beobachten, als vielleicht die meiſten andren Reiſenden: ſo will ich hier meine wenigen Bemerkungen mittheilen. Die Perſer ſind in Rückſicht ihres äuſſern Betragens gewiß die Pariſer des Orients. Die Türkiſche Nation beſonders zeichnet ſich durch ein grobes und unverſchämtes Betragen gegen die Fremden und gegen die Chriſten aus; das Betragen der Perſer hingegen würde der civiliſirteſten Nation Ehre machen. Die Letzteren ſind artig, höflich, und verbindlich gegen alle Fremden, ohne ſich von Religions-Vorurtheilen beherrſchen zu laſſen, die bei jeder andern Muhamedaniſchen Nation ſo ſtark ſind. Sie fragen gern nach den Sitten und Gebräuchen in Europa, und geben dagegen auch ſehr leicht Nachrichten von ihrem eignen Lande. Gaſtfreiheit wird von ihnen als etwas ſo Wichtiges angeſehen, daß jemand ſich für ſehr geehrt hält, wenn

man in sein Haus kommt, und an dem Theil nimmt, was die Familie hat. Ein Haus zu verlassen, ohne ein Kalian geraucht, oder irgend eine Erfrischung genossen zu haben, wird für eine große Beschimpfung gehalten. Die Perser sagen, jede Mahlzeit, an der ein Fremder Antheil nehme, bringe Seegen über das Haus. Diese Gesinnung, die sich als ein Unterpfand von Treue und Schutz ansehen läßt, ist um so mehr zu bewundern, wenn man bedenkt, daß die Kriege, in welche das Land seit dem Absterben der Sefi-Familie fast ohne Unterlaß verwickelt gewesen ist, sehr dazu beigetragen haben, die Denkungsart der Nation allgemein zu verschlimmern und ihr Neigung zu steten Feindseeligkeiten einzuflößen. Wirklich hat dieser Umstand die Wildheit und Urbanität der Sitten, derentwegen die Nation ehemals immer so berühmt gewesen ist, vermindert, und besonders bei den Personen von höherem Range alle Empfindungen von Ehre und Menschlichkeit nur zu sehr unterdrückt.

Die Perser machen im Umgange, auch bei den geringfügigsten Gelegenheiten, solche übertriebene Komplimente, daß ein Fremder Anfangs glauben möchte, jeder Einwohner der Stadt sey bereit, für ihn sein Blut und Leben, oder doch sein Vermögen aufzuopfern. Und diese Komplimente, die im Grunde nichts bedeuten, sind nicht bloß bei Personen von höherem Range üblich, sondern selbst bei den geringsten Handwerkern, von denen auch der niedrigste kein Bedenken trägt, einem ankommenden Fremden die ganze Stadt Schiras mit allem Zubehör als ein Peischkusch oder Geschenk, anzubieten. Dies Benehmen fällt einem Europäer Anfangs sehr auf; aber in kurzer Zeit gewöhnt er sich daran. Von Freimüthigkeit in der Unterhaltung wissen die Perser gar nichts; und alle führen das Sprichwort: die Wände haben Ohren, im Munde. Die Furcht vor Ketten,

die ihren Leib fesseln können, hat auch ihren Geist sklavisch gemacht, und in ihren Unterredungen mit Männern von höherem Range verrathen sie die niedrigste Unterwürfigkeit, da sie im Gegentheil Geringeren sehr hochmüthig und drückend begegnen. Von ihrer außerordentlichen Furcht vor den Großen kann ich ein Beispiel erzählen, das mir vorkam, als ich Herrn Jones, Beamten der Faktorei in Bussora, nach dem Persischen Lager begleitete und mit ihm bei Dschaafar Khan zur Audienz gelassen ward. Der Khan gab Befehl, daß man Herrn Jones seine Pferde zeigen sollte. Als dieser sie gesehen hatte, fragte man ihn, welches ihm am besten gefalle. Herr Jones antwortete durch mich: „er sey mit der Stuterei überhaupt sehr zufrieden; aber zwei Pferde (die er nannte) verdienten besondere Aufmerksamkeit.“ Dies übersetzte der Mann, der uns begleitete und eine Art von Ceremonien-Meister machte, dem Khan mit folgenden Ausdrücken: „Er sagt, alle Pferde wären die schönsten, die es gebe; aber die beiden die und die hätten ihres gleichen in der ganzen Welt nicht.“ Der Khan selbst schien mit dieser Antwort zufrieden; denn ohne Zweifel ist er von seiner Kindheit an keiner andren Sprache gewohnt.

Die Perser suchen in ihren Gesprächen sehr elegant zu seyn, und führen häufig Verse oder ganze Stellen aus ihren Lieblingsdichtern, Hafiz, Sadi und Jami an. Diese Gewohnheit herrscht durchgehends von den Vornehmsten bis zu den Geringsten; denn die nicht lesen und schreiben können, und überhaupt keiner Erziehung genossen haben, sagen dergleichen auswendig her, da sie durchgängig ein sehr treues Gedächtniß haben, und da jeder bereit ist, das Seinige zu der Unterhaltung beizutragen. Sie finden auch viel Vergnügen an Scherzen und drollichten Ausdrücken, und mögen einander sehr gern aufziehen, welches sie denn bisweilen mit vieler Fein-

heit und Ironie thun. Uebrigens ist es zu bewundern, daß sie bei ihren Unterhaltungen der sprechenden Person immer mit der genauesten Aufmerksamkeit zu hören, und sie aus keiner Ursach unterbrechen.

Im Ganzen sind die Perser ansehnlich und in verschiednem Betrachte schön; diejenigen ausgenommen, die sich jeder Witterung aussetzen müssen, haben alle eine so weiße Gesichtsfarbe, wie die Europäer. Die Frauenzimmer in Schiras sind von jeher wegen ihrer Schönheit vor allen andren Perserinnen berühmt gewesen, und nicht ohne Grund. Unter denen, die ich während meines Aufenthaltes in dem Lande zu sehen das Glück hatte, und die meistens als Verwandten oder Freundinnen mit der Familie, bei welcher ich wohnte, in Verbindung standen, waren verschiedene schlank und gut gewachsen, vorzüglich aber durch ihre hellen, funkelnden Augen auffallend schön. Diese Augen verdanken sie indeß größtentheils der Kunst: sie reiben nehmlich, wie ich schon oben erwähnte, die Augenbrauen und Augenlieder mit dem schwarzen Staube von Antimonium, oder mit Surma, und dies vermehrt das natürliche Feuer derselben ausserordentlich. Große schwarze Augen gelten bei den Persern für die schönsten, und sind in Schiras am gewöhnlichsten. Da in den Muhamedanischen Ländern alle Frauenzimmer, bis zu den geringsten herunter, vom Kopfe bis zum Fuße mit einem Schleier bedeckt sind: so bekommt man sie auf der Straße nie zu sehen; aber vermöge meiner Lage sah ich manche im Hause, nehmlich, wenn einige die Familie besuchten, bei der ich wohnte. Dies thaten verschiedene aus Neugierde einen Europäer zu sehen; und wenn sie erfuhren, daß ich in das Haus gehöre, so trugen sie kein Bedenken, ihre Schleier abzulegen, und sich sehr wißbegierig und vertraulich mit mir zu unterhalten. Sie schienen sehr zufrieden mit meiner Bereitwilligkeit, ihre Fragen nach Eu-

ropäischen Sitten und Gebräuchen zu beantworten, und bedankten sich jedesmal, wobei sie mich noch überdies einen guten Feringy (Christen) nannten, wie man hier alle Europäer zu nennen pflegt. Die Frauenzimmer in Persien sind, wie bei allen Muhamedanischen Nationen, nach der Verheirathung nicht viel besser, als Sklavinnen ihrer Ehemänner. Die sanften und vertraulichen Liebkosungen, welche eine Europäische Gesellschaft verschönern, und ausserdem, daß sie beiden Geschlechtern gegenseitig Vergnügen machen, auch den Sitten mehr Politur und Verfeinerung geben, sind in den Muhamedanischen Ländern gänzlich unbekannt. Der schon von Natur argwöhnische Ehemann wird noch überdies durch eine steife unwandelbare Etikette belästigt, und hält sich schon für beschimpft, wenn ein Freund sich nur nach dem Befinden seiner Gattin erkundigt. Sie bei Namen zu nennen, ist schlechterdings nicht erlaubt, und die Anrede muß auf folgende Art lauten: „Möge die Mutter des und des Sohnes, oder der und der Tochter glücklich seyn! Ich hoffe, daß sie sich noch wohl befindet.„ Niemand, ausser die nächsten Anverwandten, z. B. ein Bruder, oder ein Onkel, hat jemals Erlaubniß, die Frauenzimmer der Familie unverschleiert zu sehen; und wenn er es thäte, so würde es für eine Beschimpfung gelten. Uebrigens haben die Persischen Damen, so lange man ihnen noch die Aufwartung macht, ihrer Seits große Vorrechte. Sie tragen dann kein Bedenken, ihrem Liebhaber zu befehlen, daß er den ganzen Tag über vor ihres Vaters Hause stehen, und Verse auf ihre Schönheit und Vollkommenheit hersagen soll. Und dies ist in Schiras die gewöhnliche Art, wie man bei seiner Liebe verfährt; denn ehe der Heirathskontrakt nicht unterzeichnet ist, bekommt ein Liebhaber seine Geliebte selten zu sehen.

Die Perser sind durch ihr Temperament sehr zu Jähzorn geneigt, lebhaft, heftig, und sehr empfindlich bei Beleidigungen, die sie gleich auf der Stelle rächen. Sie haben Muth und Tapferkeit; aber ihre alte Urbanität in den Sitten ist, wie ich schon oben sagte, sehr ausgeartet: und diese wilde Gesinnungen haben nun in Schiras, besonders bei der niedrigeren Klasse von Einwohnern, eine große Streitsucht verursacht. Wenn zwei Leute anfangen sich zu schlagen, so versammelt sich immer ein großer Kreis umher, von dem gemeiniglich jeder für den Einen oder den Andren Parthei nimmt; und nun wird alles Tumult und Verwirrung, bis der Daroga oder Policei-Richter ankommt, und dem Handgemenge ein Ende macht. Solche Tumulte sind sehr häufig, und selbst die Knaben laufen gern darnach hin, um Antheil daran zu nehmen.

In Ansehung ihrer Verstandesfähigkeiten sind die Perser schnellfassend und sinnreich; aber von diesen Talenten machen sie oft den schändlichsten Gebrauch: sie sind nehmlich die größten Lügner in der Welt, und sagen die ärgsten Unwahrheiten mit so vieler Ruhe als möglich. Wenn sie entdeckt werden, so gerathen sie so wenig in Verwirrung, daß sie vielmehr einen Scherz aus der Sache zu machen suchen, oder auch wohl selber gestehen: es sey nach ihrer Meinung nichts daran gelegen, ob man eine Lüge sage, wenn sie einem nur etwas nutze. Jede Angelegenheit suchen sie immer erst durch Lügen und Betrug zu Stande zu bringen; und wenn dies nicht geht (denn die Leute, mit denen sie zu thun haben, sind eben so erfahren, wie sie selber:) dann schliessen sie den Handel aufrichtig und ehrlich. Aber welche von beiden Arten es sey, ist ihnen völlig gleichgültig.

Die Perser glauben allgemein sehr fest an Zaubereien, Vorbedeutungen, Talismans und andre dergleis

chen Dinge. Außer dem Aberglauben, mit dem sie durch ihre Bekehrung zum Muhamedanismus bekannt geworden sind, haben sie auch allen den behalten, den ihre Vorfahren ehemals hatten. Wirklich besteht der Unterschied bloß darin, daß das, was vorher durch die Religion der Magier autorisirt und befohlen war, in der Folge durch die Muhamedanische erlaubt worden ist. Sie glauben unter allen Nationen am meisten an glückliche oder unglückliche Tage und Stunden, oder an die *dies fastos* und *nefastos* der Römer; und selbst bei den kleinsten unbedeutendsten Gelegenheiten sehen sie sich immer nach einem glücklichen Tage um. Eine Reise können sie nicht eher antreten, als bis sie erst ein Vorbedeutungs-Buch um Rath gefragt haben. Von diesem fängt jedes Kapitel mit einem besondren Buchstaben des Alphabetes an, der entweder für glücklich oder für unglücklich gehalten wird; schlagen sie nun durch ein leidiges Ungefähr einen von den letztern auf, so muß die Reise ganz natürlich bis zu einer günstigeren Gelegenheit aufgeschoben werden. Wenn sie in ein neues Haus gehen wollen, so ziehen sie vorher ein neues Kleid an. In unzähligen andren alltäglichen und unbedeutenden Vorfällen lassen sie sich von eben so ungereimten und nichtigen Bewegungsgründen bestimmen. Bei ihren Heirathen sehen sie mit der strengsten Sorgfalt auf diesen Punkt; eine glückliche Stunde zur Unterzeichnung des Kontraktes, und eine andre dergleichen zum Hochzeittage wird für unumgänglich nothwendig gehalten, wenn es dem versprochnen Paare wohl gehen soll. Leute in guten Umständen schicken gemeiniglich auch bei der Geburt eines Kindes zu einem Munndschim, oder Astrologen, um ihn das Horoskop des Kindes mit der äußersten Genauigkeit berechnen zu lassen.

Alle ohne Ausnahme haben ihre Talismans. Diese bestehen gemeiniglich in einer Sentenz aus dem Koran,

oder in einem Spruche aus ihrem Propheten Ali, der entweder auf Papier geschrieben, oder auf eine kleine silberne Platte eingegraben ist, und um die Arme oder um andre Theile des Leibes gebunden wird. Personen von höherem Range aber brauchen Rubinen, Smaragden und andre kostbare Steine dazu. Die Frauen von Stande haben kleine silberne Platten von cirkelrunder Form, auf denen ebenfalls Sentenzen aus dem Koran eingegraben sind. Diese sowohl, als die Talismans, binden sie mit rother und grüner Seide um die Arme, und betrachten sie als unfehlbare Mittel gegen die Zaubereien des Teufels oder der bösen Geister, die bei den Persern Dihbs heissen, und, wie sie sagen, beständig in der Welt umher streifen, um alles Unglück anzustiften, das sie nur können. Eben so ungereimte Begriffe haben die Perser, wenigstens die mittlere und untere Klasse des Volkes, von den Erscheinungen am Himmel, besonders von den so genannten Sternschnuppen, von Sonnen- und Mondfinsternissen, und von den Kometen. Nach ihrem Religions-System glauben sie neun Himmel, von denen der niedrigste der über unsrem Kopfe ist; und nun bilden sie sich ein: wenn, wie man im gemeinen Leben sagt, ein Stern sich schneuzt, so werde das von den Engeln in dem unteren Himmel verursacht, die den Teufeln, wenn diese dahin dringen wollten, auf die Köpfe schlügen. Herr Hanway hat diesen Umstand in seinen Reisen bemerkt; und wirklich glauben dies die Perser überhaupt ganz fest, selbst einige von denen nicht ausgenommen, die durch ihre Erziehung besser unterrichtet seyn sollten.

Unter manchen Arten von Aberglauben haben sie auch den: man könne den Skorpionen, die hier zu Lande sehr zahlreich und giftig sind, durch ein gewisses Gebet die Kraft zu stechen nehmen. Die Person, welche (wie man sich ausdrückt) die Macht zu binden hat, wendet sein Gesicht nach dem Sternbilde des Skorpions am

Himmel, das jedermann kennt, und sagt dabei dies Gebet her. Alle anwesende Personen schlagen bei dem Schlusse eines Abschnittes in die Hände, und wenn dies geschehen ist, halten sie sich für vollkommen sicher; ja, wenn ihnen in dieser Nacht etwa ein Skorpion zu Gesicht käme, so würden sie, im Vertrauen auf die Wirksamkeit der vermeinten allmächtigen Beschwörung, kein Bedenken tragen, darnach zu greifen. In der Familie wo ich wohnte, hörte ich den Mann häufig das erwähnte Gebet hersagen, wenn seine Kinder ihn baten, daß er die Skorpionen binden möchte; und nachher ging denn die ganze Familie, in der vollen Ueberzeugung, daß diese Thiere ihnen nun nicht schaden könnten, ruhig und zufrieden zu Bette. Während des Sommers giebt es hier eine große Menge Skorpionen; sie sind ganz schwarz und sehr groß; indeß ist ihr Stachel wohl schädlich, aber nicht tödtlich. Doch, die man in den nördlicheren Theilen von Persien, besonders in der Provinz Kaschan antrift, sind so gefährlich, daß sie oft unmittelbar den Tod verursachen.

Die Perser machen sich von allen Muhamedanischen Nationen am wenigsten Bedenken daraus, Wein zu trinken. Einige von ihnen thun es öffentlich, und beinahe Alle thun es in der Stille, diejenigen welche die Pilgrimschaft nach Mekka verrichtet haben, und die fromme Leute ausgenommen. Sie berauschen sich sogar darin, und sind dann sehr zum Zank geneigt. Sie essen Opium, aber in viel geringerer Quantität, als die Türken; und wirklich setzen sie etwas darin, in Allem was sie sagen, oder thun, im Essen, Trinken u. s. w. sich so sehr als möglich von dieser Nation zu unterscheiden, die sie ohne Ausnahme und ohne alle Maße verabscheuen, da in ihren Augen Juden und Christen besser sind, und mehr Hoffnung zur Seeligkeit haben. Sie fluchen und lästern ganz öffentlich die drei ersten Kaliphen nach Muhamed: Abu Beker, Omar und Osman, von denen man

in Perſien ſagt: ſie wären Uſurpatoren und Tyrannen geweſen, und hätten ihrem Propheten Ali ſein gegründetes Recht auf das Kaliphat geraubt. Man kann ſich die große Ehrfurcht nicht denken, die man hier in Büchern und in Geſprächen gegen Ali äußert. Die Perſer halten ihn für den vortreflichſten und gelehrteſten Mann, der jemals gelebt hat, und für nicht geringer, als Muhamed ſelber, deſſen Würde, als ausdrücklicher Geſandte des Himmels, ausgenommen. Sie ſagen, Ali ſey der einzige Mann, der alle Sprachen habe ſprechen können, und ſeit ihm habe niemand auf Erden ſo viele Kenntniſſe gehabt.

Zu einem Beiſpiele, wie ſehr das gemeine Volk ſeine Verehrung gegen ihn übertreibt, will ich einen Vorfall anführen, den ich auf der Reiſe nach Schiras erlebte. Einer von den Gehülfen des Tſcheharwadar, oder Vorſtehers der Kafila, bediente ſich des gewöhnlichen Ausdrucks: „O Gott! o Ali!" Der Letztere erwiderte aber ſogleich: „Nein, nein! Ali zuerſt, und dann Gott!" — Den Titel Emir al Muminihn, oder Befehlshaber der Gläubigen, legen die Perſer immer nur dem Ali bei; denn ſie geben nicht zu, daß er einem Andren mit Recht zukomme. Es iſt unter den gemeinen Leuten gewöhnlich, daß ſie im Zorn ihren Gegner zum Schimpf einen Sohn Sunni's, oder einen Anhänger Omar's nennen, weil ſie glauben, daß man jemanden keinen ärgeren Schmähnamen geben könne. Die Perſer geſtehen das Recht der Nachfolge im Kaliphat nur den zwölf Imams, oder Glaubens-Häuptern zu, die ſie für Deſcendenten ihres Propheten anerkennen, nehmlich von deſſen Tochter Fatima, welche Ali von ihm zur Ehe bekam, von dem dann das Recht auf ſeine zwei Söhne aus dieſer Ehe, auf Huſſun und Huſſein, fiel, und ſo wieder auf deren Nachkommen. Sie ſagen auch: der Prophet habe bei ſeinen Lebzeiten öffentlich erklärt, daß Ali und deſſen Familie

ihm,

ihm im Kaliphate folgen sollten, sowohl was die geistlichen, als die weltlichen Angelegenheiten betrift. Die Türken läugnen dies aber, und behaupten, das Successionsrecht habe auf der freien Wahl des Volkes beruhet, und dem zufolge hätten die drei ersten Kaliphen von dem Throne Besitz genommen.

Die zwölf Imams, denen die Perser das wahre Recht auf das Kaliphat zugestehen, sind folgende: 1) Ali, der unmittelbar nach Muhamed hätte kommen müssen, aber erst sein vierter Nachfolger ward. 2) Hussun, Ali's ältester Sohn, den der Kaliph Moaweia umbrachte, oder den, wie Andre sagen, Ayescha, Muhamed's Wittwe, vergiftete, weil er sich ihren Ränken widersetzte. 3) Hussein, Ali's zweiter Sohn, der zu Kirbelai in Ihrak Arabi während eines Krieges mit dem Kaliphen Yezihd, dem Sohne Moaweia's, getödtet ward. Sein und seines Bruders Tod veranlaßten die jährliche Trauer, die bei den Persern und andren Schjiten so feierlich gehalten wird. 4) Zein al Abudihn, der Sohn Hussein's, den Walid der Erste, Sohn Abdul Melek's, tödtete. 5) Mahomed al Bakir, ein Sohn des Vorigen, den Haschim, der Sohn Abdul Melek's, umbringen ließ. 6) Dschaafar al Sadick; 7) Mouhsa al Kazim; 8) Ali Ibn Mouhsa al Reza, welche alle drei in gerader Linie von Ali abstammten, und ebenfalls von ihren Gegnern getödtet wurden. Dem Letzteren von diesen Imams zu Ehren bauete Schach Abbas die berühmte Moschee zu Mesched, und befahl seinen Unterhanen, dahin zu wallfahrten. (Er wollte nehmlich verhindern, daß nicht jährlich durch die Pilgrimschaften nach Mekka in Arabien eine große Menge Geldes aus dem Lande ginge; und durch diese kluge und der Politik angemessne Maßregel machte er wirklich, daß Persien unter seiner Regierung blühender war, als lange Zeit vor

und als jemals nach ihm.) 9) Mahomed al Tuki; 10) Alial Ruki, und 11) Huſſun Askeri, ebenfalls Deſcendenten in gerader Linie, und auch durch Gegner getödtet. Der Zwölfte endlich, Mahomed al Mahadi, der Sohn Huſſun Askeri's, verſchwand unter der Regierung Moätemod Abaſſi's, und die Perſer glauben von ihm, er werde vor dem Ende der Welt wieder ſichtbar werden. Er hat den Titel Huzrut Saheb Zimahm, oder Herr der Zeit, und wird von den Perſern nie anders als mit der größten Ehrfurcht genannt.

Alle dieſe zwölf Imams werden von den Türken und den übrigen Anhängern Omar's nicht anerkannt. Dieſe ſagen vielmehr: Ali ausgenommen, wären alle mit Recht wegen ihrer rebelliſchen Unternehmungen gegen die Regenten, unter denen ſie lebten, getödtet worden. Bei den Perſern im Gegentheil gelten ſie für Heilige, für Märtyrer und für die einzigen wahren und rechtmäßigen Kaliphen; und dies bekennen ſie auch in ihrem Kelema oder Glauben, dem ſie noch die Worte anhängen: „und Ali iſt der Freund Gottes;“ welches die Türken natürlicher Weiſe nicht thun.

Die Religionsſachen ſtehen in Perſien, wie ich ſchon oben bemerkt habe, unter dem Schech al Sellahm, oder dem Haupte des Glaubens, welcher eben die Würde bekleidet, wie der Mufti bei den Türken. Er bekümmert ſich um alle kirchliche Angelegenheiten, und predigt an feſtlichen und andren Tagen in der großen Moſchee; doch hat er nicht, wie der Mufti, irgend einige Macht in Staatsſachen, ſondern iſt gänzlich auf ſein geiſtliches Amt eingeſchränkt.

In der Kleidung unterſcheiden die Perſer ſich ſehr auffallend von den Türken. Bei den Letztern würde nehmlich jeder, der nur das Mindeſte von grüner Farbe an ſeinem Kleide trüge, ohne ein Soiud oder

Abkömmling des Propheten zu seyn, höchst wahrscheinlich gesteinigt werden; in Persien hingegen ist Grün die Lieblingsfarbe, so daß man sogar grüne Schuhe trägt; und jedermann, seine Religion und sein Rang sey welcher es wolle, kann sich nach Belieben darin kleiden. Ein Türk hält sich auch für verunreinigt, wenn ein Christ ihn oder nur seine Kleider berührt; die Perser hingegen essen, trinken und rauchen mit den Christen aus Einer Schüssel, Einem Becher und Einem Kalian eben so gern, wie mit ihren eigenen Kindern. Wenigstens habe ich selbst bei meinem Aufenthalte in Persien, da ich bei einer eingebornen Familie wohnte, beständig diese Bemerkung gemacht. Die Perser unterscheiden sich in einigen Religionsgebräuchen von den Türken; sie beten z. B. immer mit offenen Händen, da hingegen die Letzteren sie zumachen und vor die Brust legen. Bei ihren Reinigungen waschen sie, vor dem Gebete, ihr Gesicht und ihren Bart bloß mit der rechten Hand, und brauchen die andre bei weniger wichtigen Gelegenheiten: auch berühren sie nur den vordern und hintern Theil ihrer Füße ganz obenhin. Die Türken hingegen waschen sich mit beiden Händen, und reiben den ganzen Fuß. Den Jaie Numaz, oder den Teppich, auf welchem sie beten, suchen sie immer so zu legen, daß dessen oberes Ende nach Mekka hin gerichtet ist; aber diese Gegend rathen sie nur.

Sie sind in Religions-Meinungen bei weitem toleranter, als die Türken. Sie räumen die Autorität des Alten und Neuen Testaments ein, und sagen: Beide wären, eben so wie der Koran, vom Himmel gekommen und Mose und Christo mitgetheilt worden; nur versichern sie: der Koran sey dazu bestimmt, die Irrthümer in den beiden erstern Büchern zu berichtigen und zu verbessern, da diese von den Juden und Christen sehr stark korrumpirt worden wären. Sie erkennen Christum auch für

einen großen Propheten, läugnen aber, daß er der Sohn Gottes und der Erlöser des menschlichen Geschlechtes sey. Nach ihrer Behauptung, ist ihr Prophet Muhamed der letzte oder das Siegel der Propheten, deren Anzahl sich, wie sie sagen, auf hundert und fünf und zwanzigtausend beläuft; und eben deshalb wird er Khatim al Ambeai, oder das Siegel der Propheten, genannt. Wie sie glauben, werden am jüngsten Gericht alle Nationen sich zu dem Muhamedanismus bekehren; ihr Prophet wird die Leute von allen Religionen, die um Schutz zu ihm fliehen, vor Gottes Zorn verbergen und sichern; und durch seine Vermittlung werden sie dann alle Eines Glaubens, d. i. Muhamedaner werden. Auf gleiche Weise schreiben sie ihrem Propheten manches Andre zu, was nach der Christlichen Religion bloß Jesu zukommt.

Die Art zu leben ist bei den Persern gemeiniglich folgende: Sie stehen immer bei Tagesanbruch auf, um ihre Andacht zu verrichten. Ihr erstes Gebet heißt: Numaz Suhb, oder das Morgengebet; dies sagen sie vor Sonnenaufgang her, und essen dann ein kleines Mahl, das sie Nascha, oder Frühstück, nennen. Dies besteht aus Weintrauben oder andren Früchten, wie die Jahreszeit sie giebt, nebst ein wenig Brodt und Ziegenkäse. Hierauf trinken sie eine Tasse sehr starken Kaffee ohne Milch und Zucker, und dann wird das Kalian, oder die Pfeife gebracht. Die Perser rauchen nehmlich Alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, Tabak.

Die zweite Gebetstunde heißt Numaz Johur, oder das Mittagsgebet, und wird immer dann gehalten, wenn die Sonne aus dem Meridian tritt. Bald nachher ißt man die Mittagsmahlzeit, die aus geronnener Milch, Brodt und allerlei Früchten besteht, da hierbei keine Nahrung aus dem Thierreiche gewöhnlich ist.

Das dritte Gebet heißt Numaz Asur, oder das Nachmittagsgebet, und wird um vier Uhr hergesagt.

Das vierte, Numaz Scham, oder das Abendgebet, verrichtet man nach Sonnenuntergang; und wenn dies vorüber ist, so halten die Perser ihre Hauptmahlzeit, welche Schami, oder das Abendessen, heißt. Dies besteht gemeiniglich aus einem Pillau, mit starker Fleischbrühe zugerichtet und stark gewürzt; und bisweilen wird auch Kibaab, oder geröstetes Fleisch, gegessen. Wenn die Mahlzeit fertig ist, so meldet es ein Bedienter, und bringt zugleich ein Waschbecken; dann wäscht man sich die Hände, welches alle Perser vor und nach der Mahlzeit unveränderlich thun. Sie essen sehr geschwind, und bringen die Speisen mit den Fingern zum Munde, da man in Persien von Messern und Gabeln nichts weiß. Es werden verschiedene Arten von Sorbet gebracht, und die Mahlzeit endigt sich dann mit einem Nachtisch von köstlichen Früchten. Hinterher setzt die Familie sich in einen Kreis, und man unterhält sich mit angenehmen Geschichten, die man äußerst gern erzählen hört, oder auch mit Stellen aus den beliebtesten Dichtern, und mit verschiedenen Arten von Spielen. Das fünfte Gebet heißt Numaz Akhir, das letzte, oder bisweilen auch Numaz Scheb, das Nachtgebet, und wird ungefähr eine Stunde nach dem Abendessen verrichtet.

Die Stadt Schiras ist in zwölf Distrikte oder Quartiere abgetheilt, und man glaubt, daß über jedes derselben einer von den Imams, oder Häuptern des Glaubens, als eine Art von Schutzengel, waltet. Jeden Donnerstag Abend, den die Perser die Freitagsnacht nennen, sagen die Rufer und andre Diener der Moschee ein Zikir her, d. i. einen Bericht von dem Leben und den guten Thaten des Imams oder Heiligen, in

dessen Schutz der Distrikt stehet, und durch dessen Einfluß die Einwohner die Erfüllung ihrer Wünsche und die Lossprechung von ihren Sünden hoffen. Die Perser nennen diese Imams öfters in ihren Unterhaltungen, schwören bei ihnen, rufen sie bei jeder Noth und Widerwärtigkeit an, und danken ihnen auch bei jedem glücklichen Vorfall. — Die Moscheen der Imam Zadas, oder der Nachkommen der Imams, dienen den Verbrechern zu Freistäten; aber der heiligste Ort in Schiras, der auch nie von jemand verletzt wird, ist der Schah Tscherahg, dessen ich schon erwähnt habe. Hier kann der größte Verbrecher Schutz finden, wenn die Einwohner des Ortes ihn aufnehmen. Uebrigens werden Personen, welche etwas gegen die Regierung verbrochen haben, auf Verlangen gemeiniglich ausgeliefert. Diese Sitte mit Freistätten hat große Aehnlichkeit mit der Gewohnheit in Römischkatholischen Ländern, wo ebenfalls eine Kirche oder ein Kloster den Verbrecher vor der gesetzmäßigen Strafe sichert.*) —

Am 18 Jul. 1787 begleitete ich Herrn Jones, zweites Mitglied der Englischen Faktorei in Bussora, nach dem Persischen Lager, wo wir zu einer Audienz bei Dschaafar Khan zugelassen wurden. Bei unsrer Ankunft, etwas nach zehn Uhr Vormittags, wurden wir in das Zelt des Ministers Mihrza Mahomed Hossein geführt. Hier blieben wir ziemlich lange, und wurden indeß, wie

*) Der Gebrauch, gottesdienstliche Oerter (Haine, Altäre, Tempel u. s. w.) zu Freistätten zu machen, ist sehr alt, und bei vielen Nationen gewöhnlich gewesen, z. B. bei den Egyptern, Hebräern, Griechen, Römern, Teutschen, Indern ꝛc. Man kann aber wohl nicht sagen, daß eine Religionsparthei des Alterthums diese Sitte einer andern abgeborgt habe. Die Meinung, daß die Gottheit an dem ihr geweiheten Orte vorzüglich walte und gegenwärtig sey, veranlaßte den Gedanken: der dahin Fliehende stehe unter dem unmittelbaren Schutze der Gottheit; und sie habe

in Persien gewöhnlich jeder Besuch, mit einem Kalian und Kaffee bewirthet. Das Zelt des Mihrza war sehr schön von länglicht viereckiger Form, vorn offen, inwendig mit feinem Zitze ausgeschlagen, und die Wände mit einem künstlichen Gatterwerke versehen. Der Boden war mit einem Persischen Teppiche, ferner mit langen, zu Yezd verfertigten Filzdecken, aber mit keinen Polstern belegt, da die Perser von diesen öffentlich niemals, und für sich im Hause nur selten Gebrauch machen. Um halb Ein Uhr kam ein Officier, uns zu benachrichtigen, daß der Khan bereit wäre uns zu empfangen; und zugleich sagte er, daß wir ihm folgen möchten. Wir machten uns sogleich auf; aber obschon das Zelt des Khans mit dem Zelte des Ministers in gleicher Linie stand, so mußten wir doch, der Persischen Etikette gemäß, einen Umweg etwa von dreißig Schritten machen, um durch einen Kaunaht, oder roth bemahlten Schirm von Seegeltuch zu gehen. Als wir dies thaten, verließ uns der erste Officier, und es kam sogleich ein andrer, der uns nach dem Zelte hinführte, und zu gleicher Zeit den umstehenden Bedienten zurief, sie sollten rechts und links zurücktreten, wodurch wir nun den Khan völlig zu Gesicht bekamen. Hierauf mußten wir ihn, auf Verlangen des Officiers grüßen, welches wir denn so thaten, daß wir nach Englischer Sitte unsre Mützen abnahmen und uns zugleich verneigten. Der Khan machte eine kleine Ver-

es so veranstaltet, daß der Uebelthäter seinem Verfolger so weit entrinnen könne, um bis zu dem Wohnorte der Gottheit zu kommen, die selbst Uebelthaten räche, und der man nicht vorgreifen dürfe, ja, die gewiß den Uebelthäter strafen werde, wenn er keine Nachsicht verdiene. Dies scheint mir der Gang der menschlichen Gedanken bei der Zulassung von Freistätten gewesen zu seyn. Freilich mögen in der Folge die Priester sich alle Mühe gegeben haben, auch in diesem Stück ihr und der Gottheit Ansehen zu sichern. S.

beugung mit dem Kopfe; und nun wurden wir rings um das Zelt herum, und dann durch die Hinterthüre hinein geführt. Bei unsrem Eintritte machte der Khan eine zweite Verbeugung mit dem Kopfe, und hieß uns, uns niedersetzen. Dies thaten wir denn in einer Entfernung von vier Schritten, obgleich Herr Jones bei einer früheren Audienz viel weiter von ihm ab hatte sitzen müssen. Der Khan schien vergnügt: er fragte Verschiedenes über Europa, über England und über die dortigen Sitten und Gebräuche; wünschte, daß Herrn Jones die Luft in Schiras wohl bekommen seyn möchte, versicherte uns beide, so lange wir uns daselbst aufhielten, seines Schutzes, und befahl seinem Sekretair, daß er zu dem Ende einen Firmaan, oder Befehl, ausfertigen sollte. Nachdem wir eine geraume Zeit geblieben, nahmen wir mit eben den Ceremonien Abschied, mit denen wir hereingekommen waren. Das Zelt des Khans war schön, von länglichtviereckiger Form, und mit drei Stangen gestützt, die oben vergoldete Knöpfe hatten. Die Vorderseite bleibt bei aller Witterung offen. Das Innere war über und über mit schönem gewässerten Seidenzeuge, und die Seiten mit Gatterwerke versehen, fast eben so wie in dem Ministerzelte. Auf dem Boden lagen ein reicher Teppich und lange Filzdecken. Dschaafar Khan saß an dem oberen Ende des Zeltes auf einem großen, doppelt unter ihm zusammengeschlagenen Filze; ihm gegenüber, außerhalb dem Zelte, standen Mihrza Mahomed Hossein und verschiedene andre Officiere von der Armee. Der Khan unterscheidet sich in der Kleidung nicht von den übrigen vornehmen Leuten; er trug einen orangefarbnen seidenen Kuba, oder Rock, und hatte seinen Säbel an. Der Kalian, aus dem er rauchte, war von Gold, schön mit Filigrane gearbeitet, und hatte an dem Ser Puhsch, oder Kopfe, einen Rubin.

Etwa vierzig Schritte hinter dem Zelte des Khans, befand sich sein Harem, oder Frauenzimmer-Zelt. Dies war ganz mit Schirmen von rothgemahlter Leinwand umgeben, die ungefähr zwölf Fuß hoch seyn mochten. Der Khan hat immer eine gewisse Anzahl von Weibern, die er dazu wählt, daß sie ihn, wenn er sich im Lager befindet, begleiten müssen; und diese haben eben so viele Bedienten, und überhaupt eben die Bequemlichkeiten, wie die im Pallaste.

Kurze Nachricht

von

den Ruinen des berühmten Pallastes in Persepolis.

Donnerstags Abends, den 30. August, verließ ich Schiras in Herrn Jones Gesellschaft, weil wir Beide die Ruinen des berühmten Pallastes in Persepolis besehen wollten. Wir schliefen die Nacht in einem Garten ausser der Stadt, und brachen dann am nächsten Morgen um drei Uhr auf. Um 9 Uhr langten wir bei dem Dorfe Zarkan an, das acht Farsangs, oder 32 Englische Meilen von Schiras liegt. Der Weg dahin, geht größtentheils durch eine felsichte, bergichte Gegend; doch findet man, wenn man näher an Zarkan heran kommt, einiges angebauete Land. Zarkan ist ein großes Dorf unter dem Gouvernement von Schiras, und wird von einem Kalentar, oder Oberrichter, regiert. Wegen der Nachbarschaft der Berge ist der Prospekt von diesem Orte sehr angenehm, und um ihn her wachsen die schon erwähnten Weinstöcke mit den großen rothen

Trauben. Unterwegs trafen wir mit einigen hundert wandernden Kurden und Turkomannen zusammen. Sie sagten uns: ihr Stamm hieße Ort, und sie gingen nach Gurmasihr, einem südlich von Schiras gelegenen Orte, um daselbst den bevorstehenden Herbst und Winter zuzubringen. Diese Leute führen ein wanderndes Leben, und ziehen, wie die alten Scythen, mit ihren Familien und Heerden von einer Gegend zur andren. Die Gesichtsfarbe war bei denen, welche wir antrafen, wie bei den Zigeunern in Europa, von der Sonne verbrannt und gelb.

Den 1. September brachen wir um halb 12 Uhr Vormittags auf. Um 5 Uhr kamen wir über den Fluß Bund Emihr, den Herr Niebuhr als den alten Araxes verzeichnet hat, und über den eine steinerne Brücke geht, die bei den Eingebornen Puhl Khan heißt. Wir gingen nun durch die Ebene hin, und langten um halb sieben Uhr bei den Ruinen an. Dieser Weg beträgt fünf Farsangs, und geht ganz durch die Ebne, die ungefähr fünf (Englische) Meilen südwärts von Zarkan anfängt, und sich bis nach Persepolis hin erstreckt, welches dicht am Fuß der Berge liegt. Unsre Kafila lagerte sich in einem Garten, anderthalb Meilen nordwärts von den Ruinen, bei dem Dorfe Merdascht, nach welchem die ganze Ebne benannt wird. Diese Ebne ist ausserordentlich schön, und hat Ueberfluß an verschiedenen Arten von Wild, von dem uns Rebhühner, wilde Tauben, Wachteln und Haasen zu Gesicht kamen.

Um 9 Uhr Vormittags gingen wir nach den Ruinen hin. Was noch von dem berühmten Pallaste in Persepolis übrig ist, steht auf einer Anhöhe, von der man eine Aussicht auf die weite Ebene von Merdascht hat. Der Berg Nehumut umgiebt den Pallast in Form eines Amphitheaters. Man steigt auf einer großen Treppe von blauem Stein, und von hundert und vier Stufen,

zu den Säulen hinauf. Das Erste, was man bei dem Eintritte zu sehen bekommt, sind zwei steinerne Portale. An den Seiten derselben befinden sich zwei Sphinxe von ungeheurer Größe, mit einer Menge von Korallenkügelchen verziert, und gegen die gewöhnliche Sitte stehend vorgestellt. Oben an den Seiten sieht man Inschriften in einer alten Schrift, die bis jetzt noch niemand hat entziffern können.

Nicht weit von diesen Portalen geht man eine andre Treppe hinauf, die zu der großen Säulenhalle führt. Die Seiten der Treppe sind mit mancherlei Figuren in halb erhobner Arbeit verziert, von denen die Meisten Gefäße in den Händen tragen. Hier und da sieht man ein Kameel, und an andren Stellen eine Art von Triumphwagen, nach Römischer Art; ausserdem von Zeit zu Zeit zwischen der Procession Leitpferde, Ochsen und Widder. An dem Ende der Treppe ist ein andres Bas-relief, nehmlich ein Löwe, der einen Stier faßt. Dicht daran sind wieder andre Inschriften in alten Charakteren. Wenn man die Treppe ganz hinauf ist, tritt man in eine ehemals sehr prächtige Halle. Dieser haben die Eingebornen den Namen Tschehil Minar oder die vierzig Pfeiler, gegeben, womit man zwar oft das ganze Gebäude, aber eigentlicher doch diesen besondern Theil desselben bezeichnet. Obgleich seit der Erbauung schon so viele Jahrhunderte verflossen sind, so stehen doch noch funfzehn Säulen. Diese sind zwischen siebzig und achtzig Fuß hoch, und Meisterstücke der Architektur. Die Piedestals sind künstlich gearbeitet, und scheinen wenig von der Zeit gelitten zu haben. Die Schafte sind bis zu den Kapitälern geribbet, und diese reichlich mit erhobenem Schnitzwerke verziert.

Von dieser Halle geht man ostwärts zu den Ueberbleibseln eines großen viereckigen Gebäudes, dessen Eingang eine Thüre von Granit ist, und dessen meiste Thü-

ren und Fenster sich noch erhalten haben. Diese sind von schwarzem Marmor, und spiegelhell. An den Seiten der Thüre beim Eingange sind Basreliefs mit zwei Figuren in Lebensgröße; nehmlich ein Mann und eine Ziege. Jener hält mit der einen Hand das Thier bei dem Horn, und mit der andren stößt er ihm einen Dolch in den Bauch, wobei die Ziege ihm einen Fuß auf die Brust, und den andren auf den rechten Arm setzt. Man sieht dies Bild im ganzen Pallaste sehr häufig. Ueber einer andren Thüre eben desselben Zimmers sind zwei Männer in Lebensgröße vorgestellt, hinter denen ein Bedienter einen aufgespannten Schirm hält. Sie stützen sich auf großen runden Stäben, scheinen schon bei Jahren zu seyn, und haben lange Bärte nebst starkem Haar auf dem Kopfe.

An dem südwestlichen Eingange dieses Zimmers stehen zwei große steinerne Pfeiler. Auf diesen sind vier Figuren eingeschnitten, welche lange Kleider anhaben und zehn Fuß lange Speere in ihren Händen halten. Bei diesem Eingange sind auch noch die Ueberbleibsel einer Treppe von blauem Steine sichtbar. Ein beträchtlicher Raum des Bodens ist mit einer ungeheuern Menge zerbrochner Stücke von Pfeilern, Schaften und Kapitälern bestreuet, von denen einige so ungeheuer groß sind, daß sich kaum begreifen läßt, wie man sie ganz an Ort und Stelle hat bringen und zusammensetzen können. Wirklich verräth jedes Stück von diesen schönen Ruinen ihre ehemalige Größe und Pracht, so daß das Gebäude werth gewesen ist, einem großen und mächtigen Monarchen zum Aufenthalte zu dienen; und wenn man sie betrachtet, erfüllen sie die Seele mit feierlichem Schauder. — Bedenkt man den Ruhm dieses ungeheuren Reiches, das ehemals der Schutzort der Künste und Wissenschaften, und der Sitz einer weisen und blühenden Regierung war; erinnert man sich an die mannich-

faltigen Veränderungen und Revolutionen, die es erlitten hat, da es zu einer Zeit der kühnen Ehrsucht eines Alexanders, und zu der andern der enthusiastischen Tapferkeit eines Omar's zum Felde diente: so muß man auf das stärkste fühlen, wie veränderlich alle menschliche Schicksale sind. — Außer den schon erwähnten antiken Inschriften, giebt es auch andre neuere, welche sich, so wie einige mit Syrischen Buchstaben, lesen lassen, und welche alle der berühmte Herr Niebuhr abgezeichnet und bekannt gemacht hat. Da ich für mein Theil nichts von dem Allen bei mir trug, was zum Kopiren der Inschriften nöthig gewesen wäre, und da ich zugleich gar keine Kenntnisse von der Architektur hatte: so habe ich mich auf keine umständliche Beschreibung von diesem berühmten Pallaste einlassen können. Was mir am merkwürdigsten schien, habe ich hier nach meinen besten Kräften zu beschreiben gesucht.

Hinter der Halle von Pfeilern und dicht unter dem Berge sind die Ueberreste eines sehr großen Gebäudes von viereckiger Form. Dies kann entweder einen Theil des Pallastes ausgemacht haben, oder (was nicht unwahrscheinlich ist) einen besondern Tempel, da eine beträchtliche Strecke zwischen Beiden mit Erde und Sandhügeln ausgefüllt ist, und da man an der inneren Seite Symbole und Embleme von religiöser Bedeutung sieht. Dies Gebäude hat vier Haupteingänge: zwei auf der Nordost- und zwei auf der Südwestseite. Die Wände sind in verschiedne Felder abgetheilt, und diese dann mit mancherlei Bildhauerarbeit verziert. Die gewöhnlichste Vorstellung ist ein Mann in Lebensgröße, der auf einem Stuhle sitzt, die Füße auf einem Schemel ruhen läßt, und einen runden Stab in der Hand hält. Hinter ihm steht ein Bedienter mit einem Sonnenschirme, und vor ihm zwei Armleuchter, mit Lichtern dar-

auf. Neben diesen sieht man einen kleinen Knaben, und hinter ihm eine Frau mit einem Becher in der Hand. Unter dieser Figur zeigen sich verschiedne andre in langen Kleidern. Einige von denselben sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, andre mit Speeren, und alle tragen thurmförmige Mützen, welche, wie wir aus der Geschichte wissen, bei den Medern gewöhnlich waren. Ueber den Thüren dieses Gebäudes, deren zwölf sind, sieht man in halb erhobner Arbeit einen Löwen vorgestellt, der einen Ochsen ergreift, von eben der Art, wie das Bas-relief an der großen Treppe. Die Vertiefungen in den Wänden sind alle mit schönem Granit ausgelegt, und haben vorn hübsche Karnieße von Stein. Außer den gewöhnlichen Figuren sieht man auch eine außerordentliche, die, wie ich vermuthe, sich auf die alte Religion der Perser bezieht. Sie stellt einen Mann vor, der an einem Pfeiler sitzt, und ein kleines Gefäß in der Hand hält. Rund um seinen Leib hat er einen Gürtel gewunden, dessen beide Enden beträchtlich weit über seine Kleider hinausreichen, und fast wie Flügel aussehen. Er ist in ein langes Gewand gekleidet, und trägt eine thurmförmige Mütze. Unter der Figur sieht man einige Löwen (das Sinnbild der Herrschaft bei den alten Persern) sehr gut gearbeitet.

Hinter diesen Ruinen, ein beträchtliches Stück Weges den Berg Rehumut nach Norden hinauf, befinden sich die Ueberbleibsel eines merkwürdigen in den Felsen gehauenen Ortes. Ehemals ist eine Treppe mit Stufen hinaufgegangen; aber da diese durch die Zeit verwüstet sind, so muß man jetzt den Felsen hinanklimmen. Parallel mit diesem Gebäude, ungefähr achthundert Schritte weit davon nach Süden zu, steht noch ein andres. Diese will ich nun zusammen beschreiben, und einige wenige Bemerkungen über die Frage hinzufügen, was wohl die ursprüngliche Absicht derselben gewesen

seyn mögen. Diese hohen Gebäude haben drei Seiten, von denen zwei vierzig Fuß hoch und glatt sind. Die dritte hat verschiedne schöne und kühn ausgeführte Bildhauerarbeiten. In der Mitte steht ein Pfeiler mit der schon beschriebenen, und auf der Spitze sitzenden Figur. Gegenüber steht ein Mann auf einem Piedestal von drei Stufen, und hält in seiner linken Hand einen Bogen; die rechte aber streckt er aus, und zeigt damit auf die Figur am Pfeiler hin. Zur Linken ist ein steinerner, zwei Fuß hoher Altar, auf welchem Feuer brennt, und etwas zur Seite schwebt eine Kugel, welche sehr wahrscheinlich die Sonne vorstellen soll, in der Luft. Feuer und die Sonne wurden nehmlich, wie man weiß, von den Persischen Magiern als die beiden größten Symbole ihrer Religion angesehen; denn da sie von allen erschaffnen Dingen die reinsten, und dem Verderben nicht unterworfen sind, so betete man unter ihrem Bilde den allmächtigen Schöpfer des Weltalls an. Es läßt sich also vermuthen, daß sie in der erwähnten Figur gewisse Mysterien in der Religion der Magier andeuten sollen. Der Mann mit dem Bogen ist vielleicht ein Haupt der Magier, oder, um noch eine weitere Muthmaßung zu wagen, der berühmte Gesetzgeber und Prophet Zoroaster selbst. Indeß möchte ich freilich nicht gern so angesehen werden, als gebe ich dies für Gewißheit aus. Jeder wer diese schöne Ruinen sieht, muß dadurch verschiedene Gedanken bei sich erweckt fühlen; aber da schon lange alle Spuren von der ursprünglichen Religion, so wie von den Kenntnissen und der Sprache des Landes verloschen sind, und da die Charaktere an den Wänden nicht entziffert werden können: so muß die Welt immer in Ungewißheit bleiben, wann und von wem der Pallast gebauet sey, und was die Inschriften und Bilder daran bedeuten. Einige, unter andren de Bruyn und Chardin, haben die

Meinung geäußert, es möchte wohl der Begräbnißort der alten Könige von Persien seyn.

Die jetzigen Perser nennen diesen Ort: Mudschilis Gemschihd, oder die Versammlung des Königes Gemschihd; sie sagen nehmlich: dieser Fürst sey gewohnt gewesen, den Ort mit den Vornehmen und Großen seines Hofes zu besuchen, um von da die angenehme Aussicht auf die umliegende Gegend zu haben, die man freilich nirgends so gut übersehen kann.

Unterhalb der erwähnten Sinnbilder sind kleine Oeffnungen, die in einen unterirdischen, in den Felsen eingehauenen Gang leiten. Dieser ist sechs Fuß hoch, viere breit, und geht ein beträchtliches Stück in den Felsen hinein; aber sobald man ungefähr dreißig Schritte weit ist, wird er ganz finster, und dunstet einen dumpfigen, schädlichen Geruch aus. Die Perser nennen diesen Ort Tscherk Almas, d. i. der Talisman oder Diamant des Schicksals; sie versichern nehmlich, am Ende des Ganges befinde sich der Talisman; wer nun dahin komme, und Fragen über künftige Ereignisse thue, der werde Antwort erhalten. Sie sagen aber auch: es sey noch nie jemand im Stande gewesen, bis an das Ende dieses Ganges zu dringen, da die Dämonen oder Genien, die daselbst wohnten, sich jedem Versuche dieser Art widersetzten. Aus Aberglauben bilden sie sich auch ein: jedes Licht, das man mit dahin nehme, gehe von selbst aus. Chardin und de Bruyn gingen indeß ein beträchtliches Stück in den Gang hinein, bis er, wie sie erzählen, zu schmal ward, als daß man weiter hätte fortgehen können. Da man von diesen unterirdischen Gängen bis jetzt weiter nichts weiß, als was der Aberglaube der Eingebornen davon erfunden hat: so darf ich es vielleicht wagen, die Vermuthung zu äußern, daß sie ursprünglich dazu bestimmt waren, Schätze zu verbergen; denn dies ist bei den Orientalischen Fürsten seit undenklichen Zeiten gewöhn-

wöhnlich gewesen, und sie pflegen es noch jetzt zu thun. Da wir, ich und Herr Jones, kein Licht bei uns hatten, so hielten wir es nicht für rathsam, den Gang zu untersuchen.

Wenn man auf der Südseite bis zu dem Fuße des Berges hinuntergeht, trift man die Ueberreste eines kleinen viereckigen Gebäudes an, von dem noch verschiedene Thüren und Fenster stehen. An diesen sieht man verschiedene eingehauene Figuren; doch sind sie nur bis zur Mitte herunter sichtbar, und das übrige wahrscheinlich durch den Sand der Berge verschüttet. Uebrigens gleichen die Figuren denen an den übrigen Theilen des Pallastes.

Etwas westlich von diesem Gebäude steigt man auf einer steinernen Treppe zu einem prächtigen Hofe von viereckiger Form hinauf. Hier sieht man noch verschiedne Piedestals von Säulen, und auf der Ostseite die Ueberreste von zwei großen Portalen. Dies Alles ist von Granit, und die Einfassungen der Portale sind, wie es scheint, sehr prächtig gewesen. Auf verschiedenen Stücken der zerbrochenen Säulen stehen alte Inschriften.

In verschiedenen Theilen des Pallastes befinden sich Kanäle, um dadurch das von den Bergen kommende Wasser abzuleiten. Sie sind von blauem Stein, acht Fuß tief unter der Erde, und drittehalb Fuß breit.

Diese ehrwürdigen Ruinen haben durch Zeit und Witterung sehr stark gelitten; was aber noch von ihnen existirt, ist so fest und dauerhaft, wie der Felsen selbst. Auch Erdbeben, die in Persien häufig sind, haben manche von den Säulen umgestürzt, und die Zimmer auf andre Art beschädigt. Einige von diesen, die nicht durch die Heftigkeit der Erschütterungen zertrümmert worden sind, haben doch ihre Decken oberwärts verloren. Der Sand, der im Winter immer durch den Regen von den Bergen herunter gespühlt wird, hat viele Stellen ver-

schüttet, und auch verschiedene Piedestals von Säulen ganz versteckt.

Die alten Inschriften, die sich an den Wänden und andren Theilen des Gebäudes noch unterscheiden lassen, sind wohl auf immer auch für die gelehrtesten Kenner der morgenländischen Sprachen eben so wenig zu enträthseln, als die Hieroglyphen in Aegypten. Herr Niebuhr hat übrigens alle diese Inschriften sehr schön und genau abgezeichnet, und wer Lust hat, mag nun in dem zweiten Bande seines Werkes sein Heil an der Erklärung derselben versuchen. Es ist sehr schwer auszumachen, wann und von wem dieser Pallast erbauet worden sey. Die Griechischen Geschichtschreiber geben über diesen Punkt sehr unvollständige und unsichre Nachrichten, und die Persischen keine besseren. Die jetzigen Einwohner des Landes nennen den Ort Tuhkt Gemschihd, oder den Thron des Königs Gemschihd. Dieser hat ihn, wie sie behaupten, vor drei- bis viertausend Jahren gebauet; auch wird von ihm ausdrücklich erwähnt, er habe den Tschehil Minar, oder die Halle von vierzig Pfeilern, aufgeführt. In der Griechischen Geschichte wird erzählt, Alexander der Große habe, auf Anstiften der berühmten Buhlerin Thais, bei einer Schwelgerei in einem Anfall von Wildheit, diesen reichen und prächtigen Pallast in Brand stecken lassen, und ihn dadurch zerstört. Dies wird jeder, der die noch vorhandenen Ruinen sieht, für unmöglich erklären; denn alles angelegte Feuer würde auf die ungeheuren, an Härte dem Felsen gleichen Massen, aus denen das ganze Gebäude bestanden hat, nicht die mindeste Wirkung thun. So urtheilte ich, als ich an Ort und Stelle war; und mein Gefährte Herr Jones war mit mir der Meinung, man könne nicht ohne Ungereimtheit annehmen, daß Alexander es verbrannt habe.

In einem Persischen Manuskripte, das zu einem Werke unter dem Titel Ruzut al Sefa, oder der Garten der Reinheit, gehört, habe ich eine kurze Nachricht von dem Gebäude gefunden, von der ich hier eine Uebersetzung liefern will.

„Die Geschichtschreiber erzählen, daß König Gemschihd den Sitz der Regierung, der erst in der Provinz Sijestan war, nach Farsistan verlegt, in der Nachbarschaft von Schiras einen Platz von 12 Farsangs (48 Englischen Meilen) in der Länge gewählt, und daselbst einen Pallast aufgeführt habe, der in den sieben Königreichen der Welt nicht seines gleichen hatte. Die Ueberbleibsel dieses Pallastes, und manche von den Säulen desselben sind bis auf den heutigen Tag zu sehen; und er ließ den Pallast Tschehil Minar, oder vierzig Pfeiler nennen. Ferner versammelte Gemschihd, als die Sonne das Zeichen der Fische verlassen hatte, und in den Widder getreten war, alle Fürsten, Edle und Große seines Reiches an dem Fuße seines Königlichen Thrones, und ordnete an diesem Tage ein großes und feierliches Fest an; und dieser Tag ward von nun an Nu Roze, oder der Neujahrstag genannt, (er legte nehmlich an ihm den Grund zu Persepolis.) Zu dieser Zeit befahl er aber, daß aus allen Theilen des Reiches die Bauern, Ackersleute, Soldaten und Andre kommen sollten, den Plan auszuführen, und verlangte, daß Alle mit freudigen Herzen und willigen Händen zur Vollendung des Werkes helfen sollten. Die zahlreiche Versammlung gehorchte dem Befehl ihres Monarchen, und das Gebäude ward mit allen Zeichen von Freude und Festlichkeit vollendet."

Ferner wird in dem Dschehan Ara, einem Persischen chronologischen Buche, bemerkt, daß die Königinn Homaie, die ungefähr 800 Jahre nach Gemschihd lebte, tausend Säulen zu dem Gebäude hinzugefügt

habe. — Dies sind die Erzählungen der Nationalschriftsteller, die von den jetzigen Persern für wahr gehalten werden; aber ich glaube: bis die alten Charaktere an den Wänden entziffert werden können, lasse sich keine Nachricht von diesem Gebäude, weder eine Griechische noch eine Persische, als ächt und authentisch ansehen, und es sey weit älter, als das Andenken an irgend eine jetzt in der Welt bekannte Sprache.

Es ist zu bemerken, daß man in den Figuren an dem ganzen Gebäude die Regeln der Kunst nicht beobachtet hat. Die Muskeln sind fehlerhaft, die Gewänder indeß schön gearbeitet, und die Verhältnisse im Ganzen gut, übrigens aber nur die Umrisse angegeben, wodurch das Ganze eine gewisse Einförmigkeit bekommt. Chardin sagt: nach seiner Meinung sehe man augenscheinlich, daß der Baumeister dieses berühmten Pallastes, wer er auch gewesen sey, nichts von der Griechischen und Römischen Architektur verstanden, und daß er wahrscheinlich in Eil habe arbeiten müssen, woher denn die Figuren so unvollendet geblieben wären, wie man sie jetzt sehe. Herr Jones äusserte aber gegen mich: er vermuthe vielmehr, die Kunst habe in den Zeiten, wo man den Pallast erbauet, nicht weiter gereicht; auch machte er die Bemerkung, die Verzierungen, die er in Sadik Khan's Pallast zu Schiras gesehen, wären in eben der Manier gearbeitet, wie die zu Persepolis, und die Architektur der jetzigen Perser sey der in den ältern Zeiten ähnlich. Diese Bemerkung scheint in der That Aufmerksamkeit zu verdienen. In Ansehung der Figuren an der Treppe, habe ich schon vorhin bemerkt, daß die mancherlei Thiere, die man darunter sieht, die Kameele, die Leitpferde, die Widder, ferner der Triumphwagen und die Männer mit Gefäßen in den Händen, die Vermuthung veranlassen, daß eine feierliche Procession vorgestellt werden solle; und

diese Meinung wird vielleicht durch die obige übersetzte Stelle einigermaßen unterstützt.

Die Materialien, aus denen der Pallast besteht, sind hauptsächlich harter blauer Stein; aber die Thüren und Fenster der Zimmer bestehen alle aus schwarzem und so schön polirtem Marmor, daß sich alles darin spiegelt. Besonders bewunderuswerth ist an dem Gebäude die außerordentliche Festigkeit des Grundes. Der ganze Pallast hat 1,400 Quadratschritte (*Yards*) im Umfange; die Breite beträgt von Norden nach Süden 600, und von Osten nach Westen 390 Schritte. Da er an dem Fuße eines Berges gebauet ist, so hat man einen großen Theil desselben mit unendlicher Arbeit geebnet, um die Steine horizontal legen zu können. Die Höhe der Grundmauer beträgt an einigen Stellen der Vorderseite vierzig bis funfzig Fuß, und besteht aus zwei ungeheuren zusammengesetzten Steinen; die Seiten sind nicht so hoch, und ungleicher, weil eine große Menge Sand von den Bergen heruntergerollt ist. Uebrigens steht zu befürchten, daß in einigen wenigen Jahrhunderten die Erdbeben alle noch stehende Säulen und Zimmer gänzlich verwüsten werden; aber was auch ihr Schicksal seyn mag, das Grundgemäuer muß so lange dauern, wie der Felsen selbst, auf welchem es ruhet.

Ich schließe diese kurze Nachricht mit einigen wenigen Bemerkungen über die Pfeiler-Halle. Diese scheint von dem eigentlichen Pallaste abgesondert, aber durch steinerne Gallerieen mit ihm in Verbindung gewesen zu seyn. Nach den Piedestals der Säulen zu schließen, die ich sehr genau zählte, scheint sie ursprünglich aus neun verschiednen Reihen von Säulen, jede zu sechs Stück, bestanden zu haben, so daß ihrer überhaupt vier und funfzig gewesen sind. Die funfzehn, die noch stehen, sind zwischen siebzig und achtzig Fuß hoch, haben an der Basis zwölf Fuß im Durchmesser, und ste-

hen zwei und zwanzig Fuß weit von einander ab. Aus der Stellung der Säulen an der Vorderseite zu schliessen, scheint die Halle gegen die Ebne hin offen gewesen zu seyn; viere, die gegen den Berg zu, und in einiger Entfernung von den übrigen stehen, sich auch in der Architektur von ihnen unterscheiden, sind, dem Anschein nach, zu einem Portikus, oder Laubeneingang, auf der Ostseite bestimmt gewesen. Uebrigens hat man zu den Säulen eine vermischte Art von rothem körnichten Stein gebraucht.

Die Halle, welche auf einer Erhöhung steht, und von der man eine sehr weite Aussicht auf die Ebne von Merdascht hat, ist erstaunlich groß, und erweckt, wenn man sie sieht, den Gedanken, sie müsse das Audienzzimmer eines mächtigen und kriegerischen Monarchen gewesen seyn.

Den 2 September Nachmittags, brachen wir, Herr Jones und ich, auf, das Grab des berühmten Persischen Helden Rostum (das bei den Persern Rukschi Rostum heißt) zu besehen. Es liegt viertehalb Meilen nordöstlich von Persepolis, und besteht aus vier verschiednen, hoch von der Erde in den Felsen ausgehöhlten Kammern. Die bildlichen Vorstellungen an den obern Theilen sind völlig eben so, wie die in Persepolis, und stellen die mystische Figur mit dem brennenden Altar und der Sonne vor. Unter der Bildhauerarbeit in der zweiten Kammer befindet sich eine kolossalische Figur zu Pferde in Stein gehauen, und gut erhalten. Sie ist ganz bewaffnet und gerüstet, und einigermaßen nach Römischer Art gekleidet. Auf dem Helm sieht man eine Kugel, und vor dem Reiter zwei andre Figuren, von denen die eine in einer flehenden Stellung kniet, die andre aber nach der Hand des Reiters zu fassen scheint, als wenn sie seinen Zorn mildern wollte. Er blickt indeß mit Ernst auf die Figuren herunter, und legt die freie Hand an den Grif seines Schwerdtes. An einer Seite der Figur steht

eine Inschrift in alten Schriftzügen, die sich aber von denen an den Mauern von Persepolis unterscheiden. Hinter dem Reiter warten verschiedene Begleiter, alle in Lebensgröße; an ihm selbst ist aber gar kein Verhältniß beobachtet, denn er ist zweimal so groß als das Pferd, auf dem er sitzt.

Etwas nordwärts befindet sich eine andre Vorstellung. Man sieht an dem Fuße des Felsen zwei vollständig bewaffnete Figuren; eine davon läßt einen Ring fallen, und die andre faßt darnach. Die Figur zur Rechten hat eine Kugel auf dem Helm, und eine große Streitaxt in der Hand; und hinter der zur Linken steht ein Bedienter, der einen Sonnenschirm hält. Unter den Füßen ihrer Pferde liegen zwei Menschenköpfe, und ein wenig zur Seite sieht man die Köpfe verschiedener Begleiter; die meisten von diesen haben eine breite Haarflechte um ihre Schläfe gewunden, und starkes Haar lose herumflatternd. Chardin meint: hierin solle wohl Alexander der Große vorgestellt seyn, wie der Persische König Darius sich ihm unterwerfe; aber wir wissen aus der Griechischen Geschichte, daß Darius Alexander'n nie gesehen hat, und kurze Zeit nach dem Verluste der Schlacht bei Arbela auf der Flucht von seinem Diener Bessus ermordet worden ist. Ueberdies würden die Perser selbst sich wohl schwerlich so viele Mühe gegeben haben, den Schimpf und den Untergang ihres rechtmäßigen Königs bis auf die späteste Nachwelt zu bringen, um einen Eroberer zu preisen, der ihre Religion und ihre Gesetze gänzlich umstürzte. Von einem Griechischen Künstler kann die Arbeit auch nicht seyn, da die Griechen zu Alexander's Zeiten die höchste Vollkommenheit in den Künsten erreicht hatten, und da hingegen diese Bildhauerarbeit nichts weniger als schön ist. Wäre so etwas zu Alexander's Zeit und auf seine Veranlassung verfertigt worden, so würde er ganz gewiß einen der berühm-

testen Künstler dazu gebraucht haben, die ihn nach Asien begleiteten. Ich möchte daher vermuthen, die erwähnte Bildhauerarbeit sey früher verfertigt, als die Griechen Persien eroberten, und solle eine merkwürdige That des Helden Rostum (nach welchem der ganze Platz benannt wird) vorstellen.

Nahe am Fuße des Felsen steht ein viereckiges Gebäude von blauem Stein, zwanzig Fuß hoch, und achte breit. Es hat verschiedene Fenster. Inwendig ist es leer, und an verschiednen Theilen der Mauer sieht man kleine Nischen. Die Perser behaupten: hier sey der berühmte Rostum begraben; aber mehrere Reisende, unter andern Chardin und de Bruyn, vermuthen aus einer Stelle des Herodot, dies Gebäude sey das Grabmal des Darius Hystaspis.

An einem Theile des Felsen, ostwärts, sieht man eine Figur zu Pferde eingehauen, deren Gesicht aber sehr stark verstümmelt und kaum noch zu erkennen ist. Indeß kann man doch deutlich unterscheiden, daß sie einen Mann vorstellt. Er hat langes, fliegendes Haar, und an der linken Seite der Stirn einen Auswuchs, der einem Horne gleicht. Die Eingebornen nennen diese Figur Iskunder Zu al Kernihn, oder Alexander Herr der Hörner, d. i. eines Reiches, welches sich von Osten nach Westen erstreckt; und zugleich versichern sie, daß zuverlässig Alexander der Große darunter vorgestellt sey. Hörner wurden von den Alten, wie bekannt, als Symbole von Macht und Majestät angesehen; und hieraus läßt sich mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß die Perser die Figur richtig erklären. Bekanntlich sieht man Alexander den Großen auch auf Medaillen mit einem Horn an der Stirn, oder vielmehr mit einer besondren Haarlocke, die einem Horne gleicht, vorgestellt. — Hinter der Figur zu Pferde stehen

übrigens noch verschiedene andre, bewaffnet, und zu Fuß, welche Begleiter der ersteren zu seyn scheinen.*)

Nach einem kurzen Aufenthalt zu Nukschi Rostum kehrten wir den 4 September nach Schiras zurück.

---

*) Die Ruinen, welche die Perser Tschehil Minar, die vierzig Pfeiler nennen, sind unstreitig von einem sehr hohen Alter, und rühren aus einer Zeit her, in welcher man von Griechischer Kunst noch nichts wußte. In dem Ganzen herrscht einheimische kühne Architektur. Die halb erhobenen Bilder haben augenscheinlich Beziehung auf mehrere Völkerschaften, welche dem Könige mit Thieren, Kleidern, Früchten, künstlichen Gefäßen u. s. w. Tribut und Geschenke bringen. Daher tragen die Figuren auch so verschiedene Kleidungen. Einige kommen nach Morgenländischer Sitte bewaffnet, um auf gewisse Jahre Kriegesdienste zu thun und die Wache beim Könige zu haben. Die Person, welche auf einem geflügelten Stuhle in der Luft erscheint, ist vermuthlich Zerdusch oder Zoroaster. Die Sonne steht hoch, und ihr Symbol, das Feuer, brennt auf einem Altare. Der König streckt eine Hand betend aus, und hält in der andern einen Bogen; ein Fliegenwedel, vielleicht von einem Tibetanischen Ochsen, wird von einer jungen Person hinter ihm gehalten, die den Mund verbunden hat, um mit ihrem Hauche das heilige Feuer nicht zu verunreinigen. — Uebrigens befinden sich an demselben Felsen des Gebirges Rehumut auch andere Schnitzwerke, z. B. die im Kämpfer p. 307. F. II. F. III. F. VIII. F. IX. F. X. F. XI., welche unstreitig in einem andern Geschmacke und in einem schlechteren Style gearbeitet sind. Die alten Buchstaben findet man an diesen Monumenten nicht mehr, sondern spätere Parthische. Dies beweist hinlänglich, daß auch die spätern Parthischen Könige, welche ihre Abkunft aus dem alten, von Kyrus abstammenden, Persischen Königsgeschlechte abzuleiten suchten, sich in der Residenz und bei dem Begräbnißorte ihrer Vorfahren haben Denkmähler setzen wollen. Die Aufschrift, welche Samuel Flower zuerst in den Philos. Trans. Num. 201 einrückte, (Philos. Trans. abridged.

Von dem Mohurrum (sonst Muharram.)

Die ersten zehn Tage des Monats Mohurrum, des ersten im Muhamedanischen Jahre, werden in ganz Persien als eine feierliche Trauerzeit begangen; sie heißen bei den Eingebornen Deha, oder die Zeit von zehn Tagen. Während derselben beklagen die Perser und alle Anhänger Ali's den Tod des zweiten Sohns dieses Propheten, des Imam Hossein, der in einem Kriege gegen Yezzihd, den Sohn des Muaweia, Kaliphen der Muselmänner, erschlagen ward. Dies geschah an einem Orte, der von den Persern Kerbelaie, d. i. Trauer und Unglück, genannt wird, und in Irak Arabi, dem alten Mesopotamien, zwischen den Städten Kufa und Medina liegt. Die Umstände des Vorfalls sind folgende: Bei dem Tode des Kaliphen Ali, der zu Kufa ermordet ward, folgte Muaweia aus dem Hause Ommia, im Kaliphate, welches er jenem schon bei dessen

Vol. III. pag. 526 und tab. 7. n. 66. 67.) ist unstreitig von einem Parthischen Könige, und, wenn ich mich nicht irre, von dem Mithridates Deus, des Papatius Sohn, und des Artabanus Enkel, von welchem Namen sogar Spuren in der Aufschrift zu finden sind. Kämpfer hat die Aufschrift p. 307 und Niebuhr Tab. XXVII. c. h. i. Uebrigens kann wohl ein so festes Gebäude, wie diese Königs-Residenz gewesen ist, (wenn sie denn ja das alte Persepolis seyn sollte) wohl nicht abgebrannt seyn. Vielleicht verbrannten auch nur die inwendigen hölzernen Mobilien, Teppiche und dergleichen. — Die Europäischen Reisenden, welche nach und nach diese Ruinen besucht haben, sind folgende: 1) Pietro della Valle, meines Wissens der erste, im Okt. 1621. 2) Sam. Flower im Nov. 1667. 3) Der Ritter Chardin im Febr. 1674. 4) Der Doktor Engelbert Kämpfer ungefähr 1684 oder 1685. 5) Der Mahler Cornelys de Bruyn, vom Nov. 1704 bis zum Januar 1705. 6) Der Justizrath Niebuhr im März 1765; und 7) der Engländer William Franklin im Julius 1787.

Lebzeiten streitig gemacht hatte. Muaweia starb bald nachher, und sein ältester Sohn Yezzihd ward sein Nachfolger. Während der Zeit hatten die Einwohner von Kufa (im Jahre 60 der Hedschira) eine feierliche Gesandtschaft an Hossein zu Medina abgeschickt, die ihn bat, daß er kommen und die Regierung in Besitz nehmen möchte, wobei sie ihm treue Unterstützung versprachen. Auf diese Versicherung entschloß sich Hossein, dahin zu reisen, und nahm zugleich seine ganze Familie mit, seine jüngste Tochter ausgenommen, die gerade krank war. Er trat, in Begleitung eines beträchtlichen Korps von Truppen, seinen Marsch nach Kufa den 8 des Zulhuj an. Als der Kaliph Yezzihd, der sich damals zu Damaskus befand, Nachricht hiervon erhielt, schickte er dem Statthalter von Kufa Obeidollah den Befehl zu, eine Armee zusammen zu ziehen und die entstehende Rebellion dadurch zu unterdrücken, daß er Hossein und seine Anhänger abschnitte. Obeidollah gehorchte dem Befehle seines Herrn, schickte den Ibn Saad mit zehntausend Mann ab, und trug ihm ausdrücklich auf, Hossein unterweges aufzufangen. Die Armee trat nun ihren Marsch an. Obeidollah selbst blieb in der Stadt, und suchte dadurch, daß er die Häupter der Parthei ergreifen ließ, den Aufstand gänzlich zu dämpfen. Da die Einwohner von Kufa dies sahen, so vergaßen sie ihre Eide und Versprechungen, und überliessen den unglücklichen getäuschten Prinzen verrätherischer Weise seinem Schicksal, wofür sie auch noch bis auf den heutigen Tag von den Persern und den sämmtlichen Anhängern Ali's verflucht werden. Hossein war mit seiner Armee noch nicht weit vorgerückt, als er die Nachricht erhielt, daß der Feind sich zwischen ihm und dem Euphrat, über den er auf seinem Wege gehen mußte, postirt habe. Hierdurch war ihm nun das Wasser abgeschnitten: ein Umstand, der in dem heißen Klima von Mesopotamien

äußerst unglücklich ist, da dort, wegen der heftigen Hitze, der Wanderer, auch wenn es ihm nicht an Wasser fehlt, kaum ausdauern kann. Nun befand er sich in einer äußerst mißlichen Lage; und wirklich war der Mangel an Wasser die Haupturſache von allem Unglück, das ihn betraf. Seine Leute wurden durch den Gedanken, vor Durst umzukommen, muthlos, und verliessen ihn in so großer Menge und so geschwind, daß in wenigen Tagen seine ganze Macht nur noch zwei und siebzig Personen betrug, unter denen verschiedne Anverwandten von ihm waren, nehmlich sein Bruder Abbas Ali, sein Neffe Kasim, der Sohn seines Bruders Hussun, sein eigner Sohn, Zeinal Abudihn, ein Jüngling von zwölf Jahren, und seine zwei noch kleinen Kinder, Akbar und Askur; ferner von Frauenzimmern: seine Tochter Sekihna, seine Schwester Zeineb und seine Tante Kuhlsom. — In dieser Lage mußte er ohne Unterlaß Scharmützel und Gefechte aushalten, von denen das letzte am zehnten des Mohurrum vorfiel. An diesem Tage rückte nehmlich Ibn Saad mit seiner ganzen Macht vor, umringte Hossein's kleinen Trupp, und hieb ihn, nach einer verzweifelten Gegenwehr, gänzlich in Stücken. Asker, Hossein's kleiner Sohn, ward durch Pfeile auf seines Vaters Schooß getödtet; und dieser selbst fiel endlich, durch Beschwerlichkeiten entkräftet, und von vielen Wunden durchbohrt. Sogleich ward sein Kopf abgeschnitten; die feindlichen Truppen eilten in das Zelt, plünderten Alles, und nahmen den noch übrig gebliebenen Sohn Hossein's, der krank lag, nebst den schon erwähnten Frauenzimmern der Familie, als Gefangene mit sich. Sie beraubten die letzteren ihres Schmuckes und ihrer Juweelen, und mißhandelten sie auf das äußerste. Wenige Tage nachher wurden sie alle nach Damaskus geführt, um, nebst Hossein's Kopfe, dem Kaliphen Yezzihd überliefert zu werden.

Der Tradition zufolge befand sich zu dieser Zeit gerade ein Gesandter von einem Europäischen Staate an dem Hofe des Kaliphen. Dieser ward, als er die Gefangenen ankommen sah, über ihr elendes Ansehen von Mitleid gerührt, und fragte Yezzihd, wer sie wären. Als der Kaliph ihm sagte: sie wären von der Familie des Propheten Muhamed, und der Kopf gehöre Ali's Sohne, Hossein, den er wegen einer Empörung habe hinrichten lassen; so stand der Gesandte auf, und machte ihm sehr bittere Vorwürfe, daß er die Familie seines eigenen Propheten so behandle. Der stolze Yezzihd gerieth über diesen Schimpf in Wuth, und befahl dem Gesandten, bei Strafe eines unmittelbaren Todes, sogleich hinzugehen und ihm den Kopf des Zein al Abudihn zu holen. Dies verweigerte aber der Gesandte geradezu, schloß, wie die Perser glauben, Hossein's Kopf in seine Arme, ward dadurch ein Muselmann, und mußte nun auf Yezzihd's Befehl sogleich den Tod leiden.

Alle diese verschiedenen Begebenheiten werden von den Persern in den ersten zehn Tagen des Mohurrums vorgestellt. Schon am 27 des vorhergehenden Monats Zulhuj, errichten sie die Mumbiers oder Pulpete in den Moscheen, die bei dieser Gelegenheit inwendig mit schwarzem Zeuge behangen werden. Am 1sten des Mohurrum besteigen die Akhunds und Peisch Numazs (oder die Muhamedanischen Priester) die Pulpete, und sagen das her, was die Perser al Wakàa nennen, oder einen Bericht von dem Leben und Thaten Al'is und seiner Söhne Hussun und Hossein. Dabei werden zugleich die Umstände bei dem traurigen Schicksal des Imam Hossein beschrieben. Dies Alles wird in einem langsamen feierlichen Tone hergesagt, und ist wirklich sehr rührend, da es mit allem dem Pathos und der Eleganz, zu der die Persische Sprache

nur Fähigkeit hat, geschrieben ist. Die Zuhörer schlagen indessen von Zeit zu Zeit heftig an ihre Brust, weinen bitterlich, und rufen dabei aus: „ach Hossein!" Heifaz Hossein! Andre Stellen des Wakaa sind in Versen, die in einer traurigen Melodie abgesungen werden. An jedem Tage wird ein besonderer Theil der Geschichte von Leuten aufgeführt, die man dazu wählt, daß sie die darin vorkommenden Personen vorstellen sollen. Man bringt auch Bildnisse zum Vorschein, und führt sie in Procession durch die benachbarten Straßen. Eins davon stellt den Fluß Euphrat vor, der bei den Persern Abi Ferat heißt. Schaaren von Knaben und jüngern Leuten, von denen ein Theil Ibn Saad's Soldaten, der andre aber Hossein und seine Begleitung vorstellt, laufen auf den Straßen umher, haben ihre besondren Fahnen und Unterscheidungszeichen, und schlagen und fechten mit einander. Eine andre Parthei stellt den Kaliphen Yezzihd auf einem prächtigen Throne sitzend vor, wie er von seiner Wache umgeben ist, und den vorher erwähnten Europäischen Gesandten zur Seite hat.

Eine der rührendsten Vorstellungen ist die Heirath des jungen Kasim, (Hussun's Sohn, und Hossein's Neffe) mit der Tochter des Letztern. Sie ist aber nie vollzogen worden, da Kasim am 7. des Mohurrum in einem Gefechte an den Ufern des Euphrats getödtet ward. Bei dieser Gelegenheit stellt ein Knabe die Braut vor, die ihr Hochzeitkleid trägt. Sie wird von den Frauenzimmern der Familie begleitet, die ein trauriges Lied singen, worin erzählt wird, daß die Ungläubigen — denn so heißen die Sunniten bei den Schiiten — ihren verlobten Bräutigam getödtet haben. Auch die Trennung zwischen ihr und ihm wird vorgestellt, wie sie bei seinem Aufbruch zärtlich von ihm Abschied nimmt, und ihm, wenn er sie verläßt, ein Begräbnißkleid

schenkt, das sie ihm um den Nacken legt. Bei diesem Anblick bricht das Volk denn in die stärksten Ausrufungen des Schmerzes aus, und flucht sehr laut dem Kaliphen Yezzihd und allen denen, welche Theil daran hatten daß die Familie der Imams vernichtet ward.

Bei dieser Gelegenheit kommen auch die heiligen Tauben zum Vorschein, die, der Erzählung der Perser zufolge, die Nachricht, daß Hossein todt sey, von Kerbelai nach Medina brachten, und zur Bestätigung erst ihren Schnabel in sein Blut tauchten. Ferner werden die Pferde, auf denen, wie man voraussetzt, Hossein und sein Bruder Abbas geritten haben, dem Volke gezeigt, und sind so bemahlt, als wären sie mit Wunden bedeckt und ganz voller Pfeile.

Während dieser verschiedenen Processionen wird vieles Ungemach ausgestanden, da alle Perser bis zum Unsinn enthusiastisch sind und durchgängig glauben, wer in der Zeit des Mohurrum erschlagen werde, dessen Seele komme unfehlbar sogleich in das Paradies. Hierzu kommt noch ein gewisser Wahnwitz, den ich, so lange er dauert, bei keiner Nation stärker gesehen habe: und daher verachten sie den Tod, und suchen ihn selber auf. Manche bringen sich freiwillig Wunden bei, und Andre enthalten sich während der zehn Tage fast gänzlich des Wassers, zur Erinnerung und zur Nachahmung dessen, was ihr Imam litt, weil es ihm an Wasser fehlte. Alle aber baden während des Mohurrums nicht, ja, sie wechseln zu dieser Zeit nicht einmal die Kleider. Am zehnten Tage werden die Särger derer, die in der Schlacht geblieben sind, zum Vorschein gebracht. Sie sind mit Blut befleckt, und es liegen Säbel und Turbane, mit Reiherfedern geschmückt, darauf. Diese werden feierlich begraben, und nachher besteigen die Priester wieder die Pulpete, um das Wakaa zu lesen. Zuletzt en-

digt sich denn Alles mit Flüchen und Verwünschungen gegen den Kaliphen Yezzihd.

Die Perser erklären ihren Hossein für einen Märtyrer, und in der ganzen Deklamation wird er auch immer Schehihd, oder der Märtyrer, genannt. Sie sagen auch: er habe sein Schicksal gewußt und es freiwillig gelitten, um die Sünden aller derer, die an Ali glauben, zu büßen; und daher werde jeder, der seinen Tod bejammere, am Tage des Gerichtes Gnade finden. Ferner versichern sie: wenn Hossein es rathsam gefunden hätte, die Macht seiner Imamswürde zu gebrauchen, so würde die ganze Welt nicht im Stande gewesen seyn, ihm zu schaden; er habe aber absichtlich sterben wollen, damit seine Jünger dadurch in einem künftigen Leben glücklich werden möchten. Daher kommt auch der Glaube unter den Persern, daß an dem Tage des Gerichts Fatima, Ali's Gattin, und Mutter der beiden Imams Hossun und Hossein, mit Hosseins abgehauenem Kopf in Einer, und mit des vergifteten Hussun's Herzen in der andren Hand, vor Gottes Thron treten, und im Namen ihrer Söhne für alle Jünger Ali's um Vergebung der Sünden bitten wird. Auch glauben die Perser ganz fest, Gott werde diese Bitte erfüllen. — Ich habe dies von einem frommen Perser, und rücke es hier mit ein, weil es in Europa nicht allgemein bekannt ist.

Der Imam Hussun, der zu Medina von Muhameds Wittwe Ayescha vergiftet ward, wird von den Anhängern Ali's am 28sten des Monats Sefr betrauert, da er an diesem Tage gestorben ist. Doch wird dieser Tag nicht so feierlich begangen, als die in dem Mohurrum, ob man gleich Hussun's in dieser Zeit erwähnt. Manche Reisende haben Beide mit einander verwechselt und irrig angenommen, die Deha des Mohurrum komme Beiden zu; ich habe mich aber beson-

ders

ders hiernach erkundigt und von verschiednen Personen erfahren, daß ein sehr beträchtlicher Unterschied Statt findet.

Am 11 Oktober 1787 brach ich zu meiner Rückreise nach Indien von Schiras auf. Da ich auf eben dem Wege zurückkehrte, auf dem ich gekommen war, so will ich bloß die verschiednen Stationen anführen, und einige kurze Bemerkungen hinzusetzen, die ich das ersteremal wegen meiner Krankheit nicht hatte machen können. Den 12 und 13 kamen wir durch die Dörfer Kuhn Zineuhn und Desterdschun, und den 14 nach Kasseruhn.

Kasseruhn scheint, nach den Ueberbleibseln davon zu schließen, ehemals eine Stadt von beträchtlichem Range, und nicht viel kleiner als Schiras gewesen zu seyn. Es liegt in der Mitte einer weiten Ebne und ist mit hohen Bergen umgeben. Ungefähr vier (Englische) Meilen östlich von der Stadt, ist ein schöner See. In der Nachbarschaft von ihr wird eine große Menge Opium gebauet. Die Perser machen aus dieser sehr schätzbaren Waare keinen Handelsartikel; wahrscheinlich haben sie es aber ehemals gethan, da in dem Oriente sehr oft des Opiums von Kasseruhn erwähnt wird. Diese Stadt hat übrigens nichts Merkwürdiges, wenn man eine Moschee, und den Pallast und Garten des Gouverneurs ausnimmt.

Wir blieben bis zum 17 daselbst, und kamen den 18 nach Kommeritsch. — Da ich oben keine umständliche Beschreibung von der in Persien üblichen Art zu reisen gegeben habe, so ist sie den Lesern vielleicht hier nicht unlieb.

Eine Kafila besteht aus Kameelen, Pferden und Maulthieren, über welche alle ein Tschehar wadar, oder Vorsteher die Aufsicht hat. Ihm bezahlt man den

Preis für ein Maulthier oder Kameel, und er kommt mit dem Reisenden überein, das Thier während der Reise zu füttern, und auch sonst dafür zu sorgen. Unter ihm stehen verschiedne geringere Knechte, welche die Thiere abladen helfen, sie zur Tränke führen, und bei dem Füttern Acht auf sie haben. Die Kafila bleibt unterweges so dicht beisammen als möglich; und wenn sie an dem Munzil Gah oder dem Lagerplatze dieses Tages ankommt, so wird jede Ladung auf einen besondren Platz gelegt, den der Vorsteher aussucht, und zu welchem der Kaufmann, dem die Güter zugehören, sich dann hinbegiebt. Sein Gepäck macht eine Art von halbem Mond. In die Mitte werden die Betten und die Provisionen gelegt; ein Tau oder Strick von Haaren wird dann rund um Alles gezogen, und zwar etwa drei Schritte davon ab, wodurch die verschiednen Lager von einander abgesondert werden. Während der Nacht führt man die Thiere alle auf ihren Posten, d. h. an die Sachen, die sie am folgenden Morgen tragen sollen, und befestigt sie an dem vorher erwähnten Tau. Bei dem Aufbruche, der gemeiniglich zwischen drei und vier Uhr Morgens vor sich geht, werden die Maulthiere und Kameele wieder beladen. Wenn dies geschieht, so wachen die Reisenden durch das Klingeln der Klocken auf, welche den Thieren um den Hals gehängt sind, damit sie sich auf dem Wege nicht verlieren sollen. Hierauf spielt eine Stelle in Hafiz's Gedichten an, die ich hieher setzen will:

Die Klocke rufet laut: befestigt das Gepäck! —

Wenn Alles fertig ist, so läßt der Tscheharwadar die aufbrechen, welche der Landstraße am nächsten sind, und Alles zieht nun in eben der Ordnung weiter, die am vorigen Tage beobachtet ward.

Vom 19 bis zum 22 kamen wir durch die Dörfer Kischt, Danläki, Berazguhn und Tschekadnk, und am 23 langten wir in Abu Schähr an, wo

Herr Karl Watkins, Resident der Kompagnie an diesem Orte, mich sehr höflich und gastfreundschaftlich aufnahm.

Am 22 December schiffte ich mich am Bord des Kreuzers Skorpion, Kapitain Jervis, der mir sehr höflich die Fahrt anbot, nach Bussora ein. Den 24 Abends passirten wir die Barre von Bussora, und den 28 kamen wir, der Stadt gegenüber, vor Anker.

Bussora liegt an dem Ende des Persischen Meerbusens in 31° 30′ N. Breite, an den Ufern eines Stromes von süßem Wasser, welcher Schat al Arab genannt wird und ein Arm des Euphrats ist, der ungefähr funfzig (Englische) Meilen N. W. von der Stadt von ihm ausfließt. Die Stadt ist sehr groß, aber nur mittelmäßig befestigt; sie wird von einer Leimenwand umgeben, und die Basteien und Thürme sind ebenfalls von Leimen. Rings umher lief ehemals ein nasser Graben, der aber nun an einigen Stellen ausgetrocknet ist. Ungeachtet dieser schlechten Befestigung hielt Bussora, als es im Jahre 1777 von den Persern belagert ward, sich doch acht Monate. Zu Ende des folgenden Jahres, da Kerim Khan, Wäkihl von Persien, starb, ward es von den Persern wieder geräumt. Obgleich die große Wüste sich beinahe bis dicht an die Mauern der Stadt erstreckt, so sind doch beide Ufer des Flusses außerordentlich fruchtbar und angenehm, und tragen Korn, Gartengewächse, Reis und manche andre auch in Europa bekannte Früchte. Doch die meiste Annehmlichkeit und den meisten Vortheil hat der Ort von dem Dattelbaume, durch dessen Kultur und Ertrag die Türkische Regierung jährlich eine beträchtliche Summe gewinnt. Die Gegend um Bussora hat Ueberfluß an Wildpret, besonders an Hasen, Rebhühnern und wilden Schweinen, deren Fleisch von sehr angenehmen Geschmacke ist. Das jetzige Bussora liegt (für einen Kourier) vierzehn Tage-

reisen von Aleppo. Es hat eine sehr große Moschee, und auch einen Konvent für Italiänische Missionarien. Gegenwärtig ist die Stadt unter Türkischer Regierung, und die Residenz eines Mussellem, der unter dem Pascha von Bagdad steht, und von diesem ernannt wird.

Ungefähr vor acht Monaten war hier eine Revolution, deren nähere Umstände folgende sind.

In der Mitte des Aprils 1787 kam der Schech Tweiny, ein unabhängiger Arabischer Emir von dem Stamme der Montifihks, dessen Land östlich von Bussora in der großen Wüste liegt, in dem Dorfe Zubihr an, nachdem er eine Unternehmung gegen seine Feinde glücklich ausgeführt hatte. Der Mussellem, oder Türkische Gouverneur, ging ihm außerhalb der Stadt entgegen, um ihm seinen Glückwunsch abzustatten. Schon lange war der Schech der Montifihks damit umgegangen, sich in Besitz von Bussora zu setzen, auf das er Ansprüche machte, und das er als ein Eigenthum seiner Familie ansah. Da er jetzt die bequemste Gelegenheit dazu zu haben glaubte, nahm er ohne weitere Umstände den Türkischen Gouverneur und dessen Begleiter gefangen, und zwar ganz ohne Blutvergiessen und ehe die Türken nur das Mindeste von seinem Vorhaben argwöhnen konnten. Den folgenden Tag schickte der Schech ein Korps von funfzehnhundert Arabern in die Stadt, die dann den Pallast des Gouverneurs und alles Andre, ohne Widerstand zu finden, in Besitz nahmen, da sich nur wenige Türken und überhaupt nur 200 Mann Truppen an dem Orte befanden. Es blieb Alles in seiner gewöhnlichen Ordnung, und keiner von den Einwohnern ward an seinem Eigenthume gekränkt. Den dritten Tag nachher hielt der Schech Tweiny selbst, mit dem Ueberreste seiner Armee, der ungefähr 5,000 Mann stark war, seinen Einzug in die Stadt; und nun fing sogleich eine Arabische

Regierung an. Die Befehlshaber der Türkischen Schiffe auf dem Flusse wurden abgesetzt, und es kamen Araber an ihre Stelle. Bald nachher mußten der Mussellem mit seinem Rathe, der Defterdar oder Schatzmeister, und die vornehmsten Officiere unter Türkischer Regierung sich einschiffen, und seegelten dann nach Indien.

Als diese Schritte gethan waren, fing der Schech an, Maßregeln für die Folgen zu nehmen, die sich erwarten ließen. Zuerst schrieb er nach Konstantinopel, entschuldigte sein Unternehmen, und suchte zu beweisen, daß Bussora ursprünglich seinen Vorfahren gehört, und daß er, als ein freier unabhängiger Emir eines Stammes, unleugbares Recht habe, das wieder zu erlangen, was ihm zukomme. Doch, sagte er weiter, damit die Pforte sehe, wie sehr er Alles freundschaftlich beizulegen und, wo möglich, Frieden zu haben wünsche, so zeige er an, daß er bei dieser Gelegenheit seinen Sieg nicht benutzt, und den Einwohnern, die dem Kriegesrechte zufolge in seiner Macht wären, weder an ihren Personen, noch an ihrem Eigenthum Schaden zugefügt habe; vielmehr werde Ordnung und Gerechtigkeit eben so gehandhabt, wie vorher. Zuletzt schloß er denn seinen Brief mit der Versicherung, daß er der Pforte treu seyn wolle, wenn man ihn zum Pascha von Bagdad und Bussora zugleich ernenne; und er hoffe, daß der Sultan einer so gerechten Forderung geneigtes Gehör geben werde.

Diesen Brief schickte er nach Konstantinopel ab, sah sich aber zugleich auf das Schlimmste vor, was ihm begegnen könnte, und verstärkte seine Armee. Nachher ließ er die Juden, die Armenier und die übrigen Kaufleute in Bussora zusammenkommen, und forderte von ihnen sechstausend Tomans als ein Darlehn, für welches er ihnen indeß eine Verschreibung versprach.

Den Kaufleuten war zwar dieser außerordentliche Antrag von dem Besitzer der Stadt nichts weniger, als angenehm; aber es blieb ihnen weiter nichts übrig, als darein zu willigen. Einigermaßen tröstete sie denn doch die Hoffnung, die ihnen der Schech machte, daß er sie in der Folge bezahlen wolle; und man konnte, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mit aller Wahrscheinlichkeit vermuthen, er würde, falls er glücklich gewesen wäre, es wirklich gethan haben. Die verlangte Summe ward aufgebracht und die Verschreibung dafür gegeben. Bald nachher verließ Schech Tweiny die Stadt, und marschirte mit seiner Armee nach dem Dorfe Naranta an dem Ufer des Euphrat, auf dem geraden Wege nach Bagdad, und lagerte sich daselbst, mit dem Entschlusse, die Ankunft des Pascha abzuwarten, und sein Glück auf die Entscheidung einer förmlichen Schlacht ankommen zu lassen.

Ich muß hier bemerken, daß bei dem vorhin erwähnten Ueberfall von Bussora der älteste Bruder des Schech Tweiny dessen Lager verlassen, sich zu Soliman, Pascha von Bagdad, geflüchtet, und ihn um Schutz gebeten hatte. Dieser Bruder, Namens Schech Ahumud, (denn alle Oberhäupter der Familien heissen bei den Arabern durchgängig Schech) war bei dem Tode seines Vaters von der Erbfolge ausgeschlossen worden, und hatte daher immer Unwillen gegen seinen Bruder im Herzen behalten, so, daß er begierig auf eine Gelegenheit wartete, sich frei zu machen und sich selbst eine Parthei zu verschaffen. Eine solche Gelegenheit fand er jetzt. Der Pascha nahm ihn mit offenen Armen auf, und gab ihm die stärksten Versicherungen seines Schutzes und seiner Unterstützung.

Soliman zog, sobald er Nachricht von der Revolution erhielt, seine Armee zusammen; und um seine Parthei noch zu verstärken, entschloß er sich, bei einem

Arabischen Stamme, der südwestlich an Bussora gränzt, auf ein Bündniß anzutragen. Dieser Stamm, dessen Oberhaupt Schech Tschabi genannt wird, kann für die Stadt entweder sehr nützlich, oder ein sehr unruhiger Nachbar werden, da sich sein Ländchen ganz dicht an der Stadt, unterhalb derselben, an den Ufern des Flusses hin erstreckt, und da er auch eine beträchtliche Flotte von bewaffneten Galiotten besitzt. Schon früher hatte Schech Tweiny diesen Arabern ein Bündniß angetragen; aber da er glaubte, daß sie für ihre Freundschaft in seinen kritischen Umständen einen zu hohen Preis forderten, so gab er sehr unvorsichtig seinen Gedanken auf. Sein Gegner, der Pascha, der mehr Politik hatte, nutzte dies, und brachte einen Bündniß- und Freundschaftstraktat mit den erwähnten Arabern zu Stande. Er war bei dieser Gelegenheit freigebig, und trat dem Tschabi zwei Distrikte ab.

Während der Zeit waren Tweiny's Briefe bei der Pforte angekommen. Man antwortete ihm nicht, schickte aber dafür dem Pascha von Bagdad den bestimmten Befehl zu, daß er Tweiny's Kopf nach Konstantinopel liefern sollte. Die Pforte ließ sich nehmlich gar nicht weiter auf die Sache ein, und fand es unter ihrer Würde, mit dem Oberhaupte eines kleinen Arabischen Stammes zu unterhandeln.

Da der Pascha sich nun völlig in Bereitschaft gesetzt hatte, so brach er zu Anfange des Oktobers 1787 auf. Am 23 desselben Monats traf er auf die Araber, und am 25 erfocht er einen vollständigen Sieg über den Schech und dessen Anhänger. Die Schlacht fiel am Ufer des Euphrats vor; sie war blutig, und blieb einige Zeitlang unentschieden; aber am Ende wichen die Araber, erlitten eine gänzliche Niederlage, und Schech Tweiny mußte mit einem geringen Gefolge vom Schlachtfelde entfliehen.

Buſſora fiel durch dieſen Sieg von neuem in die Hände der Türken, und folglich ward natürlicher Weiſe die Türkiſche Regierung wieder hergeſtellt. Jetzt iſt nun zwar Alles wieder ruhig; aber doch hat der Handel der Stadt durch die vorhergegangenen Auftritte ſehr ſtark gelitten, und es wird noch einige Zeit darüber hingehen, ehe er wieder in Aufnahme kommen kann.

Außerdem, daß die unglücklichen Kaufleute bei dieſer Gelegenheit das verloren, was ſie dem Schech Tweiny geliehen hatten, mußten ſie auch den Zorn des Paſcha durch eine Geldbuße beſänftigen. Ueberdies gab er Befehl, daß in dem Jahre die Auflagen auf alle Waaren verdoppelt werden ſollten, welches den Kaufleuten ſehr ſchwer fiel, zumal da auch der Schech ſchon vorher eben das bekommen hatte. Der Paſcha ſetzte nun einen neuen Muſſellem ein, und kehrte dann nach Bagdad zurück. Er hat vom Schech Tweiny vor kurzem ein unterwürfiges Schreiben erhalten, aber deſſen ungeachtet den Schech Ahumud als Emir der Montifihks beſtätigt, da er entſchloſſen iſt, dieſen zu beſchützen.

Buſſora, den 1. Februar 1788.

Am 12. Februar 1788 ſchiffte ich mich am Bord der Brigg Futta Illahi, Kapitain Nimmo ein, um nach Indien zurückzukehren. Wir berührten Muskat, Kodſchihn und Maſulipatnam, und langten am 22. April auf der Rhede von Ballaſohr an. Den 25. ankerten wir, nachdem ich zwei Jahre und zwei Monate abweſend geweſen war, bei Kalkutta.

Forsan et haec olim meminisse juvabit.

Begebenheiten in Persien

seit dem Tode des Schach Nadir bis zum Jahre 1788.

Bei dem Tode des Schach Nadir, im Jahre 1747, folgte sein Neffe Adil Schach ihm in der Regierung, und ward von einem großen Theile der Armee anerkannt. Er hatte einen Bruder Namens Ibrahim, der nach dem Throne strebte und daher entschlossen war, bei der ersten Gelegenheit, die ihm vorkäme, seine Forderungen geltend zu machen. Da er nun einige von den vornehmsten Officieren in seines Bruders Armee und zugleich auch ein beträchtliches Korps Truppen auf seine Seite gebracht hatte, die sich für ihn erklärten: so zog er endlich die Maske ab, und äusserte seine Ansprüche ganz öffentlich. Nach verschiedenen Scharmützeln, und nach abwechselndem Glück auf beiden Seiten, bekam Ibrahim zuletzt seinen Bruder durch Verrätherei in seine Gewalt, und befahl sogleich, ihm die Augen auszustechen; denn dies grousame Verfahren ist in der Persischen Politik nur zu gewöhnlich. Bald nachher ward der Gefangene getödtet, und Ibrahim ließ sich, unter dem Namen Ibrahim Schach, zum König ausrufen.

Ich muß hier bemerken, daß Nadir Schach bei seinem Absterben zwei Enkel, Schach Rokh Schach und Reza Kouli Mihrza, hinterlassen hatte. Diese Prinzen waren bei ihres Großvaters Tode abwesend, und wurden durch den Usurpator Adil von der Regierung ausgeschlossen. Schach Rokh Schach der ál-

tere, der einige Zeit vor Nadir's Tode zum Gouverneur der Stadt Meſched ernannt worden war, erfuhr dies und Adil's Uſurpation kaum, ſo beſchloß er ſogleich, ſich in Meſched eine Parthei zu verſchaffen, welches er auch leicht konnte, da die Einwohner ihn ſehr liebten. Er hielt ſich, indeß jene beiden Brüder miteinander ſtritten, ruhig und ſtill; aber bald nachher brachte Ibrahim Schach, der die Oberhand behalten hatte, eine große Armee zuſammen, marſchirte gegen Schach Rok Schach ſchlug ihn in einem Treffen unweit der Stadt Meſched, machte den unglücklichen Schach zum Gefangenen, und ſtach ihm die Augen aus. Dann ließ er ihn mit einer ſtarken Wache nach Meſched ins Gefängniß führen, da dieſe Stadt ſich nach dem Treffen ſogleich unterwarf.

Schach Rokh Schach hatte zwei Söhne, Nuſſir Ulla Mihrza und Nadir Mihrza. Der Erſtere erfuhr kaum, daß ſein Vater in Gefangenſchaft wäre, ſo ergriff er die Waffen, brachte ein beträchtliches Korps Truppen zuſammen, und rückte ſogleich vor, um Ibrahim Schach zu belagern, der ſich zu dieſer Zeit in dem Kaſteel Tibs, einer ſtarken, an den Gränzen von Khoraſan gelegenen und für unüberwindlich gehaltenen Feſtung befand. Ibrahim Schach rückte ihm entgegen; aber Nuſſir Ullah Mihrza hatte die vornehmſten Officiere und einen Theil der Truppen von Ibrahim's Armee beſtochen. Auch die übrigen verlieſſen ihn bald; ſo blieb er denn faſt ganz allein, und ward bald nachher, auf Nuſſir Ulla Mihrza's Befehl, ergriffen und getödtet. Eine gerechte Vergeltung für eine gleiche Grauſamkeit, die er gegen ſeinen Bruder Adil verübt hatte!

Es iſt erſtaunlich, wie ſchnell in dem ſo ausgedehnten Reiche Perſien Revolutionen zu Stande gebracht werden. In weniger als zwei Jahren nach Nadir's Tode waren nun ſchon zwei Prinzen getödtet, ein

dritter aber seines Gesichtes beraubt worden, und zwar nicht durch auswärtige Feinde, sondern durch die nächsten Blutsverwandten. Ein Bruder hatte den andren, und ein Neffe seinen Oheim ermordet! Wirklich zeigt die ganze Reihe von Vorfällen nach dem Tode des Usurpator's Nadir weiter nichts, als unnatürliche Verbrechen, vor denen der Menschheit schaudert! Die Bande der Blutsfreundschaft werden vernichtet, und Prinzen gehen durch das Blut ihrer nächsten Anverwandten zum Thron; aber bald nachher fallen sie selbst als die Beute gleicher Verbrecher. Kurz, wie es scheint, will die Vorsehung dies unglückliche Land für die allgemeine Ruchlosigkeit und das freche Leben seiner Einwohner strafen.

Doch weiter. Auf die Nachricht von dem Tode Ibrahim Schach's kehrten die Einwohner von Mesched zu ihrer Pflicht zurück, holten Schach Rokh aus dem Gefängniß, und stellten ihn, ob er gleich des Gesichtes beraubt war, wieder an die Spitze der Geschäfte. Dies war etwas sehr Ungewöhnliches, das die damalige Unordnung sehr deutlich zeigt; denn einem ausdrücklichen sehr alten Gesetze zufolge, kann niemand, dem seine Augen fehlen, auf dem Persischen Throne sitzen.

Doch, man übersah diesen Umstand, und Schach Rokh Schach fing wieder an, die Süßigkeiten der Regierung zu genieſſen; allein, da er schon sehr bei Jahren war, ward er über die Fortschritte und das entstehende Glück seines Sohnes Nussir Ullah Mihrza unruhig, und entwarf einen Plan zu dessen Verderben. Er suchte zuerst einen Vornehmen, Nahmens Noumin Khan, den ersten Günstling und Minister des Nussir Ullah Mihrza, für seine Absichten zu gewinnen. Von diesem verlangte er: er sollte einen Brief im Namen Ruhstum Khan's schreiben, der von Nussir Ullah Mihrza abhing und an dessen Statt an den nördlichen Gränzen kommandirte. In dem Briefe

sollte es heissen: „Die Afghans wären im vollen Marsche nach Mesched, und er möchte daher zur Vertheidigung des Ortes dahin eilen.“ Dagegen versprach Schach Rokh Schach: wenn der Plan gelänge, und er durch dieses Mittel seinen Sohn in seine Gewalt bekäme, so wollte er dem Minister eine von seinen Töchtern zur Ehe geben, und ihm Nadir Schach's berühmten Diamanten, der Deriah Nur*) genannt ward, und den er in Besitz hatte, nebst hunderttausend Tomams in baarem Gelde schenken.

Moumin Khan dachte nicht an die mannichfaltige Gunst, die er von seinem Herrn erhalten, ließ sich verrätherisch auf Schach Rokh Schach's Anschläge ein, und setzte, sobald er das Geld und den Diamanten bekommen hatte, ein Schreiben von dem Inhalt auf, den der Letztere verlangt hatte, machte Ruhstum Khan's Siegel nach, und brauchte eine von seinen Kreaturen, auf die er sich verlassen konnte, dazu, daß er es, als ein so eben angekommener Kourier, abliefern mußte. Nussir Ullah Mihrza schickte, als er es gelesen hatte, zu Moumin Khan, gab es ihm, und fragte ihn um seinen Rath in dem gegenwärtigen dringenden Falle. Dieser antwortete verrätherisch: aus dem Briefe sehe man, daß die Afghans auf dem Marsch wären, Mesched zu belagern. Der Verlust dieses Ortes würde bei den gegenwärtigen Umständen sehr nachtheilig für ihn seyn; und doch lasse er sich gar nicht vermeiden, wenn die Feinde eher da wären, als er selbst sich hinein werfen könne, da hingegen seine Gegenwart der Besatzung Muth einflößen werde. Deshalb nun sey er, Moumim Khan, der Meinung, das Beste, was

*) Dieser berühmte Diamant ist vor kurzem durch einige Armenische Kaufleute aus Persien gebracht, und für achtzigtausend Pfund an die Kaiserin von Rußland verkauft worden.

sein Herr in der gegenwärtigen Lage thun könne, bestehe darin, daß er sich von der Armee entferne, (denn diese könne Mesched nicht vor der Ankunft der Afghans erreichen) und ihr Befehl hinterlasse, ihm so schleunig als möglich zu folgen. Er selbst aber müsse mit vier- oder fünfhundert Mann von seiner Leibwache schnell nach Mesched eilen, und von seinen Schätzen das mitnehmen, was am kostbarsten und am leichtesten fortzubringen sey; (es war nehmlich bei der Uebergabe von Tibs nach Ibrahim Schach's Tode eine ungeheure Beute gemacht worden;) wenn er sich dann einmal vor der Ankunft der Feinde in Mesched geworfen habe, so werde er durch Thätigkeit alle ihre Plane vereiteln können, wozu sein Vater nicht im Stande sey, da er sein Gesicht nicht mehr habe.

Der bethörte Prinz glaubte, dieser Rath komme von einem Manne, der ihm gänzlich ergeben und durch alle Bande der Dankbarkeit nnd Ehre an ihn gefesselt sey. Er befolgte ihn also und brach sogleich auf eben die Art auf, die sein Günstling ihm vorgeschlagen hatte. Aber kaum war er einige Meilen von seinem Lager entfernt, so sagten ihm einige von seinen Leuten: sie sähen (denn er reiste bei Nacht ab) sein Lager ganz erleuchtet, und hörten ganz deutlich Trommeln und andre Kriegesmusik durch dasselbe erschallen. Nun fing Russir Ullah Mihrza an zu argwöhnen, daß er von Moumin Khan betrogen sey, wie es denn auch wirklich der Fall war. Dieser verschlagene Minister hatte nehmlich bei der Abreise seines Herrn die vornehmsten Officiere der Armee, die er schon vorher auf seine Seite zu bringen gewußt, versammelt, und auch einen großen Theil der Truppen bestochen. Durch deren Stimme ward er nun zum König erklärt und der Königliche Titel oder Kutba*) mit seinem Nahmen im Lager verlesen. Der-

*) Die Oberherrschaft wird bei den Muhamedanern auch

gleichen Revolutionen waren zu gewöhnlich, als daß sie bei der Armee Befremdung hätten erregen sollen. So beging denn der Minister ein doppeltes Verbrechen, und betrog einmal seinen Herrn, Nussir Ullah Mihrza, und dann auch Schach Rokh Schach, von dem er Bezahlung für seine Verrätherei angenommen hatte. Doch er erhielt bald den verdienten Lohn für seine Treulosigkeit, und ward einige Zeit nachher von seinen eignen Truppen ermordet.

Nussir Ullah Mihrza gab die Hoffnung auf, das Verlorne wieder zu erlangen, und verfolgte seinen Weg nach Mesched. Bei seiner Ankunft daselbst ward seine Furcht bestätigt, da er nun erfuhr, die ganze Nachricht von den Afghans sey eine bloße Erdichtung gewesen, um ihn zu betrügen. Er hatte aber keine Zeit, die Wirkungen der List zu vereiteln; denn sobald er in die Stadt trat, ward er auf Befehl seines Vaters ergriffen, und in enge Verwahrung gebracht, alle Schätze aber, die er bei sich hatte, dem Schach Rokh Schach überliefert.

Der Letztre genoß der Früchte seines Verfahrens nicht lange; denn bald nach dem erwähnten Vorfalle benutzte Ahumud Schach, (der Sohn des Timur Schach, ein tapferer und thätiger Fürst, der in Kabul Kandahar und andren Gegenden an den Gränzen zwischen Persien und Indien regierte,) die Unruhen in Persien, marschirte mit einer Armee von 50,000 Mann nach Mesched, und schloß diesen Ort ein. Die Belagerung währte gegen acht Monat, und es fielen indessen verschiedene Unternehmungen vor. Eine der merkwürdigsten davon ist die, daß Ahumud Schach

dadurch anerkannt, daß man den Namen und Titel des Fürsten in den Moscheen verliest, und öffentlich für ihn betet. Dieser Titel heißt: Kotba oder Kutba. L.

einen Versuch machte, das Kasteel Tibs zu erobern, wozu er durch folgende Revolution veranlaßt ward.

Ali Merdan Khan Bukhteari, ein Mann von guter Familie, der unter Nadir Schach angelernt war, ein sehr tapfrer, erfahrner Officier, ward von Nussir Ullah Mihrza zum Gouverneur von Tibs ernannt, übergab, als Ahumud Schach zuerst in das Land einrückte, ihm die genannte Festung, und erhielt für diesen Dienst die Bestätigung in seinem Posten; aber da er selbst bei der Garnison sehr beliebt war, so bemächtigte sich seiner die damals herrschende Ehrsucht, und er suchte, gleich Andren, den höchsten Rang zu erlangen. Dem zufolge brachte er seinen Bruder auf seine Seite; und durch dessen Rath, wie auch durch ein reichliches Geschenk das er der Besatzung machte, bewog er diese bald, sich für ihn zu erklären. Der Kutba, oder königliche Titel, ward mit seinem Namen in der großen Moschee verlesen; und sowohl die Besatzung, als die ganze benachbarte, unter der Festung stehende Gegend erkannte ihn gern an.

Als Ahmud Schach Nachricht hiervon erhielt, schickte er sogleich zwanzig tausend Mann von seiner Armee, unter dem Befehl eines von seinen Serdars, ab, das Kasteel Tibs zu belagern. Der tapfre Ali Merdan Khan ward, als er auf den Wällen umher ging und seinen Leuten Muth zusprach, durch eine Flintenkugel erschossen. Kaum war er todt, so ergab sich die Festung; der Kopf ward ihm abgehauen, und in Ahumud Schach's Lager vor Mesched geschickt, wo große Freude darüber entstand. Zuletzt gewann denn Ahumud Schach, als er Mesched gegen acht Monat belagert hatte, die Wache einer Straße durch Bestechung, und rückte nun mit seiner Armee in die Stadt ein.

Man kann leicht denken, daß es sehr schwer ist, eine chronologische und genaue Nachricht von diesen man-

nichfaltigen und schleunigen Revolutionen zu erhalten. Die Verwirrung, welche von Nadir's Tode bis zu dem Zeitpunkte Statt fand, wo Kerim Khan die Herrschaft erhielt, hinderte alle Versuche in der Litteratur, in den Künsten und in den Wissenschaften. Nie ist eine schriftliche Nachricht von allen diesen Revolutionen geliefert worden, und was ich hier davon erzähle, habe ich bloß aus manchen Unterredungen mit Persischen Officieren, welche dabei zugegen gewesen sind. Der Umstand, daß bis jetzt weder in Indien noch in Europa eine Beschreibung von diesen Vorfällen erschienen ist, wird übrigens hinreichend seyn, diese Blätter, so unvollkommen sie auch sind, zu entschuldigen.

Während der dreissig Jahre, da Kerim Khan regierte, fingen die Wissenschaften, welche durch die vorhergegangenen Tumulte und Revolutionen vernichtet worden waren, wieder an aufzuleben, und sie würden wahrscheinlich einen gewissen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, wenn nicht dessen Tod und die darauf folgenden Unruhen Alles von neuem in die vorige Anarchie und Verwirrung gestürzt hätten.

Bei Lebzeiten dieses Fürsten schrieb Jemand in Schiras eine Art von Geschichte seiner Zeit; aber so freigebig Kerim Khan auch bei andren Gelegenheiten war, so hielt er den Verfasser doch keiner besondren Aufmunterung werth, und ließ ihm, zum Lohn für seine Schrift, bloß ein kleines Geschenk geben. Der Letztere verlor hierüber den Muth, zog nach Ispahan, und ist seitdem durch nichts dahin zu bringen gewesen, sein Werk dem Publikum mitzutheilen. Er hat vielmehr den wiederholten und dringenden Aufforderungen seiner vertrauten Freunde widerstanden, und man kann sich keine Hoffnung machen, es vor seinem Tode zu bekommen. Dies ist um so mehr zu bedauern, da mehrere Personen in Schiras, die den Verfasser und sein

Werk

Werk kennen, mir gesagt haben, es sey eine sehr genaue und treue Geschichte, und da außer ihm Niemand etwas Aehnliches unternommen hat.

Von dem Zeitpunkt an, da Mesched durch Ahmud Schach erobert ward, bis dahin, wo Kerim Khan die Regierung antrat, habe ich mir keine zuverlässige Nachrichten verschaffen können. Während dieser Periode war ganz Persien in Waffen, und ward durch bürgerliche Kriege zerrissen. Die verschiednen Theile und Provinzen des Reiches strebten nach Macht, und suchten unabhängig von einander zu werden; so wurden denn Ströme von Blut vergossen, und die abscheulichsten Verbrechen ganz unbestraft begangen. Künftige Reisende werden finden, daß diese Schilderung nicht übertrieben, oder mit zu schwarzen Farben gemalt ist. Das ganze Aeußere des Landes von Guhmbruhn bis nach Rußland hin, wird ihnen tausend Beweise von der Treue derselben geben.

Den Nachrichten zufolge, die ich mir habe verschaffen können, ist die Reihe derer, die nach Nadir Schach's Tode, bis zu Kerim Khan's Regierungsantritt, auf den Thron Anspruch machten, folgende:

1) Adil Schach. 2) Ibrahim Schach. 3) Schach Rokh Schach. 4) Suliman Schach. 5) Ismail Schach. 6) Azad Khan Afghan. 7) Hossun Khan Kedschar. 8) Ali Merdan Khan Bukhteari. 9) Kerim Khan Zund.

Ihre Regierungen, oder richtiger die Zeit, in welcher sie mit ihren Partheien die Oberhand hatten, waren folgende: Adil Schach 9 Monate; Ibrahim Schach 6; Schach Rokh Schach gewann nach mannichfaltigen Revolutionen zuletzt die Stadt Mesched; er lebt noch, ist jetzt über achtzig Jahre alt, und regiert, unter seinem Sohne Nuffir Ullah Mihrza, in Khoraſan. Suliman Schach und Ismael Schach wurden Beide

ungefähr in vierzig Tagen, beinahe gleich nach ihrer Erhebung, wieder gestürzt. Azad Khan Afghan, einer von Kerim Khan's furchtbarsten Gegnern und Mitbewerbern, ward von diesem überwältigt, als Gefangener nach Schiras gebracht, und starb daselbst eines natürlichen Todes. Hossun Khan Kedschar, ein andrer Rival von ihm, belagerte Schiras; aber plötzlich empörte sich seine Armee, weil der Sold ihr nicht richtig ausgezahlt ward, und verließ ihn. Nun ward er von einer Parthei, die Kerim Khan ausschickte, gefangen genommen, sein Kopf abgeschlagen, und dem Letzteren sogleich überliefert. Seine Familie brachte man gefangen nach Schiras, wo sie gut behandelt wurde, und bald nachher ihre Freiheit erhielt, doch unter der Bedingung, daß sie die Stadt nicht verliesse. Ali Merdan Khan's Schicksal ist schon vorhin erzählt worden. — Kerim Khan Zund war einer von Nadir Schach's Lieblings-Officieren, und befand sich, als dieser starb, in den südlichen Provinzen. Schiras und andre Städte erklärten sich für ihn, und zuletzt fand er, nach verschiednen Gefechten mit abwechselndem Glücke, Mittel, sich alle seine Gegner zu unterwerfen, und sich zum Herrn von ganz Persien zu machen. Er hatte seine Macht ungefähr dreißig Jahre lang, und regierte in dem letzteren Theile dieses Zeitraums das Reich unter dem Nahmen eines Wäkihl's oder Regenten, da er den Titel Schach nie annehmen wollte. Er machte Schiras zu seiner Residenz, aus Dankbarkeit für den Beistand, den ihm dessen Bewohner und die südlichen Provinzen überhaupt, geleistet hatten. Er starb im Jahre 1779, von allen seinen Unterthanen bedauert, die ihn als den Stolz von Persien achteten und ehrten.

Verdiente je ein Fürst den Beinamen: der Große, so war es gewiß Kerim Khan, wie seine Thaten bis auf den heutigen Tag bezeugen. Sobald dieser liebens-

würdige Regent sich völlig in der Regierung festgesetzt und so bald er die Unruhen gestillt hatte, wandte er alle seine Zeit und Sorgfalt darauf, seine Lieblingsstadt Schiras zu verschönern und zu erweitern, desgleichen in allen Theilen seines Gebietes Ordnung und eine gute Regierung einzuführen. Er bauete in und um Schiras verschiedne schöne Palläste, stellte Moscheen und andre religiöse Gebäude wieder her, ließ die Wege und Landstraßen in der Nähe der Stadt schön und bequem machen, bauete manche verfallene Karavanserais wieder auf, und gab ihnen Bequemlichkeiten zur Aufnahme der Kaufleute und andrer Reisenden. Während seiner ganzen Regierung war, wie mir mehrere Einwohner von Schiras gesagt haben, bei seinen vortreflichen Policei-Anstalten und Einrichtungen, nicht ein einziger Aufstand oder Tumult, der Blutvergießen nach sich gezogen hätte. Zwar übte er, wenn wirkliche Verbrechen es erforderten, strenge Gerechtigkeit aus; aber doch hatte er die äußerste Abneigung gegen harte Strafen, wenn es nur möglich war, sie zu entbehren. Dies ist bei so einer despotischen Regierung, wie die in Persien, nicht zu übersehen; denn hier war bisher jeder Tyrann gewohnt gewesen, ohne weitere Veranlassung oder Rechenschaft seine Hände in Blut zu waschen. Kerim Khan erlangte in diesen unruhigen und tumultuarischen Zeiten den Thron durch Eroberung, und führte, während seiner Regierung, durch natürliche Geschicklichkeiten, eine gleichmäßige, milde und gemäßigte Rechtspflege ein. Die Wohlthaten, die er seinem Volke erwiesen hat, sind auch vielen noch lebenden Persern tief in die Seele geprägt; und diese schätzen itzt den Werth derselben um so höher, wenn sie dabei an die Grausamkeiten und Bedrückungen denken, welche seine Nachfolger bei den verschiednen seitdem erfolgten Revolutionen verübt haben.

Er war edeldenkend und freigebig. Die mannichfaltigen Gebäude, die zu seiner Zeit angefangen und vollendet wurden, unternahm er ausdrücklich bloß in der Absicht, eine Menge von thätigen Händen zu beschäftigen, denen es an Arbeit fehlte. Ein solches Verfahren würde jedem Fürsten der civilisirtesten Nation Ehre machen. Er bewies sich nachsichtig gegen Fehler, und übersah verschiedne Anschläge gegen sein Leben, obgleich seine Freunde und Hofleute sehr stark in ihn drangen, daß er sie bestrafen sollte. Sein Körper war dazu geschickt, die Beschwerlichkeiten des Krieges und ein Leben im Felde zu ertragen. Schon unter Nadir Schach's Regierung hatte er verschiedne auffallende Thaten gethan. Niemand in Persien konnte mit mehr Stärke und Anstand die Lanze schwingen, oder besser reiten, als er. Er focht immer an der Spitze seiner Truppen, und machte damit eine Ausnahme von der gewöhnlichen Sitte in Persien, wo der kommandirende General dem Gefechte gemeiniglich in einiger Entfernung zusieht.

Es ist ausserordentlich, daß ein Fürst, der so dazu gemacht war, ein großes Reich zu regieren und Unterthanen von so verschiedenen Temperamenten und Gesinnungen in Ordnung zu halten, gar keine litterarische Kultur hatte, ja nicht einmal lesen oder schreiben konnte. Bei diesen nachtheiligen Umständen verdient sein Verhalten um so größeres Lob. Sein thätiger Geist und die Menschenkenntniß, die er sich erworben hatte, ersetzten bei ihm den Mangel an Erziehung und Gelehrsamkeit. Uebrigens wurden die Künste unter ihm ermuntert und beschützt, und fingen wieder an, in Aufnahme zu kommen, als sein Tod der schmeichelhaften Aussicht ein Ende machte, und als auf den schwachen Lichtschimmer wieder Finsterniß folgte. — Was auch seine Religions-Grundsätze gewesen seyn mögen, so war er doch keinesweges bigott, und es lebten unter seiner

Regierung Leute von jedem Glauben ganz ungestört. In seinem äussern Betragen zeigte er sich andächtig und fromm. Er bauete die oben beschriebene, an seinen Pallast stoßende Moschee, und setzte für die dazu gehörigen Diener reichliche Besoldungen aus. Während seiner Regierung vertheilte er auch beträchtliche Summen zu mildthätigen Absichten, wodurch er sich in dem Ruf eines religiösen Fürsten noch fester setzte.

Gegen Fremde, besonders gegen Europäer, war er ausserordentlich freundlich, und ließ keinen ohne Beweise seiner Güte und seiner edelmüthigen Gesinnungen abreisen. Das Geld schätzte er nur in so fern, als er gehörigen Gebrauch davon machen konnte. Geiz und Habsucht verabscheute er; und die Kaufleute in Schiras gestehen allgemein zu, daß unter keiner Regierung so geringe Abgaben entrichtet worden sind, als unter der seinigen.

Den Handel ermunterte und beschützte er auf das äusserste, weil er sehr richtig einsah, daß er dadurch den Reichthum seines Landes vermehren würde. Seine gerechte und thätige Regierung verschaffte ihm übrigens Ehrfurcht bei fremden Mächten. Der stolze und gebieterische Hof von Konstantinopel schickte Gesandten an ihn ab, erkannte seine Rechte an, und äusserte Verlangen nach einem Bündnisse mit ihm. Dies war indeß, da die Pforte ihn für einen Usurpator hielt, nur eine politische Maßregel; denn sie stand in Furcht für ihre Stadt Bussora, da Kerim Khan schon früh Neigung geäussert hatte, diese anzugreifen. Er that dies in der Folge wirklich, und mit Glück; doch dieser Schritt machte ihm selbst viele Unruhe, und war die Quelle von vielem Unglück für Persien, da der Kern seiner Armee im Jahre 1778 vor diesem Platze blieb.

Auch der berühmte Hyder Ali schickte Gesandten an Kerim Khan's Hof, die ihm reiche Geschenke

brachten und Verlangen nach einem Freundschafts-Bündnisse äußerten. Ferner erkannten auch andre Indische Fürsten und die Maratten sein Recht und seine Macht an. Unter einem solchen Fürsten, und in vollem Frieden mußte die Persische Nation nothwendig empor kommen, und hätte Kerim Khan länger gelebt, so würde sie wahrscheinlich furchtbar geworden seyn, und, auf Rußlands Seite, viel dazu beigetragen haben, die Macht der Pforte herunterzubringen. Doch sein Tod stürzte alles in Verwirrung, und es werden noch manche Jahre darüber hingehen, ehe Persien wieder den Glanz, die Würde und die gerechte Regierung erhält, deren es unter Kerim Khan genoß. Er starb 1779 in dem achtzigsten Jahre seines Alters, zum größten Leidwesen und Bedauern aller seiner Unterthanen, besonders aber der Stadt Schiras, deren Einwohner ihn nie ohne Seegen und Gebet nennen, und, wenn sie von seinen Thaten reden, dankbare Thränen vergießen.

Folgende Nachricht von den Vorfällen und Revolutionen in Persien seit dem Tode Kerim Khan's bis auf die gegenwärtige Zeit (also während eines Zeitraums von 9 Jahren) habe ich hauptsächlich aus den Erzählungen einiger Officiere von der Armee und andrer Personen zusammengesetzt, die mit daran Theil hatten, und noch jetzt in Schiras leben.

Als Kerim Khan's Tod in der Stadt bekannt ward, entstand große Verwirrung; zwei und zwanzig der vornehmsten Officiere von der Armee, Männer von Rang und Familie, nahmen die Citadelle in Besitz, und waren entschlossen, des verstorbenen Bäkih's ältesten Sohn, Abul Futtah Khan, als ihren Souverain anzuerkennen und ihn gegen alle andre Prätendenten zu vertheidigen. Nun machte aber Zikih Khan (ein Verwandter des verstorbenen Bäkih's von mütterlicher Seite, der unermeßliche Reichthümer besaß) sich

einen großen Theil der Armee geneigt, da er den Soldaten sehr beträchtliche Summen gab. Er war von dem Stamme Fond oder von den Lackeries, und, wie man aus dem Folgenden sehen wird, äußerst stolz, hart und unbeugsam. Sobald er ein großes Korps Truppen zusammengebracht hatte, marschirte er damit auf die Citadelle zu und belagerte sie drei Tage lang; da er aber fand, daß er sie nicht mit Gewalt erobern könnte, so nahm er seine Zuflucht zur Verrätherei. Er schickte jedem der vornehmsten Khans ein Papier zu, worin er bei dem Koran schwur: wenn sie herauskämen und sich ihm unterwürfen, so sollte ihnen kein Haar gekrümmet werden und ihr ganzes Vermögen völlig sicher seyn. Nun berathschlagten sie sich mit einander; und da sie fanden, daß sie sich nicht lange mehr würden halten können, so entschlossen sie sich, im Vertrauen auf die erhaltenen Versprechungen, zur Uebergabe. Zikih Khan gab indeß geheime Befehle, daß man die Khans einzeln, so wie sie aus der Citadelle herauskämen, ergreifen und vor ihn bringen sollte. Dieser Befehl ward strenge befolgt, und nun ließ er alle die Betrogenen in seiner Gegenwart ermorden, wobei er sitzend seine Augen an dem blutigen Schauspiele weidete. Die Art der Hinrichtung war sehr sonderbar, und bezeichnet den blutdürstigen Charakter des Tyrannen sehr deutlich. Fünf oder sechs Pehlwahms, oder Kämpfer, zogen sich bis auf den mittlern Theil des Leibes nackend aus, und wurden mit Säbeln bewaffnet. Jeder von ihnen suchte sich nach und nach ein Opfer aus, und hieb es in Stücken; und alsdann wurden die Körper auf den Platz vor dem Pallaste hingeworfen. Bei dieser Exekution fiel ein Umstand vor, den ich von einem Augenzeugen weiß. Einer von Zikih Khan's Soldaten, ein Turkomanischer Tartar, trat, als die Hinrichtung vollzogen war, hervor, tauchte seine Hände in das Blut, das auf allen Seiten

floß, trank eine Handvoll davon, färbte seinen Bart damit und rief zugleich aus: Schukur Lillahi, oder Gott sey gelobt!

Die Anhänger der unglücklichen Khans wurden verschont, und unter Zikih Khan's Truppen gesteckt. Ein so strenges unerhörtes Beispiel von Grausamkeit hatte die Wirkung, daß es Andre von jedem unmittelbaren Versuche, sich der Regierung zu bemächtigen, abschreckte; und es war nun in Schiras einige Zeit lang Alles ruhig. Die Güter der ermordeten Unglücklichen wurden alle in den Schatz des Tyrannen gebracht, und jeder in der Stadt, der nur im mindesten verdächtig war, fiel als ein Opfer seines Argwohns. Der junge Prinz Abul Futtah Khan kam in enge Verwahrung; doch verlor er weder das Leben noch die Augen.

Ali Murad Khan, ein andrer Verwandter des verstorbenen Wakihls, war zu dieser Zeit in der Stadt, und stand bei Zikih Khan in großer Gunst. Ob er gleich im Herzen den Tyrannen verabscheuete, so ward er doch bald nachher zum Hakim, oder Gouverneur von Ispahan, ernannt, und dahin geschickt. Kaum war er daselbst angekommen, so entwarf er schon den Plan, sich höher aufzuschwingen. Um seine Absicht desto besser zu verbergen, erklärte er: er wolle den jungen Prinzen Abul Futtah Khan aus den Händen Zikih Khan's erretten, und ihn an die Spitze der Regierung stellen. Auf diese Aeußerung fand er die Truppen und die Einwohner von Ispahan sehr für sich gestimmt, brachte eine große Armee zusammen, kündigte dem Zikih Khan öffentlich den Gehorsam auf, und erklärte den ältesten Sohn seines verstorbenen Herrn und Anverwandten Kerim Khan's, Abul Futtah Khan, für seinen Souverain.

Sobald Zikih Khan Nachricht von dieser Empörung erhielt, zog er sogleich seine Armee zusammen,

verließ Schiras, und nahm alle Personen mit sich, von denen er besorgte, daß sie während seiner Abwesenheit Unruhen erregen könnten; und unter dieser Anzahl befand sich auch Abul Fnttah Khan. Er ließ seinen Sohn Akbar Khan, der eben so grausam war wie er selbst, als Beglerbeg von Farsistan, und Gouverneur von Schiras zurück. Hierauf marschirte er mit seiner Armee zuerst nach Yezdekhast, einem Orte, der ungefähr sechs Tagereisen nordwärts von Schiras auf der Landstraße nach Ispahan liegt; aber hier machte der Tod seiner Ehrsucht ein Ende. Die Umstände seines Todes sind mir von jemand erzählt worden, der damals gerade im Lager und ein Augenzeuge des Vorfalles gewesen ist.

Zikih Khan ließ, sobald er bei Yezdekhast angekommen war, den Einwohnern dieses Ortes sagen: er erwarte, daß sie ihm die Summe von drei tausend Tomams ausliefern würden, die bei Kerim Khan's Tode von Schiras weggeführt worden sey. (Dies Geld war nehmlich vorläufig an Ali Murad Khan, den Hakim von Ispahan, geschickt worden.) Die Einwohner von Yezdekhast liessen ihm zurück sagen: sie hätten es nicht, und wüßten auch nicht, wo es geblieben wäre. Diese Antwort befriedigte ihn nicht, und er befahl, daß achtzehn von den vornehmsten Einwohnern der Stadt vor ihn gebracht werden sollten. Als sie kamen, fragte er sie abermals, was sie mit den drei tausend Tomams gemacht hätten. Jene behaupteten, sie wüßten nichts von diesem Gelde; aber das war umsonst, und der grausame Tyrann befahl, alle sollten von dem steilen Felsen heruntergestürzt werden, der über die Festung Yezdekhast her hängt. Dies Urtheil ward sogleich an ihnen vollzogen, und alle wurden auf diese Art zerschmettert. Noch nicht mit Blut gesättigt, und über seine fehlgeschlagene Erwartung auf-

gebracht, gab das Ungeheuer Befehl, daß ein Seiud, *) ein Mann, der wegen seiner Frömmigkeit und seines musterhaften Lebens allgemein verehrt ward, vor ihn gebracht werden sollte. Ihm legte Zikih Khan nun eben die Frage vor, wie den achtzehn vornehmen Einwohnern der Stadt, und beschuldigte ihn, einen Theil des Geldes durchgebracht zu haben. Vergebens behauptete der Seiud, er sey unschuldig, und wisse nichts von der Sache. Zikih Khan ließ ihm sogleich den Bauch aufschneiden, und ihn dann von dem Felsen stürzen. Hierauf befahl er, die Frau und die Tochter des unglücklichen Mannes sollten den thierischen Lüsten der Soldaten Preis gegeben werden. Diese waren aber menschlicher als ihr Herr; eine so grausame Schmach an einem frommen Manne, der wegen seiner Abkunft selbst bei den Ausgelassensten unter ihnen für heilig galt, empörte sie, und sie waren begierig, sich von dem ruchlosen Ungeheuer zu befreien. Nach der erzählten schrecklichen Scene gab Zikih Khan seinem ersten Günstlinge, Mahadi Khan, den besondren Auftrag, eine Anzahl Arbeitsleute zusammen zu bringen, und von diesen die Festung Yezdekhast und alle Häuser darin bis auf den Grund schleifen zu lassen. Hiermit machte man sogleich den Anfang; aber das Maaß von des Tyrannen Schandthaten war nun voll, und er lebte nicht mehr lange genug, um seinen unmenschlichen Befehl ganz vollzogen zu sehen. Siebzig von den Golahms, oder der Leibgarde, hatten den Entschluß gefaßt, ihn zu tödten, und warteten nur auf den Einbruch der Nacht, um ihr Vorhaben auszuführen. Dem zufolge zogen sie sich um neun Uhr Abends bei dem Zelte des Tyrannen zusammen, und sahen ihn daselbst, mit seinen Pistolen und einem gezogenen Säbel zur Seite, sitzen; denn ohne

*) Dieser Stamm behauptet, von Muhamed herzukommen.

Waffen war er niemals. Der Anblick des Tyrannen erschreckte die meisten von ihnen so stark, daß von allen siebzig gerade nur der zehnte Theil Muth genug hatte, sich ihm zu nähern. Diese zerhieben aber mit ihren Säbeln ohne alles Bedenken die Stricke seines Zeltes; dies fiel nun zusammen, und er ward so darin verwickelt, daß er von seinen Waffen keinen Gebrauch machen konnte. Jetzt brachen auch die übrigen hinein, und hieben seinen Körper in tausend Stücke, die dann von den wüthenden Soldaten im ganzen Lager verstreuet wurden.

So starb der unmenschliche Zikih Khan. Sein Tod war übrigens für seine Verbrechen noch zu gelinde; denn kaum ist Persien jemals von einem härteren und blutdürstigeren Tyrannen gequält gewesen. Er hatte auch nicht eine einzige gute Eigenschaft, die seinen Lastern das Gleichgewicht gehalten hätte, und es war ein wirkliches Glück für das Land, daß es von einem so grausamen Ungeheuer befreiet ward.

Nach Zikih Khan's Tode, riefen die Truppen den Abul Futtah Khan, der sich gerade im Lager befand, einstimmig zum König aus, und er führte sie nun sogleich nach Schiras zurück. Bei seiner Ankunft daselbst ward er von allen Ständen für den Monarchen anerkannt, und nahm ruhig von der Regierung Besitz. Ali Murad Khan bezeugte, als er die Revolution erfuhr, dem jungen Fürsten seine Unterwürfigkeit, und schickte ihm zugleich ein sehr artiges Peischkusch, oder Geschenk, wofür er als Gouverneur von Ispahan bestätigt ward, und in sehr hoher Gunst blieb.

Mahomed Sadik Khan, des verstorbenen Kerim Khan's einziger Bruder, der bei den Lebzeiten dieses Fürsten die hohe Würde eines Beglerbegs von Farsistan bekleidete, und den der Verstorbene zum Aufseher über seinen Sohn Abul Futtah Khan ernannte, war zu dieser Zeit Gouverneur von Bussora,

welches die Perser noch vor des Wäkihl's Tode weggenommen hatten. Als er diesen Vorfall erfuhr, fühlte er die ehrsüchtige Begierde, allein zu regieren, und entwarf von dem Augenblick an Plane, seinen Neffen zu stürzen. Doch da er, wenn er seine Absichten ausführen wollte, nothwendig an Ort und Stelle seyn mußte, so beschloß er die Persische Besatzung aus Bussora herauszuziehen, die ihm ganz ergeben war. Dem zufolge räumte er diese Stadt, und marschirte sogleich auf Schiras zu.

Die Einwohner dieser Stadt geriethen bei der Nachricht von Sadi Khan's Annäherung in die größte Bestürzung, und wurden von verschiedenen Leidenschaften hin und her getrieben. Einige erwarteten, bei seinem bekannten öffentlichen Charakter, er würde die Befehle seines verstorbenen Bruders redlich erfüllen; andre aber, welche schon die Verwirrung in früheren Zeiten bei ähnlichen Umständen gesehen hatten, dachten ganz richtig, daß er sich selbst in die Höhe schwingen wollte; und dies war, wie es sich ergab, wirklich der Fall. Denn wenige Tage nachher, als Sadi Khan in Schiras eingerückt war, ward auf seinen Befehl Abul Futtah Khan ergriffen, der Augen beraubt, und in enge Verwahrung gebracht. So siegte ungezähmter Ehrgeiz und Herrschsucht über alle Pflichten der Ehre, der Verwandtschaft und der Dankbarkeit! Das Schicksal des jungen Prinzen war in der That traurig. Die Natur hatte ihn mit allen den Talenten begabt, die einen vollkommenen Fürsten bilden; er war für die unruhigen Zeiten in denen er lebte, von viel zu mildem Charakter, und wegen seiner Menschlichkeit, seiner Gerechtigkeitsliebe und seines Edelmuthes die Lust aller derer, die ihn sahen. Er starb, allgemein beklagt, nachdem er, von Kummer und Noth überwältigt, zwei Jahre lang in einem elenden Gefängnisse geschmachtet hatte. Immer wird es den

Einwohnern von Schiras, die von seinem Vater mehr als die Einwohner jeder andren Stadt in Persien mit Wohlthaten überhäuft worden waren, zum Vorwurf gereichen, daß sie nicht Dankbarkeit genug hatten, einen muthigen Schritt für den unglücklichen Sohn zu thun. Das einzige, was sich zu ihrer Entschuldigung anführen läßt, ist ihr Schrecken bei der Erinnerung an Zikih Khan's Hinrichtungen. Dieses hatte alle Gefühle des Mitleids und des Edelmuths bei ihnen abgestumpft, und bei der Furcht vor einem ähnlichen Schicksale sahen sie die Gefangenschaft und den Tod ihres Prinzen nur mit schweigendem Kummer an.

Sadik Khan bemächtigte sich nun ganz offenbar der Regierung. Sobald Ali Murad Khan, der in Ispahan war, Nachricht hiervon erhielt, empörte er sich sogleich. Er glaubte, und in der That nicht ohne Grund, eben so viel Recht zu der Regierung zu haben, als jener, konnte den Gedanken nicht ertragen, ihm gehorsam zu seyn, und erklärte sich selbst öffentlich zum Mitbewerber um das Reich. Hierdurch ward Persien nun wieder in alle Schrecken eines bürgerlichen Krieges gestürzt.

Ali Murad Khan zog nach einiger Zeit seine Armee zusammen, die ungefähr aus 12,000 Mann bestand, und führte sie gerade nach Schiras. Er belagerte diese Hauptstadt; doch, da es ihm an Artillerie fehlte, da ferner die Stadt von einem vortreflichen Graben und einem Wall beschützt wird und reichlich mit Provisionen versehen war: so fand er die Unternehmung schwerer, als er geglaubt hatte. In dieser Lage blieb es an acht Monate; dann aber fand er Mittel, eine von den Wachen der Stadtgassen zu bestechen, und zwar der so genannten Bagschah, die nach Süden hingeht und die nächste an der Citadelle ist. Diese Straße ward ihm geöffnet, und nun schickte er in die Stadt ein Korps

auserlesener Truppen, unter dem Kommando Akbar Khan's, eines Sohnes von Zikih Khan, der seit des Vaters Tode beständig bei ihm gewesen war, und in großer Gunst bei ihm stand.

Natürlicher Weise wird man glauben, bei der Einnahme einer Stadt wie Schiras, welche beinahe dreißig Jahre lang einer friedlichen Ruhe genossen hatte, werde man alles ohne Unterschied verheert, und die siegenden Truppen jeden Schritt mit Plünderung und Verwüstung bezeichnet haben. Doch dies war nicht der Fall; denn Ali Murad Khan hatte, mit einer lobenswerthen Denkart, den genauen und bestimmten Befehl gegeben, daß die Stadt mit der Plünderung verschont werden sollte; und dies geschah, einige wenige unvermeidliche Fälle ausgenommen, wirklich. Alle Kaufleute retteten ihre Güter jeder durch ein Geschenk von dreissig oder vierzig Tomams, die ungefähr fünfhundert Rupien betragen.

Als die Stadt eingenommen war, floh Sadik Khan, mit seinem Minister Mihrza Mahomed Hossihn und mit seiner Familie, in die Citadelle; aber diese ward sogleich berennt und ergab sich am dritten Tage. Sadik Khan und seine drei Kinder wurden ergriffen, in ein Gefängniß geworfen, der Augen beraubt, und zuletzt von dem grausamen Akhbar Khan aus dem Wege geräumt. Sadik Khan's Todesart ist ungewiß: einige sagen, man habe ihn genöthigt, Glas zu essen; andre aber: er habe sich das Gehirn mit einem Streitkolben eingeschlagen. Das letztere ist am wahrscheinlichsten, da er ein Mann von sehr stolzer Denkungsart war.

Sadik Khan verdient freilich wegen seines Schicksals nicht sehr beklagt zu werden, wenn man bedenkt, wie grausam und ungerecht er seinen Neffen behandelte und wie gewaltthätig er die Regierung an sich riß; doch kann

vielleicht die unruhige und anarchische Lage des Reichs seine Schuld einigermaßen vermindern. In andren Rücksichten war er ein Herr von großen Eigenschaften: seine militairischen Talente hatten ihm das Vertrauen und die Zuneigung seines Bruders, des verstorbenen Bäkihl erworben; und sein Verfahren bei der Belagerung von Bussora verdient in der That von Kennern Lob. Er war den Engländern seit seiner ersten Bekanntschaft mit ihnen sehr zugethan. Zum Beweise hiervon dient folgende Anekdote. Bald nach der Einnahme von Bussora hatte er eine Unterredung mit dem Englischen Residenten Herrn Latouche, und äußerte gegen diesen: es wäre in der ganzen Stadt nicht ein einziges Haus, worin er bequem wohnen könnte, die Faktorei ausgenommen; „doch, setzte er hinzu, ich habe so viel Achtung für die Englische Nation, daß ich sie mir nicht zueignen möchte, wenn auch die Wände von Gold wären." Daß er wirklich so denke, bestätigte er dadurch, daß er alle Versuche, unsre Landsleute zu belästigen, verhinderte. Er war freigebig und prächtig, und in diesem Stücke seinem Bruder Kerim Khan sehr ähnlich.

Ausser den vorhin erwähnten drei Kindern hatte Sadik Khan noch einen Sohn, Namens Dschaafar Khan *), der, als Schiras belagert ward, von wegen seines Vaters Statthalter der Provinzen Bibuhn und Schoster war, die südwestlich von Schiras liegen. Dieser kam während der Belagerung in Ali Murad Khan's Lager, und bezeugte seine Unterwerfung; daher verschonte man bei der Eroberung der Stadt sein Leben.

*) Der Verfasser schreibt den Namen immer *Jaafar Khan*, und hier hat man die Englische Aussprache desselben durch die am nächsten kommenden Deutschen Buchstaben auszudrükken gesucht. Ein andrer Engländer, Herr *Thomas Howel*, schreibt in seiner vor kurzem herausgekommenen Reise: *Jaffier Cawn*.

Den sechsten Tag nach der Einnahme von Schiras, zog Ali Murad Khan darin ein, und bestimmte die Citadelle zu seinem Aufenthalt. Bald nachher entdeckte er durch einen geheimen Kanal, daß sein Minister und Günstling, Akbar Khan, eine Verschwörung gegen ihn anspann. Da er hiervon deutliche Beweise hatte, so ließ er ihn in der Stille holen, sagte ihm Alles was er wußte, verwies ihm seine Niederträchtigkeit und seinen Undank in den stärksten Ausdrücken, und befahl dann, ohne weiter auf Antwort oder Rechtfertigung zu warten, daß Dschaafar Khan, der mit in seinem Gefolge war, sich an dem Mörder seines Vaters und seiner drei Brüder rächen sollte. Dieser that es, und stieß dem Verbrecher einen Dolch in die Brust. Akbar Khan starb auf der Stelle, und man warf seinen Leichnam auf den großen Platz vor dem Pallaste hin. Dschaafar Khan ward bald nachher zum Statthalter von Khums, einer Provinz, ernannt, die nordwestlich von Ispahan liegt; und zu dieser Zeit hatte man die schmeichelhafte Aussicht, daß Persien einmal wieder unter Einem Beherrscher stehen würde. Doch sie verlor sich dadurch wieder, daß Akau Mahomed Khan in den Provinzen Mazanderan und Gilan an der Küste des Kaspischen Meeres sich Macht und Ansehn verschaft hatte.

Akau Mahomed Khan ist ein Sohn von Hussihn Khan Kedschar. Als Kerim Khan todt war, fand er in der nächsten Nacht Mittel, aus Schiras zu entrinnen. Er floh nun nach Norden, sammelte daselbst einige Truppen, machte sich bald zum Herrn von Mazanderan und Gilan, und ward ungefähr um eben die Zeit proklamirt, da Ali Murad Khan Schiras eingenommen hatte. Es verdient bemerkt zu werden, daß er von da an, als er sich mit um die Regierung bewarb, in allen Schlachten, die er lieferte, glücklich war. Er ist ein Verschnitte-

ner,

ner, wozu er als Kind auf Nadir Schach's Befehl gemacht ward, besitzt aber große persönliche Tapferkeit.

Sobald Ali Murad Khan hörte, wie glücklich Akau Mahomed Khan wäre, beschloß er, gegen ihn auszurücken. Als seine Armee beisammen war, machte er sich auf den Weg nach Ispahan, und nahm den Titel Ali Murad Schach an. Seiud Murad Khan, sein Verwandter, blieb als Gouverneur in Schiras zurück, ward zum Beglerbeg der Provinz Farsistan ernannt, und die Stadt bekam eine starke Besatzung. Ali Murad Schach blieb eine kurze Zeit in Ispahan, um der Verwirrung ein Ende zu machen, die sich während seiner Abwesenheit in die Regierung eingeschlichen hatte. Er ordnete Alles zu seiner Zufriedenheit an, und ging dann weiter nach Mazanderan, um seinen Gegner aufzusuchen. Kaum hatte er drei Märsche zurückgelegt, so erfuhr er, als er überdies gerade sehr krank war, daß in Ispahan eine Rebellion entstanden wäre. Er gerieth über diese Unterbrechung seines Unternehmens in Wuth, und beschloß sogleich, die, welche Schuld daran hätten, strenge zu bestrafen. Augenblicklich setzte er sich zu Pferde, und befahl seiner Armee, nach Ispahan zurück zu marschiren; aber am zweiten Tage fiel er plötzlich vom Pferde, und starb auf der Stelle. Dies war um so mehr zu bedauern, da man bei seinen großen Talenten und seiner Entschlossenheit allgemein glaubte, er würde die verwirrten Umstände des Persischen Reiches wieder in Ordnung bringen. Wirklich war Ali Murad Schach ein Herr von großem Geist und Muthe, und hatte beträchtliche Geschicklichkeit in der Kriegeskunst: er hielt strenge auf Mannszucht bei seiner Armee, und sein Temperament war wild; hingegen zeigte er sich sehr gütig gegen die, welche mit dazu beigetragen hatten, ihm seine Macht zu verschaffen.

Nach seinem Tode gerieth alles wieder in Verwirrung. Um diese Zeit war Dschaafar Khan, der älteste

und einzige noch lebende Sohn Sadik Khan's, Gouverneur von Khums. Jetzt glaubte er, eine günstige Gelegenheit zu haben, seine Ansprüche auf den Thron behaupten zu können, und marschirte mit den wenigen Truppen, die er hatte, sogleich nach Ispahan. Bald nach seiner Ankunft daselbst stieß der größte Theil der Mißvergnügten, welche damals in Waffen waren, zu ihm. In dieser Lage blieb er einige Zeit; aber da Akau Mahomed Khan mit seiner Armee gegen ihn anrückte, so mußte er sein Schicksal auf die Entscheidung einer Schlacht ankommen lassen. Er ward geschlagen, und floh mit dem geringen Ueberreste seiner Truppen nach Schiras zu.

Als Seiud Murad Khan zuerst Dschaafar Khan's schlimme Lage und seine Annäherung erfuhr, ging er damit um, diesen von der Regierung auszuschliessen, und sich selbst ihrer zu bemächtigen. Die Garnison war ihm aber nicht geneigt; und in dieser kritischen Periode kam nun Mihrza Mahomed Hossein, und sagte ihm: wenn er sich ruhig unterwerfe, so wolle Dschaafar Khan ihn unverletzt in Schiras wohnen und auch Theil an der Regierung nehmen lassen. Auf der Einen Seite Zweifel an einem glücklichen Erfolge, bei der sichern Aussicht Widerstand zu finden, und auf der andren, Rücksicht auf persönliche Sicherheit, bewogen ihn, seine ehrsüchtigen Plane aufzugeben, und für Dschaafar Khan die Straßen öffnen zu lassen. Dieser nahm nun in Frieden Besitz von der Regierung. Da er sich nicht lange nachher durch eine Vergrößerung seiner Armee stärker fühlte, so beschloß er, ein zweites Treffen mit seinem Gegner Akau Mahomed Khan zu wagen, und marschirte in dieser Absicht mit seiner Armee auf Ispahan zu. Beide Heere trafen einander unweit Yezdekhast, und es kam zu einer Schlacht. Akau Mahomed Khan behielt durch sein gutes Glück wieder die Oberhand; jener ward geschlagen, und zog sich nach Schiras zurück.

Um diese Zeit fand Ali Kuli Khan, Hakim oder Gouverneur der Stadt Kasseruhn, die zwischen Abu Schähr und Schiras liegt, und von dem letzteren abhängt, es für gut, sich von Dschaafar Khan loszureissen, dem er sich zuvor unterworfen und dessen Macht er anerkannt hatte. Dies geschah im Jahre 1785.

Als Dschaafar Khan Nachricht hiervon erhielt, schickte er ein beträchtliches Korps Truppen gegen Ali Kuli Khan aus, und es kam bei dem Dorfe Dustur-dschun zu einer Schlacht. Der letztere verlohr sie, und mußte fliehen. Doch kurze Zeit nachher ließ er sich bereden, nach Schiras zu gehen, um seine Unterwürfigkeit zu bezeigen, da Dschaafar Khan ihm bei dem Koran geschworen hatte, daß kein Haar auf seinem Kopfe gekrümmt werden sollte; aber bei seiner Ankunft ward er fest genommen, als Gefangener nach der Citadelle in enge Verwahrung gebracht, und sein sämmtliches Vermögen konfiscirt. Es ist auch wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er seine Freiheit wieder erhalten wird, wenn anders nicht eine Revolution in der Regierung vorgeht. Sein Bruder, Reza Kuli Khan, floh, so bald er dessen Gefangenschaft erfuhr, augenblicklich von Kasseruhn, und nahm sein sämtliches, sehr ansehnliches Vermögen mit sich. Er ging nach dem Hafen von Abu Schähr, und bat den Schech Nasir um Schutz; aber hinterher begab er sich nach Bussora, wo er sich noch aufhält, und auf eine künftige Gelegenheit wartet, seinen Rang und seine Würde wieder anzunehmen. — Nach Ali Kuli Khan's Gefangennehmung, ernannte Dschaafar Khan einen von seinen eignen Verwandten (Ahili Himmut Khan) zum Gouverneur von Kasseruhn; und dieser bekleidet die Stelle noch jetzt.

Im Frühling 1786 hatte Dschaafar Khan sich entschlossen, seine Armee gegen Abu Schähr zu führen, und den Schech Nasir zu bestrafen, weil dieser Reza Kuli Khan in Schutz genommen, und sich weigerte,

das jährliche Peischkusch oder Geschenk zu geben, das die Regierung zu Schiras von Abu Schähr als ein Zeichen der Abhängigkeit verlangt. Schech Nasir, der achtzig Jahre alt ist, war entschlossen, sich gegen Dschaafar Khan zu vertheidigen, und traf dem zufolge Anstalten: Der Letztere kam auf seinem Marsch bis nach Kasseruhn; nun ward aber die Sache von Freunden beider Partheien beigelegt; Schech Nasir bezahlte ein Lack Rupien, und Dschaafar Khan kehrte mit seiner Armee nach Schiras zurück. — Diese Nachrichten verdanke ich Herrn Jones von der Faktorei in Bussora.

Am 23 April 1787 ward Seiud Murad Khan, der zu der Zeit, als Ali Murad Khan starb, Gouverneur von Schiras war, und Unzufriedenheit darüber gezeigt hatte, daß Dschaafar Khan sich der Regierung bemächtigte, während des Festes des Tscheraguhns plötzlich ergriffen.*) Man führte diesen unglücklichen Herrn als Gefangenen nach der Citadelle, schlug ihn daselbst sehr stark, und nahm ihm sein Vermögen weg, das eine unermeßliche Summe betrug, besonders Kerim Khan's Schätze, die als Ali Murad Khan nach Jspahan aufbrach, seiner Aufsicht anvertrauet worden waren. Man gab ihm eine Verschwörung gegen die Regierung Schuld; aber die Einwohner von Schiras glaubten allgemein, er werde nur deshalb in ein Gefängniß geworfen, weil er sich ehemals dem Dschaafar Khan widersetzt habe, der dies noch nicht vergessen könne, und auf dessen noch übrige Macht eifersüchtig, oder vielleicht auch durch dessen Reichthum in Versuchung geräthen sey. Dem sey wie ihm wolle; genug, Seiud Murad Khan ist noch im Gefängnisse, aber ob der Augen beraubt, oder nicht, weiß man nicht,

*) Dies Fest ward zu Ehren des zweiten Sohnes von Dschaafar Khan veranstaltet, als die Operation des Sunnut oder der Beschneidung, die im Muhamedanischen Gesetze geboten ist, an ihm vollzogen ward.

da mit den Staatsgefangenen in Persien Alles sehr geheim vorgenommen wird. Doch glaubt man allgemein, der unglückliche Mann habe diese Strafe wirklich erlitten; und man kann dies nur zu wahrscheinlich vermuthen, wenn man sich an die Beispiele und Erfahrungen in früheren Zeiten erinnert. Die hier erwähnte Revolution fiel übrigens zu eben der Zeit vor, da ich mich in Schiras aufhielt; und man kann sich also auf diese Nachricht völlig verlassen. Am 25 Junius 1787 verließ Dschaafar Khan Schiras, und kurze Zeit nachher marschirte seine Armee nach Norden zu; er kam aber im Oktober zurück, ohne irgend etwas gethan zu haben.

Dies ist der gegenwärtige Zustand von Persien. Akau Mahomed Khan hat noch die Provinzen Mazanderan und Gilan, ferner die Städte Jspahan, Hamadan und Tauris in Besitz, wo er als Souverain anerkannt wird. Dschaafar Khan hat die Stadt Schiras, nebst den Provinzen Bibuhn und Schoster; auch bekommt er ein jährliches Peischkusch von der Provinz Karmanien, und von der Stadt Yezd; ferner geben Abu Schähr und Lahr ihm Tribut. Die südlichen Provinzen sind übrigens einträglicher, als die nördlichen, da sie während der letzten Revolution nicht so häufig der Schauplatz der bürgerlichen Kriege gewesen sind.

Dschaafar Khan ist ein sehr korpulenter Mann von mittleren Jahren, und schielt mit seinem rechten Auge. An denen Orten, wo man ihn anerkennt, wird er geliebt und geehrt. Er ist von sehr milder Gesinnung, und gerecht. In Schiras hält er eine vortrefliche Policei, und regiert sehr gut. Gegen Fremde, und besonders gegen Engländer, ist er sehr artig und höflich, wie wir, Herr Jones und ich, während unsres Aufenthaltes in Schiras selbst erfahren haben. Von den zwei Kompetenten, die jetzt um die Regierung von Persien streiten, würde er, wenn er Glück gegen den andren hätte,

dem Lande wahrscheinlich am ersten seinen Wohlstand und seinen Ruhm wiedergeben; doch es wird eine lange Zeit darüber hingehen, ehe es sich von den Unglücksfällen erholen kann, die es in den verschiednen Revolutionen erlitten hat. Dies Land — wenn ich mir einmal die Orientalische Sprache erlauben darf — blühete ehemals, wie der Garten Eden, reizte und entzückte das Auge; aber jetzt — trauriger Wechsel! — ist es durch die grausamen Verwüstungen des Krieges und durch verderblichen Streit, seiner Blätter und Blumen beraubt.

Die Macht beider Kompetenten ist einander beinahe gleich, und besteht ungefähr aus zwanzigtausend Mann, größtentheils Reiterei. Dschaafar Khan hat verschiedne Söhne; der älteste davon, Lutf Ali Khan, ein Jüngling von neunzehn Jahren, verspricht, nach seinem Aeußeren zu urtheilen, viel, und ist bei dem Theil der Nation, der unter seinem Vater steht, sehr beliebt. Vor kurzem ist er zum Beglerbeg*) der Provinz Farsistan und zum Gouverneur von Schiras ernannt worden.

So war die Lage des Landes beschaffen, als ich es verließ; aber höchst wahrscheinlich wird der nächste Frühling neue Begebenheiten hervorbringen, und das Schicksal von Persien dadurch entschieden werden, daß entweder der eine, oder der andre von den beiden Nebenbuhlern die Oberhand bekommt.

Abu Schähr, den 10. Decbr. 1787.

*) Eine Würde, die mit dem Amte eines Europäischen Vicekönigs Aehnlichkeit hat.

Als dieses Werk schon unter der Presse war, bekam ich Briefe aus Persien, worin erzählt wird, daß Dschaafar Khan vor kurzem die Stadt Lahr mit Sturm eingenommen habe; und den letzten Nachrichten zufolge, stand Akau Mahomed Khan mit einer Armee von zwanzigtausend Mann in der Nachbarschaft von Persepolis,

den 1. November 1788.

Robert Saunders,

Wundarztes zu Boglepuhr in Bengalen,

mineralogiſche und botaniſche Reiſe

nach

Butan und Tibet.

Robert Saunders
mineralogiſche und botaniſche Reiſe
nach Butan und Tibet.

Reiſe nach Buxaduar den 11 u. 12 Mai 1783.

Der Strich Landes von Bahar bis zum Fuße der Hügel hat wenige Pflanzen, die nicht auch in der Provinz Bengalen gemein wären. Ananaſſe, Mangobäume, Dſchak- und Sahlbäume ſieht man häufig in den Wäldern und Büſchen. Am Fuße der Hügel findet man eine gute Art von Pomeranzenbäumen, welche viele Früchte tragen. Man ſieht auch einige wenige kleine Citronenbäume (*Limonia acidissima Linn.*) und drei verſchiedene Arten der *Mimosa*. Eine derſelben, die von den Eingebornen in Bengalen bei Fiebern als Arzeneі gebraucht wird, iſt ein heftig zuſammenziehendes und bittres Mittel. Aus einer anderen bereitet man die *Terra Japonica*, ein Arzeneimittel, deſſen Geſchichte wir nur ſeit kurzem kennen. Die dritte iſt als die Sinnpflanze wohl bekannt und in Bengalen gemein.*) Die Landſchaft von Bahar bis zu dem Fuße der Berge, denen wir uns

*) Die Ananas iſt *Bromelia Ananas Linn.*; und der Mangobaum warſcheinlich *Mangifera indica*. Der Dſchak oder *Jack*-Baum iſt zwar dem botaniſchen Charakter nach bisher unbekannt; allein in *Rheede Hort. Malab. P. 3. t. 26.* findet man ihn unter dem Namen *Tſiaca-Maram* und *Pelan* abgebildet; desgleichen in *Rumpf. Herb. Amboin. T. 1. tab. 30.* Die Holländer nennen den Baum *Soorzak*, und die Portugieſen *Jaqueira*. Eben ſo un-

auf einer sehr gemächlichen Lehne näherten, gehört aus manchen Ursachen zu den ungesundesten von Indien. Das Ganze ist eine völlige Ebene, und daher zu allen Zeiten feucht, marschig und mit einem geilen Rohrwuchse, langem Grase und Gesträuche überlaufen; und mitten in seinen stehenden Wassern wimmelt es von Fröschen und Insekten. Die Ausdünstungen von einer solchen Fläche, von solchen Gewächsen und Morästen werden noch durch einen höhern Grad von Hitze vermehrt, die durch das Abprallen der Sonnenstrahlen von den Bergen verursacht wird. Sie verderben die Luft in einer großen Strecke, und machen dieselbe für die Gesundheit der Fremdlinge, besonders der Europäer, äußerst nachtheilig. — Das Thermometer stand am Fuße der Hügel Mittags auf 86°, und fiel um zwei Uhr, da wir Buxaduar erreichten, auf 78°, ob es gleich um diese Tageszeit immer am höchsten zu stehen pflegt.

Der Boden und das Ansehen des Landes sind beim Hinansteigen der Berge gänzlich verändert. Wir sahen Geschiebe von spathigem Gesteine (von welcher Art?) und eine eisenhaltige Gebirgsart. Das Wasser zweier Quellen, das in Röhren von einer entfernten Höhe herunter geleitet wird, ist sehr rein und gut, ohne irgend eine mineralische Mischung. Die Berge, die man sieht, sind mit Wäldern bedeckt, deren Bäume, wegen ihrer Unzugänglichkeit, ganz ungebraucht dastehen. Die dem Lande eigenen werden von den Eingebornen mit dem Nahmen Bumbschi, Tumbschi und Sindeschi belegt. Außerdem sind hier auch Sahlbäume, Bambusröhre und wilde Pisangs.

bekannt ist auch der Sahl (*Saul*) Baum. Aus der *Mimosa Catechu*, der zweiten Art, macht man die *Terra Catechu* oder Japanische Erde, welche der inspissirte Saft der Pflanze ist. Die dritte ist wahrscheinlich die *Mimosa casta. L.* T.

Buxaduar, vom 12 zum 21 Mai.

Viele von den in Bengalen einheimiſchen Pflanzen, brauchen zu Buxaduar ſchon Pflege. Wir ſahen daſelbſt einen guten Banianbaum, (*Ficus indica L.*) In den Gebüſchen fand ich die Ingwerpflanze (*Amomum Zingiber. L.*) und eine gute Sorte Yams (*Dioscorea alata. L.*); ferner einen ſchönen Granatenbaum (*Punica granatum. L.*) Schallotten von vortreflicher Art, (*Allium Ascalonicum. L.*) eine Art der *Lychnis*, der Zehrwurzel (*Arum*) und *Asclepias*, welche in mehr nördlichen Gegenden einheimiſch zu ſeyn pflegen, hier aber ungenutzt waren; eine ſchlechte Art Himbeeren (*Rubus idaeus L.*) und eine Art der *Gloriosa* (welches gewöhnlich eine giftige Pflanze iſt.) Die Piſangs, welche in der Niederung häufig ſind, wollen hier nicht fort. In den Gebüſchen findet ſich eine Art von wilden Piſangs mit ſehr breiten Blättern; mit dieſen deckt man hier die Häuſer, allein die Frucht wird nicht gegeſſen. Ich ſah manche Kräuter und lange Grasarten, die in Bengalen häufiger ſind, als in irgend einer Gegend von Butan. — Vom 15 bis zum 22 regnete es zu Buxaduar faſt unaufhörlich. Unſre Leute bekamen Fieber, die, wenn ſie im Anfange vernachläſſigt wurden, zuletzt in hartnäckige Quartanfieber ausarteten. Selbſt viele der Einheimiſchen hatten eben dieſelbe Krankheit. Indeß wollen ſie doch nicht einräumen, daß Buxaduar zu irgend einer Jahrszeit ein ungeſunder Ort ſey. Wollte man gleich dem Vorurtheile der Einheimiſchen nachgeben und zugeſtehen, daß ſie ſelbſt wenig von der üblen Witterung leiden; ſo kann ich doch nicht umhin zu glauben, daß Buxaduar wenigſtens für die Ausländer vom Mai bis gegen das Ende des Septembers ungeſund ſeyn muß. Es liegt zwar hoch; allein die Gipfel der umherliegenden, mit Forſtbäumen und Geſträuchen bedeckten Berge, ragen darüber hervor. In allen Himmelsſtrichen, wo die

Einwirkung der Sonne stark ist, pflegt eine solche Lage immer eine ungesunde Luft zu bewirken. Die Ausdünstungen, die am Tage von einer so großen Oberfläche aufsteigen, fallen nach Sonnenuntergang als Thau nieder, und machen selbst in den heißesten Himmelsstrichen die Luft rauh, feucht und kühl. — Das Thermometer stand zu Buxaduar um 2 Uhr Nachmittags nie über 82° und nie unter 73°. In der Nachbarschaft dieses Ortes sind verschiedene vortrefliche Wasserquellen. Einige derselben hatten weniger fremdartige Theile, als ich irgendwo sonst angetroffen habe; die genauesten Proben zeigten kaum bemerkbare Spuren einer erdigen Materie. Solche Wasser kann man gemeiniglich schon durch den Geschmack unterscheiden, welcher fade und widrig ist. Liessen diese Wasser sich bis zu ihrer Quelle verfolgen, so fiel das Thermometer, darin 10 bis 12 Grade.

Reise nach Murisong, den 22 u. 23 Mai.

Wenn man den Berg hinter Buxaduar hinankommt, sieht man viel von einem unvollkommenen Quarze (vielleicht Hornstein?) von mancherlei Gestalten und Farben, welcher an einigen Stellen das Ansehen von Marmor hat; allein nach chemischen Versuchen fand man ihn davon ganz verschieden. Dergleichen Quarz wird sonst, wenn sie ganz weiß und von allen metallischen färbenden Theilen frei ist, als ein Bestandtheil des Porcellans gebraucht, und ich habe nie einen gefunden, welcher allem Anscheine nach sich besser dazu schicken würde, als der in den Bergen bei Buxaduar. Den Mineralogen ist er unter dem Nahmen von quarzigem Sandsteine bekannt. Der Felsen, der die Hauptmasse dieser Berge ausmacht, streicht in seinen Lagern nach allen Gegenden, und ist mit einer reichen, fruchtbaren Gartenerde bedeckt, allein nirgends eben genug, um bearbeitet zu werden. Man findet auf dem Wege nach

Muriſchong allerlei Mooſe, Farrenkräuter, wilden Thymian, Pfirſiche, Weiden, Hünerdarm (*Alsine*) und Gräſer, die den ſüdlichen Theilen von Europa eigen ſind, Neſſeln, Diſteln, Ampfer (*Rumex*) Erdbeeren, Himbeeren, und viele ſchädliche kriechende Pflanzen, von denen einige auch in Europa zu Hauſe gehören.

Muriſchong iſt der erſte angenehme und geſunde Ort, den man dieſſeits Butan antrift. Er liegt hoch; und eine große Strecke Landes umher iſt von Waldungen frei und bearbeitet; der Boden iſt fett, fruchtbar und giebt reiche Erndten. Die einzige Pflanze, welche zu dieſer Jahreszeit gebaut wird, iſt eine Art von Knöterich, (*Polygonum L.*) die ein dreieckiges Korn, beinahe von der Größe der Gerſte trägt, und die gewöhnliche Nahrung der Eingebornen ausmacht. Jetzt war gerade der Anfang der Erndte; der Boden giebt aber, ſo wie in andren Gegenden von Butan, noch eine Erndte von Reis. In den Gebüſchen findet man hier zwei Arten von *Laurus Linn.*, davon eine der Baſtard-Zimmt zu heißen pflegt. Die Rinde der Wurzel von dieſer Baumart hat, getrocknet, ganz den Geſchmack und Geruch vom Zimmt, und die Einwohner brauchen ſie als Arznei. Der Schmertel, (*Chenopodium*) der die Saamen von *Santonicum* oder Wurmſaamen erzeugt, welche vor dieſem als ein wichtiges Arzneimittel gegen die Würmer angeſehen wurden, iſt hier ganz häufig. *) In der Nachbarſchaft dieſes Ortes fand ich alle die Europäi-

*) Der Verfaſſer ſcheint den Buchweizen gar nicht gekannt zu haben, der doch in einigen Theilen von England gebauet, und wenigſtens als grüner Dünger gebraucht wird. Dieſes Korn iſt zuerſt von den Mogolen aus dem Oriente nach Syrien und Aſien gebracht worden. Die Europäer lernten es auf ihren Kreuzzügen und Wallfahrten nach dem H. Grabe kennen. Die Teutſchen nannten es: Heidekraut, weil ſie die Muhamedaner für Heiden anſahen; und die Franzoſen: *blé ſarazin*, weil ſie es bey den

schen Pflanzen, welche ich unterweges gefunden hatte. Die Erhöhung von Murischong über Buxaduar ist im Ganzen beträchtlich, und der Unterschied im Klima sehr merklich.

Reise nach Tschuka, den 25. May.

Auf dem Wege nach Tschuka finden sich alle Pflanzen von Murischong, ferner der Zimmtbaum, die Weide und ein paar Tannen. Vortrefliche Erdbeeren waren überall, so wie auch einige Blaubeeren (*Vaccinium Myrtillus.*) Ich sah vielen spathigen Feuerstein (Hornstein?) und eine Art Granit, womit der Weg gepflastert ist. In den Steinen und dem Boden findet sich viel Talk (Glimmer); allein in zu kleinen Stücken, als daß man ihn benutzen könnte. Es giebt hier häufig Lagen von Thon und reinem Sande. Ich fand zwei mineralische Quellen, die etwas weniges von Eisentheilen enthielten. Dies Metall scheint überhaupt in dieser Gegend häufig zu seyn. Die Eingebornen sind mit der Methode, es aus den Steinen zu schmelzen, nicht unbekannt; aber sie verwerfen es doch bei ihren Gebäuden. Nahe bei Tschuka sind viele mit Weizen und Gerste wohlbestellte Felder.

Reise nach Punukha, den 26 Mai.

Von Tschuka an wird die Gegend offener, und zeigt dem Auge viele wohlbestellte Aecker und entfernte Dörfer,

so genannten Saracenen kennen lernten. Die Polen sahen es zuerst bei den Mogolen und Tataren, und daher bekam es bei ihnen den Namen, *Tatarka*, oder auch *Greczica*, weil es von den Griechen in der Moldau herkam. — Der Bastard-Zimmt wird wohl der *Laurus Cassia L.* seyn, den der Ritter Thunberg sogar nur für eine Spiel-Art des ächten Zimmtbaumes hält. Die Engländer brauchen bloß diesen von der Malabarischen Küste geholten Bastard-Zimmt. — Daß der Wurmsamen von einem *Chenopodio* herkommt, war bisher unbekannt. In Rußland bringen ihn die Bucharen häufig zu Markte. Er scheint von einer *Artemisia*, vielleicht *judaica* zu seyn. S.

einen ſchnellen Uebergang im Klima, in den Gewächſen und im ganzen Anſehen des Landes. Bei Punukha ſieht man keine andren Bäume, als Tannen und Fichten; ſie ſcheinen indeß noch nicht in dem ihnen angemeſſenen Himmelsſtriche zu ſtehen, da ſie nur zwergartig und verkrüppelt ſind: aber Pfirſichen, Himbeeren und Erdbeeren kommen hier überall gut fort. Man ſieht kaum eine andre Pflanze, als die man auch in Europa findet. Zu den ſchon angemerkten gehören noch zwei Arten Hagedorn (*Crataegus*), von denen eine neu war; ferner ſtanden hier zwei Aeſchen in vollem Wuchſe; auch fand ich die Sterndiſtel (*Carduus ſtellatus L?*) und viele andere der Schweiz und den Alpen eigene Pflanzen. — Ein groſſer Theil der Gebirge iſt, nach meinen Verſuchen, ein reiner Kalkſtein: eine wichtige Entdeckung, wenn die Eingebornen theils den Gebrauch deſſelben nicht verachteten, theils aber auch ſeine Eigenſchaften nicht verkennten. Er liegt zum Bruche ſehr bequem, und iſt vielleicht der reinſte den man finden kann. Da es in dieſer Gegend auch Holz zur Feuerung in Menge giebt, ſo könnten die Einwohner ihn beim Baue gut gebrauchen. Ihre Häuſer ſind ſehr hoch, und das Zimmerholz ſehr feſt, ſo, daß nur Kalk fehlt, um ſie dauerhaft zu machen. Auch als Dünger würde er höchſt wahrſcheinlich groſſe Vortheile verſchaffen. Man ſieht in dieſer Gegend viele Aecker mit Gerſte beſtellt, deren Erndte jetzt anfing. Das Thermometer fiel Nachmittags um 4 Uhr auf 60°, und es war kalt und ſchaurig.

Weg nach Tſchepta, den 27. May.

Auf dem Wege nach Tſchepta ging das Streichen der Gebirgslagen nach Norden und Oſten, unter einem Winkel von etwa 60 Graden. Hier war eine Menge Kalkſtein, mit Adern von Quarz, und Geſchieben von ſpathigen Kieſelſteinen, die am Stahle Feuer gaben. Es giebt hier auch verſchiedene Quellen, von denen eine et-

was Eisen enthielt. Zu den gestern erwähnten Pflanzen kommen noch folgende hinzu: *Coriandrum testiculatum*, *Inula montana* und *Rhododendrum maximum*. Zu Tschepta fand ich einige wenige Rüben, einen Mispelbaum, Wermuth, Labkraut (*Galium Aparine L.*) und verschiedene andre Europäische Kräuter; auch sahen wir hier zum erstenmal einen Wallnußbaum.

Tschepta liegt hoch, und nicht über 6 Meilen vom Berge Lompla, der jetzt mit Schnee bedeckt ist. Der S. O. Wind, der von daher blies, machte es kalt und schaurig, so daß das Thermometer am Mittage bis auf 57° fiel. Einige Felder mit Weizen und Gerste waren noch nicht reif.

Reise nach Pagha, den 29 May.

Bald hernach als wir Tschepta verlassen hatten, fand ich eine mineralische Quelle, die, wie sich nach einigen Versuchen zeigte, sehr viele Eisentheile enthielt, und der ich bis zu ihrem Ursprunge nachspürte. Ein in das Wasser eingetauchtes Thermometer fiel von 68° auf 56°. Kurz zuvor, ehe wir Pagha erreichten, fanden wir Kalksteine, so wie auch ein ganzes Lager von Kalk, welches an der Oberfläche mit vielem Sande vermischt, weiter unterwärts aber viel reiner war. Hier standen Wälder von kleinlichen Tannen, verschiedene Aeschenbäume, wilde Rosen und Brombeeren (*Rubus Caesius. L.*)

Reise nach Tassesudon. Den 30 u. 31 May u. 1 Jun.

Von hier auf dem Wege nach Tassesudon findet man nichts, als was wir schon zuvor angetroffen hatten. Die Erdbeeren nahmen ab, und Himbeeren sah man gar nicht mehr; doch fand man einige recht gute Obstgärten mit Pfirsichen, Aprikosen, Aepfeln, und Birnen. Die Früchte waren angesetzt, und mußten im August und September zur Reife kommen. Ich fand zwei Arten von Kranichsbeeren, von denen eine recht gut war, so

wie

wie auch die unfruchtbare Erdbeere (*Fragaria sterilis*) und einige Mohnköpfe. Zu Wangkha fand ich einige wenige Rüben, Schalotten, Gurken und Kürbiſſe. Näher gegen Taſſeſudon iſt der Weg auf beiden Seiten mit verſchiedenen Arten von Roſen und einigen Jasminpflanzen beſetzt. Der Boden iſt nicht ſchwer, und die Hügel an einigen Orten unfruchtbar, felſicht und nur kärglich mit Grün bedeckt. Die Steinart iſt insgemein blätterig und verwittert, mit vielen kleinen Glimmertheilchen, die überall in die Stein- und Erdarten eingemiſcht ſind. Es war auch Kalkſtein und etwas gute Kreide zu finden. Auch trift man Quellen von ſehr gutem und reinem Waſſer an.

Taſſeſudon hat in ſeiner Nachbarſchaft alle bisher gedachte Pflanzen. Die Hügel ſind mit Tannen und Eſpenholz bewaldet; doch war bisher keine Eiche anzutreffen und die Eſche nur ſelten. Birken, Cypreſſen, Eibenbäume (*Taxus*) und Ritterſporn (*Delphinium*) wuchſen hin und wieder; hingegen Hollunder (*Sambucus*), Stechpalmen (*Ilex aquifolium*), Brombeerſtrauch und wilde Roſen in Ueberfluß. Man trift auch verſchiedene Arten der Preuſelbeeren (*Vaccinium*) als die Bidubeere (*Myrtillus*) und Kranichbeere (*Oxycoccus*) an. Nicht weit vom Gipfel der benachbarten Berge fand ich zwei Stauden der Steinbeere (*Arbutus uva ursi*), die ſonſt auf den Alpen, den Schottiſchen und Kanadiſchen Gebirgen wächſt. Ich entdeckte auch eine weit her gebrachte Rhabarberpflanze (*Rheum undulatum*) welche man ſonſt nur in der Nähe der Schneegebirge findet, wo der Boden felſicht iſt. Die ächte Rhabarber (*Rheum palmatum*) verlangt gleichfalls einen kalten Himmelsſtrich; und obgleich China uns mit einer großen Menge dieſer Medicin verſieht, ſo weiß man doch, daß ſie nur in deſſen nördlichſten Provinzen wächſt, ferner in der Tatarei und in einigen Theilen von Rußland. Die größte Schwie-

rigkeit besteht im Trocknen der Wurzeln. Wie Leute sagen, welche sich mit der Arbeit beschäftigt haben, sollen hundert Pfund frischer Wurzel, wenn sie gehörig getrocknet sind, nicht über sechs und ein halb Pfund wiegen, und es ist gewiß, daß man sie öfters so weit eingetrocknet hat. Ich habe gesehen, daß eine Pflanze 80 Pfund frischer Wurzel lieferte; allein man konnte durch sehr mühsames und sorgfältiges Trocknen ihr Gewicht nicht weiter vermindern, als bis auf zwölf Pfund. Sie wurden in einem Ofen aufgehangen, in welchem man eine mäßige und gleiche Wärme erhielt. Wenig mehr als dasselbe Gewicht von der besten ausländischen Rhabarber, von dieser gepülvert, zeigte dieselbe Wirkung *). Die übrigen hier einheimischen Pflanzen waren der Oberäschenbaum (*Sorbus aucuparia*) *Carduus benedictus*, Pfeifenstrauch (*Philadelphus cornarius*), Spierstaude (*Spiraea filipendula*), Zehrwurzel (*Arum*), Klammerstrauch (*Echites*),

*) Wie es scheint, sieht Herr Saunders in diesem Abschnitte auf das, was der große Botaniker Doktor Hope in Edinburg versucht hat. Dieser zog nehmlich aus dem Saamen, den ihm Doktor Mounsey zugeschickt hatte, Rhabarberpflanzen. Sie gaben nach etwa zwölf Jahren 2 bis 3000 Pfund Rhabarber, welche aber doch nicht ganz der aus China gebrachten an Güte gleich war. Obgleich der Verfasser glaubt, nicht das *Rheum undalatum* sondern das *Rheum palmatum*, sey die ächte Rhabarberpflanze; so ersieht man doch aus den Nachrichten des Ritters Pallas, daß das *Rh. undulatum* vielleicht mehr Anspruche darauf hat, die Wurzel zur ächten Rhabarber herzugeben. Ein Persischer Kaufmann, Namens Hadschi Mehemet gab schon dem Ramusio Nachrichten vom Anbaue der ächten Rhabarber in Tangut, am See und Flusse Sohuk oder Suhuk, auch Sukuk. Diesen nannte schon Marco Polo als das Vaterland der Rhabarber; bei ihm heißt aber die Landschaft: Suchur. Man sehe hiervon meine Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden, S. 170 und S. 286—292. F.

Granatenbaum (*Punica*), Steckenkraut (*Ferula communis*), Heidekraut (*Erica*) und Veilchen (*Viola.*) Von Roſen fand ich folgende fünf Arten: *Rosa alpina, centifolia, canina, Indica, spinonissima.*

Das Anpflanzen der Küchengewächſe iſt hier ſehr vernachläſſigt; Rüben, etwas Zwiebeln und Schalotten waren das Beſte, was wir bekommen konnten. Herr Bogle *) hatte Kartoffeln, Kopfkohl und Kropfſallat hier gelaſſen; wir fanden aber dies alles vernachläſſigt und zerſtreut. Man hatte dieſe Pflanzen, (wahrſcheinlich weil man glaubte, ſie wären in Bengalen einheimiſch) an einem Ort und in einem Himmelsſtriche gepflanzt, der dem von Bengalen in allen Jahreszeiten beinahe gleichkommt, wie wir nachher bemerken werden. Melonen, Kürbiſſe, Brindſchalen (*brinjals*) und Gurken ſieht man hin und wieder. Das Land ſchickt ſich vortreflich für alle Früchte und Gewächſe, die man auſſer den Wendecirkeln antrift, und in einigen Lagen werden ſelbſt die Tropiſchen Früchte zu vollkommener Reife gebracht.

Es giebt hier zwei Pflanzen, welche ich zu ſehen keine Gelegenheit hatte. Die eine iſt der Baum, von deſſen Rinde die Einwohner ihr Papier machen; und

*) Ungefähr im Jahre 1774 ſchickte der General-Gouverneur Haſtings dieſen Herrn Bogle als Geſandten nach Tibet zum Tayſchuh Lama, dem Vormunde und Stellvertreter des Dalai Lama, der damals noch ein Kind war; und Herr Stewart gab in den philoſophiſchen Transact. für das Jahr 1777 im 2ten Theile des *LXVII.* Bandes einige Nachrichten von Butan und Tibet. Herr Bogle brachte 15 Monate in Tibet und zum Theil in Tſchamnan King, der Reſidenz des Tayſchuh Lama unter dem 31° 39′ N. Br., zu, blieb auch eine geraume Zeit in Taſſey Seddein (welches Taſſeſudon ſeyn ſoll), und ließ ſich da Küchenkräuter zu ſeinem Gebrauche anpflanzen, von denen hier die Rede iſt. F.

die andre gebrauchen sie, um ihre Pfeile zu vergiften. Von dieser letzteren hieß es, daß sie aus einer sehr entfernten Gegend des Landes hergebracht wäre. Man beschrieb sie als ein Gewächs, das einen hohlen Stengel habe, und etwa 3 oder 4 Fuß hoch wachse. Der Saft dieser Pflanze wird verdickt, und als eine teigartige Masse auf die Pfeile gelegt. Zum Glück für die Einwohner hat er indeß nicht alle die bösen Wirkungen, die sie davon befürchten. Ich hatte Gelegenheit, verschiedene mit solchen Pfeilen verwundete Personen zu sehen, und sie wurden alle wieder besser, ob sie gleich große Angst ausgestanden hatten. Das Reinigen und Erweitern der Wunden war alles, was man dabei zu thun hatte. Der Saft ist scharf und ätzend, vermehrt die Entzündung, und kann eine gefährliche oder vernachläßigte Wunde tödtlich machen; allein er besitzt gewiß keine besondere Eigenschaften als ein Gift. *)

Die Tannen, welche in dieser Gegend so häufig sind, könnten vielleicht von den Einwohnern zu ihrem Nutzen und Vortheile gebraucht werden. Doch ließen sich diese Bäume wegen ihrer Lage nicht gut als Bauholz anwenden. Die größten, welche ich sah, fanden sich bei Wandepor; diese hatten 8 bis 10 Fuß im Umkreise, und waren hoch und gerade. Wären solche Bäume nahe beim Fluße Burramputer, oder einem andren schifbaren Strome, so könnte man sie gewiß mit Vortheil verkaufen. Ich bin überzeugt, daß sich in diesem Lande sehr große Quantitäten Theer, Pech, Terpentin und Harz zum großen Vortheile der Einwoh-

*) Die Pflanze, aus der die Einwohner ihr Papier machen, ist vielleicht der Papier-Maulbeerbaum, (*Morus papyrifera L.*) dessen Rinde die Japanesen und Chineſen zu gleichem Endzweck gebrauchen. Die giftige Pflanze scheint mir eine Doldentragende Pflanze (*umbellata*) zu seyn, oder vielleicht auch eine Art Gärberbaum (*Rhus,*) dessen junge Schossen hohle Stengel haben. S.

ner verfertigen liessen. Tannen, die wegen ihrer Größe und Lage als Bauholz nicht gebraucht werden könnten, würden doch zu diesem Zwecke dienlich seyn. Die Methode Theer und Terpentin zu verfertigen, ist ganz einfach, und man braucht dazu keine kostbaren Gebäude anzulegen. Dieser wichtige Punkt ist so sehr übersehen worden, daß man sich sogar genöthigt sieht, diese Materialien aus Bengalen kommen zu lassen.

Die Gegend um Tassesudon hat sehr mannichfaltigen Boden und vielerlei Gebirgsarten von allerlei Gestalten, die aber doch dem Mineralogen nichts Besonderes zu versprechen scheinen. In Butan fand ich auch nicht ein einziges Fossil, welches irgend etwas andres als Eisen oder etwas weniges Kupfer zu enthalten schien. Dem, was ich gehört, und den Berichten der Reisenden zufolge, verhält es sich weiter nordwärts ganz anders. — Die Ufer des Tikuschu, welche viele Meilen oberhalb und unterhalb Tassesudon bearbeitet werden, liefern den Einwohnern jährlich zwei Erndten. Die erste, welche Weizen und Gerste giebt, wird im Junius gemähet; und der gleich nachher gepflanzte Reis genießt des Vortheils der Regenzeit. Die Gegend hat auch ihre warmen Bäder, desgleichen andre zahlreiche Quellen, von denen ich einige untersucht habe. Eine warme Quelle, unweit Wandepor, ist so nahe am Ufer des Flusses, daß sie zur Regenzeit überschwemmt wird. Wir konnten gar nicht zu ihr kommen. Ihre Hitze soll sehr beträchtlich seyn; indeß konnte ich doch nicht erfahren, daß der Boden in ihrer Nachbarschaft merklich von dem in der übrigen Gegend unterschieden wäre. Dieses warme Bad wird von den Eingebornen sehr hochgeschätzt, und von Kranken aller Art häufig besucht. Ich erhielt bei meiner Erkundigung nach dem Grade der Hitze und nach der Beschaffenheit des Bodens da herum, keine befriedi-

gende Nachricht, die mich auf irgend eine Muthmaßung von ihrer Beschaffenheit hätte leiten können.

Von Tassesudon bis Paraghon, den 7 u. 8 Sept.

Ich verließ Tassesudon, und langte am folgenden Tage zu Paraghon an. Hier ist ein vortreflicher Boden, und, wo der Acker nicht gepflügt wird, beßres Weideland, als wir bisher angetroffen hatten. Wir bemerkten schöne Rübenfelder, und wie es schien, verstand man sich beßer auf den Anbau dieser Pflanze, als auf die Kultur irgend einer andern. Am Wege sah ich schöne Birken, Weiden, Tannen und Fichten, einige Wallnußbäume, den *Arbutus uva ursi*, viele Erdbeeren, Hollunderbeeren, Blaubeeren, *Chrysanthemum* oder große Wucherblume, und andre Europäische Pflanzen. Ich bemerkte die *Datura ferox* oder den Stechapfel, eine in China und Tibet gemeine Pflanze, die daselbst als Arzenei gebraucht wird. Die Einwohner finden sie äußerst schlaferregend, und geben den Saamen davon ein, wenn sie diese Wirkung hervorbringen wollen. Diese Pflanze ist auch in Europa als Arzenei gebraucht worden; und man weiß, daß sie die erwähnte Eigenschaft in einem hohen Grade besitzt. — Hin und wieder sieht man die Stechpalme, wilde Rosen und Aespenbäume. Die Aecker um Paraghon an den Ufern des Patschu, waren jezt mit Reis bestellt; allein er war noch nicht so weit, als der zu Tassesudon. Eben das gilt auch von allen Früchten. Man sagte, es sey hier zu allen Jahreszeiten kälter, als zu Tassesudon, welches unstreitig beträchtlich niedriger liegt, als Paraghon.

Gegen den Gipfel des Berges zu, über den wir kamen, fand ich Felsen von einer ganz besondren Gestalt, welche nach vorn zu sechs- oder siebenseitige halbe Pfeiler bildeten, die einen großen Umfang und einige hun-

dert Fuß Höhe hatten.*) Diese natürliche Seltenheit war zum Theil vom Berge abgesondert, und ragte weit über einem beträchtlichen Wasserfall hervor, welcher viel zu dem Schönen und Malerischen des Ganzen beitrug. Die zahlreichen Quellen, die um einige Grade kälter sind als die Luft der Gegend, und die von den Felsen aus den höchsten Gipfeln des Berges hervorsprudeln, bieten dem Reisenden einen großen und nöthigen Vorrath von dem vortreflichsten Wasser dar. Der Felsen ist an einigen Orten schiefrig, und könnte ziemlich guten Schiefer liefern. Nahe bei Paraghon werden Eisensteine gefunden, so wie auch eine Quelle, die sehr viele Eisentheile enthält.

Reise nach Dukaigun, den 11 Sept.

Unser Weg nach Dukaigun ging beinahe gerade nach Norden, und steigt ganze 8 Meilen hindurch immer höher, längs den Ufern des Patschu, der sich über unzählige Felsen, Abgründe und ungeheure Steine wegstürzt. Hier fingen wir an, eine merkliche Veränderung in der Temperatur der Luft zu empfinden. Die uns umgebenden Berge lagen des Morgens voll Schnee, der in der Nacht gefallen war, aber bald nach Sonnenaufgang wieder verschwand. Das Thermometer fiel Nachmittags bis auf 54°, und stieg zu Mittage nicht über 62°. Das Ansehen der Berge war an einigen Orten kahl, mit hervorstehenden Felsen von mancherlei Gestalten. Quarz, Kiesel, und eine schlechte Art mit Kalk gemischten Sand-

*) Diese hier beschriebenen seltsamen natürlichen Felsenpfeiler scheinen denen bei Adersbach im Riesengebirge, 2½ Meile von Landshuth, ähnlich zu seyn. Das Gestein ist vielleicht ein weicher Sandstein, den das vom Gebirge herunterkommende Wasser in solche Pfeiler ausgewaschen hat, und mit der Zeit in noch mehrere auswaschen wird. Man sehe darüber Gottfried Langhans das Adersbachische Steingebirge. Breslau 1739. 4. F.

steins sind hier gemein. Man findet viele gute Quellen, die nur wenige Theile von selenitischer Erde enthalten. Der Boden ist fruchtbar und näher am Flusse wohl angebauet. Man zieht in diesem Theile des Landes viele Pferde an, welche die Stapelwaare des hiesigen Handels ausmachen. Ich fand Wallnußbäume, Pfirsiche, Aepfel und Birnen.

Reise nach Sanha, den 12 Sept.

Der Weg nach Sanha geht noch bergan und zehn Meilen längs dem Flusse fort. Das Thermometer war einige Grade gefallen, und wir fanden es kalt und schauerig. Das Flußbett ist voll großer Steine, welche wahrscheinlich durch den reißenden Strom von den Bergen waren herunter gewaschen worden, und vorzüglich aus Quarz und Granit bestanden. Es sind hier vortrefliche Weiden für zahlreiche Heerden Ziegen.

Reise nach Tschitschakumbuh.

Von Sanha an ist der Weg noch steiler; und nachdem wir zehn Meilen längs dem Ufer des Patschu, der noch ein ansehnlicher Fluß ist, fortgerückt waren, gelangten wir endlich zu seinem Ursprung (von drei verschiedenen Bächen, die von zahlreichen Quellen und in vielen zertheilten Armen dergestalt ihren Zufluß bekommen, daß man alles auf einmal übersehen kann;) und bald darauf erreichten wir die höchste Gegend auf unserm Wege. Hier verließen wir die Gränzen von Butan, und betraten das Gebiet von Tibet, wo die Natur die Gränze noch weit ausgezeichneter gezogen hat, und wo sie vielleicht den stärksten Kontrast auf der ganzen Fläche der Erde darstellt. Auf dieser Höhe übersieht man die Berge von Butan, an der Südseite des Gebirges, welche alle mit ihren Gipfeln, bis auf einige wenige Schritte von der Stelle die man betritt, mit Gesträuche, Bäumen und Grün bekleidet sind. An der Nordseite erblickt das Auge eine ansehnliche Reihe von Hügeln und Thä-

lern; allein es zeigt sich nicht ein Baum, ein Strauch, oder auch nur ein Grasbusch. So nahmen wir innerhalb einer Meile Abschied von den fruchtbarsten Gefilden, welche mit beständigem Grün bedeckt sind, und kamen in ein Land, wo Boden und Himmelsstrich dem Fortkommen aller Gewächsarten zuwider zu seyn schienen. Die Veränderung in der Temperatur der Luft ist gleichfalls groß und auffallend. Das Thermometer stand Vormittags auf 34°, und bei Nacht kam Frost und Schnee. Unsre diesmaligen Untersuchungen über die Ursachen dieser Veränderung bestätigten uns in unsrer Meinung, und bewiesen unwidersprechlich, daß man die Ursache von dem Unterschiede der Klimas, in der mehr oder weniger erhöheten Lage des Bodens über der gewöhnlichen Fläche der Erde (des Meers?) suchen müsse. Wenn man diese Ursache der Hitze und Kälte in Betracht ziehet, muß man sich doch hüten, sich von der Vergleichung mit dem, was man unmittelbar vor Augen hat, hintergehen zu lassen. Man muß daher allemal einen größeren Umfang des Landes mit in Erwägung nehmen; und läuft der Weg nahe am Ufer von Flüssen, so kann man, in Ansehung der Neigung des Bodens, sich nicht leicht irren. Punukha und Wandepor, welche beide nordwärts von Tassesudon gelegen sind, haben gänzlich einen eben so warmen Himmelsstrich, als Bengalen. Das Thermometer stand an dem erstern dieser Orte im Julius und im Januar, innerhalb zwei Graden, auf eben der Höhe, auf der es zu Rungpohr zu derselben Zeit gestanden hatte. Sie scheinen eine offnere Lage als Tassesudon zu haben; und sollte man nach dem sie umgebenden Boden eine Vergleichung ihrer Höhe anstellen wollen, so würde man behaupten müssen, sie hätten eine erhöhetere Lage. Indeß beweiset der Weg gerade das Gegentheil. Von Punukha nach Tassesudon mußten wir ganzer siebentehalb Stunden beständig

jähe bergan steigen, und gegen Tassesudon war nur ein geringer Abhang. An der Südseite des Gebirges, welches Butan von Tibet trennt, stürzen sich alle Quellen und Flüßchen in Kaskaden und Gießbächen herunter, und man kann sie bis zum Fuße der Hügel verfolgen, wo sie sich ostwärts von Buxadnar ergießen. An der Nordseite des Gebirges gleiten sie sanft fort; und da sie stets nordwärts fortgehen, sogar bis nach Tissulumbuh: so beweisen sie, daß hier nach der Seite ein Abhang ist, ob ihn gleich das Auge nicht entdecken konnte. Dieser Theil des Landes ist, als der höchste, zu allen Zeiten auch der kälteste; und seine Schneegebirge sind, nach ihrer Höhe und Richtung zu urtheilen, gewiß die, welche man, ungeachtet ihrer großen Entfernung, von Purnea sehen kann.

Der Boden an der Tibetanischen Seite des Gebirges ist sandig, mit vielen Kieseln und allerlei Geschieben. Auf dem Wege erblickte ich die pyrenäische Wolfswurz (*Atonicum pyrenaicum L.*) und zwei Arten Steinbrech (*Saxifraga.*) Wir sahen eine große Heerde Rinder mit buschichthaarigen Schwänzen *). Die weite Ausdehnung ihrer Weide schien die Armseeligkeit derselben zu ersetzen.

*) Diese dem Lande Tibet eigenen Rinder nennt der Verfasser *chowry tailed cattle*, und Linné: *Bos grunniens.* Der Ritter Pallas hat in den Neuen Nordischen Beiträgen (Band I. S. 1—28) weitläuftig von diesen haarichten Büffel-Arten gehandelt, und so auch von ihren zwei Abarten, dem großen, den die Khalmycken und Mongolen Chainuk, und dem kleinen, den sie Sarlik nennen. Die große Art soll auch Jack genannt werden. Sie lieben kalte Gegenden; daher gehen sie gern in das Wasser und schwimmen darin, um sich abzukühlen. Bei den Chinesen heissen sie deshalb Si-uije, badende Ochsen. Ihre mit äußerst langen, buschichten und seidenweichen Haaren besetzten Schwänze, werden in Indien bloß von großen Herren, in Gold gefaßt und auf langen Stangen

Reiſe von Faro nach Duina, den 15. Sept.

Auf dem Wege von Faro nach Duina kommt man über eine große Ebene, welche von vielen kleinen wunderlich verketteten Hügeln begränzt wird. Einige von dieſen liegen einzeln und zerſtreuet, alle aber ſcheinen aus Sand aufgethürmt zu ſeyn, und die Ebene zu ihrer allgemeinen Grundfläche zu haben.

Zu Duina ſahen wir einige Breiten mit Gerſte, die man, ob ſie gleich noch unreif war, eben abmähete, als verzweifelte man an ihrem Reifwerden. Das Thermometer ſtand des Morgens um 6 Uhr unter dem Gefrierpunkte, und der Boden war hin und wieder mit Schnee bedeckt.

Weg nach Tſchalu, den 16 Sept.

Man geht noch auf der Ebene fort, und trift drei Quellen an, welche mit Gewalt aus dem Boden hervor ſprudeln, und einen See von vielen Meilen im Umfange bilden, der mit Millionen Waſſervögel und vortreflicher Fiſche beſetzt iſt. Unter den erſteren bemerkte ich den Cyrus, Rothgänſe (*Pelecanus Sula*), allerlei Arten Enten, Perlhüner (*Pintados*,)*) Kraniche und Möwen mancher Arten. Die Quellen dieſes Sees ſtehen in großem Anſehen, weil ſie die meiſten Krankheiten heilen ſollen. Ich unterſuchte das Waſſer, und fand, daß es einen Theil Alaun mit etwas ſelenitiſcher Erde enthielt. Am

befeſtigt, als Fliegenwedel gebraucht, und heißen (*Chowra*) Tſchaurá. Die Leute, welche dieſe Fliegenwedel in Proceſſionen vor ihnen hertragen, und die Fliegen damit wegſcheuchen, heißen Tſchaurabadars. Sehr vornehme Herren pflegen deren wohl zwei zu haben. F.

*) *Pintados* heißen ſonſt in England Perlhühner; allein dergleichen bei dem See Tſchalu in Tibet unter dem Waſſergeflügel zu finden, iſt ſehr unerwartet, und ich muthmaße daher, daß man vielleicht in Indien eine andre Art von Waſſer- oder Ufergeflügel auch *Pintados* benennt. Cyrus iſt wahrſcheinlich die Benennung eines Indianiſchen Waſſervogels, der uns unter dieſem Namen bis jetzt unbekannt iſt. F.

Ufer des Sees bemerkte ich keine Kristallisation; es war ein alkalisches Salz, das die Eingebornen zum Waschen gebrauchen, und das wie Pottasche angewendet werden kann. Die Weide ist ganz mit diesem Salze durchdrungen, und wird daher begierig von Schaafen und Ziegen gesucht, denen sie ausserordentlich wohl bekommt. Die Berge bestehen hauptsächlich aus einer Schale von Sand, welche durch die Winde und rauhe Witterung erzeugt wird, und welche man zuerst für Sandstein halten sollte.

Weg nach Simadar, den 17. Sept.

Wir gingen neben einem noch größeren See weg, mit welchem jener durch einen schmalen, etwa 3 Meilen langen, Strohm zusammen hing. Es giebt wohl keinen unfruchtbareren, weniger versprechenden Boden; er trägt kaum etwas Rasen, Gras oder Gewächse von irgend einer Art, ausser nahe am See. Wir sahen einige wenige Hütten, von denen die meisten zerfallen und verlassen waren. Die einzige Kornart, die man in dieser Gegend bauet, ist Gerste, und man mähete sie jetzt überall grün ab. Wir gingen neben zwei Quellen weg, von denen eine etwas weniges Alaun enthielt. Sie sind die vorzüglichsten Quellen eines Flusses, der bei Tissulumbuh in den Burramputer fällt. Der von Süden herkommende etwas östliche Wind ist jetzt der kälteste und äusserst scharf. Da er über die Schneegebirge und die sandigen dürren Wüsten wegstreicht, so führt er gar keine Feuchtigkeit und Dünste mit sich, und bringt eben solche Wirkungen hervor, wie die heißen trocknen Winde in mehr südlichen Gegenden. Kasten und andres Hausgeräth von Mahagony, welche dem Klima von Bengalen Jahre lang widerstanden hatten, warfen sich hier, bekamen starke Risse, und wurden ganz unbrauchbar. Die Eingebornen behaupten: wenn man gerade gegen diesen Wind gehe, so verliere man die vordersten

Schneidezähne; und unſer treue Führer ſchrieb den Verluſt der ſeinigen dieſer Urſache zu. Wir kamen mit dem Verluſte der Haut am gröſten Theile des Geſichtes davon.

Reiſe nach Seluh, den 18. Sept.

Heute war nahe bei unſrem Wege eine warme Quelle, welche Leute mit venerischen Krankheiten, Rheumatismen und Hautausſchlägen fleißig beſuchten. Das Waſſer wird aber nicht getrunken, ſondern als ein Bad gebraucht. Das eingetauchte Thermometer ſtieg von 44° auf 80°. Es hat einen ſtarken Schwefelgeruch, und enthält Schwefelleber. Läßt man dies Waſſer offen an der Luft ſtehen, ſo verliert es, gleich andern mineraliſchen Waſſern, viel von ſeinen Eigenſchaften.

Reiſe nach Takui, den 19. Sept.

Wir gingen vor einigen Aeckern mit Gerſte und Erbſen vorüber, und kamen in ein milderes Klima. Heute fanden wir ſehr viele verſchiedene Arten von Steinen und Felſen; einige davon waren kupferhaltig, andre aber reiner Bergkriſtall, mit ſechs ungleichen Seiten kriſtalliſirt. Der Bergkriſtall war von verſchiedener Größe und Reinigkeit, allein von einerlei Geſtalt. Wir fanden einige Kieſel und Granite, auch verſchiedene Quellen, deren Waſſer eiſenhaltig war, und die mit der Luft beinahe einerlei Temperatur hatten. Einige wenige verkrüppelte Weiden ſtanden nahe bei den Wohnungen gepflanzt, und waren die einzigen Bäume, die man antraf.

Weg nach Tiſſukumbuh, d. 20. 21. u. 22. Sept.

Der übrige Theil unſres Weges ging durch einen fruchtbareren Boden, unter einem milderen Klima. Wir bemerkten einige recht gut ſtehende Aecker mit Weizen, Gerſte und Erbſen; verſchiedne angenehme Dörfer und entfernte Häuſer; weniger Sand und mehr Felſen, der zum Theil ſchiefer- zum Theil aber auch kieſelartig war. Der Boden im Thale beſtand aus einem hellfarbigen

Thone mit Sand. Ueberall war man mit Mähen beschäftigt. Welch ein glücklicher Himmelsstrich! Die Luft ist rein und heiter ohne die geringsten Wolken; und die Einwohner sind der Fortdauer dieses Wetters so gewiß, daß sie ihre Erndte an einen schicklichen Ort des Feldes ohne alle Bedeckung hinlegen, und so lange da liegen lassen, bis sie Muße finden, sie auszudreschen. — Ehe wir noch Tissutumbuh erreichten, sahen wir einige Ulmen und Aeschenbäume. — Die Berge in Tibet haben dem äußeren Ansehen nach starke Spuren solcher Fossilien, die dem Wachsthume der Pflanzen zuwider sind; dahin gehören die Erze der Metalle und kießige Lagen. Diese Gegend würde, wenn man sie gehörig untersuchte, den Forschungsgeist des Philosophen und die Arbeiten des Mineralogen allem Ansehen nach besser belohnen, als irgend ein Land, das ich bisher gesehen habe. Mehr der Zufall, als der Unternehmungs- und Untersuchungsgeist, hat schon das Daseyn mancher schätzbaren Erze und Mineralien in Tibet entdeckt. Das Gold verdient mit Recht auf dieser Liste obenan zu stehen. Man findet es in großer Menge, und oft sehr rein. Als Staub wird es in den Flüssen gefunden, und bei den Krümmungen derselben vorzüglich auf kleinen Steinstücken sitzend, die völlig so aussehen, als wenn sie zu einer größeren Steinmasse gehört hätten. Man findet es zuweilen in größeren Stücken, Brocken und unförmlichen Gängen; das aufsitzende Gestein ist gemeiniglich Kiesel (Hornstein) oder Quarz, und ich habe zuweilen einen halb gebildeten, unreinen Edelstein in der Stufe bemerkt. Durch einen gewöhnlichen Handgrif das Gold zu reinigen, habe ich vom Goldstaube 12 pro Cent Abgang abgesondert; und bei einer näheren Untersuchung fand ich, daß es Sand und Feilspäne von Eisen wären, welches letztere wohl nicht bei dem Golde in seinem natürlichen Zustande gewesen ist, sondern wahrscheinlich zum Verfälschen ge-

braucht war. Zwei Tagereiſen weit von Tiſſulumbuh befindet ſich eine Bleigrube. Das Erz iſt ganz ſo, wie das in Derbyſhire, mit Schwefel vererzt, und das Metall wird durch das bloße Schmelzen abgeſondert. Das meiſte Blei hält etwas Silber, und einiges ſo viel, daß es der Mühe werth iſt, das Bleierz deswegen zu bearbeiten. Auch Zinnober, welcher viel Queckſilber hält, wird in Tibet gefunden und könnte ſehr vortheilhaft benutzt werden, um dies Metall daraus abzuſondern. Der Proceß iſt ſehr einfach, nehmlich durch die Deſtillation; allein um ihn im Großen auszuführen, würde mehr Feuerung erforderlich ſeyn, als das Land hergeben kann. Ich habe Erze und Steingeſchiebe geſehen, welche kupferhaltig waren, und zweifle nicht im mindeſten, daß man dieſes Metall nicht in großer Menge im Lande antreffen ſollte. Eiſen findet ſich in Butan häufiger, als in Tibet; aber wäre es auch noch häufiger, ſo würde doch die Schwierigkeit, die erforderliche Feuerung zur Zugutemachung der geringhaltigen Erze anzuſchaffen, ein unüberwindliches Hinderniß gegen die Bearbeitung derſelben ſeyn. Man braucht bloß den Dünger von Thieren anſtatt des Brennholzes; und mit dem allein lieſſe ſich nie ein dazu hinlänglicher Grad von Hitze zuwege bringen. Bei dieſen Umſtänden wäre für die Einwohner die Entdeckung einer Steinkohlengrube äuſſerſt wichtig. In einigen an Tibet gränzenden Theilen von China findet man Kohlen, und braucht ſie zur Feuerung.

Tinkal *) deſſen Natur und Erzeugung wir bisher nur haben errathen können, iſt nun bekannt, und

*) Tinkal, oder unreiner Borax, heißt in der Indoſtaniſchen Sprache Sovaga oder Soaga oder Sohaga, und wird in Tibet an den ſeichten Ufern von ſtehenden Seen erzeugt, welche weit von Tiſchulumbuh, der Hauptſtadt von Tibet, gegen Norden entlegen ſind. Einige dieſer Seen liegen weſtwärts von Laſſa oder La-

Tibet, von woher wir es bekommen, hat davon einen unerschöpflichen Vorrath. Es ist ein Mineral, das in dem Zustande, in welchem man es aus dem See gräbt, zu Kaufe gebracht, und nachher von uns zu Borax rafinirt wird. Steinsalz wird gleichfalls in großer Menge in Tibet gefunden.

Der See, aus welchem Tinkal und Steinsalz gesammlet wird, liegt ungefähr 15 Tagereisen von Tisfulumbuh nordwärts. Er wird von allen Seiten durch felsichte Berge eingeschlossen, ohne daß Flüsse oder Bäche in der Nähe wären; allein es giebt Quellen, welche ihn mit Wasser versehen. Da dieses Wasser salzig schmeckt, so wird es von den Eingebornen nicht gebraucht. Der Tinkal setzt sich am Boden des Sees an; und die, welche ihn einsammeln, graben ihn in großen Stücken aus, die sie nachher, um sie bequemer fortbringen zu können, in kleinere Stücken brechen, und zum Trocknen an die Luft legen. Obgleich schon seit langer Zeit Tinkal von diesem See eingesammelt worden ist, so hat er doch nicht abgenommen; und da die durch das Graben entstandenen Löcher bald wieder ausgebraucht oder aufgefüllt werden, so glaubt das Volk, es erzeuge sich noch immer neuer Tinkal. Nie hat man diesen auf trockenem Bo-

den

hassa in der Provinz Marmi oder Marma; andere dieser mehr nordwärts gelegene Tinkal-Seen, sind im Thale Tapré. Auch in Tschioga, dessen Lage unbestimmt ist, findet sich ein Tinkal-See; ja auch in der Provinz Dschumlate, gegen Norden von Betaule der Provinz Auhd ist einer. Wie es scheint, wird also dies besondre Salz an mehreren Orten in eigenen Seen von Kochsalz erzeugt. Die Erde, in welcher der Tinkal durch das Salzwasser sich auslaugt, und mit Verlassung der Kochsalzsäure, das mineralische Alkali sich mit dem in der Erde befindlichen Sedativsalze oder der Boraxsäure verbindet, scheint ein vulkanisches Produkt zu seyn; denn der eine See, in Dschumlate soll heißes Wasser haben: und eben so sind die Quellen zu *Castel nuovo* und zu *Carchiago* im Toskanischen, welche ebenfalls Boraxsäure enthalten. Man sehe mit mehrerem nach die *Philos. Trans. Vol. LXXVII. p.* 297-304. und die daraus übersetzte Nachricht in Sprengels Beiträgen zur Völker- und Länderkunde. Th. 9. S. 280—294, wo ich besonders wegen der tschmierigen, fetten Substanz im Tinkal Auskunft gegeben habe. F.

den oder Höhen gefunden, sondern man trift ihn an den seichtesten Stellen oder an den Ufern des Sees, der allmählig von dem Rande nach der Mitte zu tiefer wird, und daher zu viel Wasser hat, als daß man gut nach dem Tinkal suchen könnte. Allein von den tiefsten Stellen bringt man Steinsalz herauf, welches man an den seichten Stellen oder nahe am Ufer nicht findet. Das Wasser des Sees steigt und fällt sehr wenig, denn es wird von einer beständigen und unveränderlichen Quelle unterhalten, und weder durch den Einfluß eines Stromes vermehrt, noch durch den Ausfluß eines Baches vermindert. Man hat mich versichert, der See habe wenigstens 20 Englische Meilen im Umkreise. Da er eine kalte Lage hat, so ist er einen großen Theil des Jahres gefroren. Die mit der Einsammlung der Salze beschäftigten Leute sind wegen des Eises schon im Oktober genöthigt, ihre Arbeit zu verlassen. Tinkal braucht man in Tibet zum Löthen und zu Beförderung des Schmelzens von Gold und Silber. Steinsalz wird in Tibet, Butan und Näphahl (Nepal) zu allen häuslichen Bedürfnissen gebraucht.

Das Thermometer stand zu Tissulumbuh den ganzen Oktober um 8 Uhr Morgens im Durchschnitt auf 38°, um Mittag auf 46°, und um sechs Uhr Abends auf 42°. Die Witterung war hell, kalt, angenehm und kühl; der Wind kam vorzüglich von Süden. Während des Monats November hatten wir Morgens und Abends Frost und einen heiteren Himmel, so, daß nicht eine einzige Wolke zu sehen war. Da die Strahlen der Sonne durch ein so wenig verdunkeltes Medium fielen, so thaten sie starke Wirkung. Das Thermometer stand des Morgens oft unter 30°, und um Mittag im Schatten selten über 38°; der Wind kam von Süden.

Von den Krankheiten dieses Landes sahen wir, so wie wir uns dem Fuße der Gebirge näherten, zuerst eine Drüsengeschwulst am Halse, welche, wie bekannt, in einigen ähnlich gelegenen Gegenden von Europa gewöhnlich zu seyn, und die man gemeiniglich dem Schneewasser zuzuschreiben pflegt. Da die Krankheit den Gegenden am Fuße der Alpen eigen ist, und nur innerhalb solcher Striche, die daran gränzen, angetroffen wird; so hat dies zuerst den Gedanken veranlaßt, daß sie von dem

Schneewasser herrühre. Wäre der allgemeine Ueberblick der Krankheit und der Gegenden, in denen sie herrscht, der Gegenstand der Untersuchung gewesen, oder hätte sie die Aufmerksamkeit eines geschickten praktischen Arztes erregt: so würden wir schon lange in diesem Stücke besser unterrichtet seyn. An der Küste von Grönland und auf den gebirgichten Gegenden von Wallis und Schottland, wo beständig geschmolzener Schnee in die Flüsse und Ströhme einfliessen muß, kennt man die Krankheit nicht, ob sie gleich in Derbyshire und einigen andren Gegenden von England ganz gemein ist.

Rungpohr ist ungefähr hundert (Englische) Meilen von dem Fuße der Gebirge, und noch weiter vom Schnee, entfernt; aber doch ist die Krankheit daselbst eben so gemein, als in Butan. In Tibet, wo man immer Schnee vor Augen hat, und wo er die Quelle aller Flüsse und Ströme ausmacht, findet man die Krankheit gar nicht. Die Sache aber wird dadurch ganz ausser allen Zweifel gesetzt, daß die Krankheit an der Küste von Sumatra, wo man nie Schnee sieht, ganz gemein ist. Da ich in Butan eben die Gewächse fand, welche durchgängig auf den Alpen wachsen, so fiel mir ein, daß die Krankheit von dem mit diesen Pflanzen geschwängerten Wasser herrühren könnte, oder daß der Boden vielleicht ähnliche Eigenschaften besitzen möchte, da die Erzeugnisse beider Gegenden, mit wenigen Ausnahmen, so sehr einander gleich sind. Indeß ist es wahrscheinlicher, daß die Krankheit einheimisch sey, und von einer besondern Eigenschaft der Luft solcher Striche herrühre, die in der Nachbarschaft von Gebirgen liegen, und solchen Boden nebst solchen Gewächsen haben. Ich bin um so viel geneigter, dies zu denken, da ich durchgängig gefunden habe, daß diese Krankheit unter Menschen von der niedrigsten Klasse des Volkes und unter solchen Leuten am häufigsten ist, die am meisten dem unversehenen Einflusse der Witterung und den mancherlei Veränderungen, welchen die Luft in diesen Strichen ausgesetzt zu seyn pflegt, ausgesetzt sind. Die ursprüngliche Ursache in der Luft, welche diese Wirkung erzeugt, ist vielleicht um nichts mehr unerklärlich, als das, was wir in den Niederungen von Essex oder den Marschen von Lincolnshire antreffen. Eine genaue

Zerlegung der Wasser, welche die Eingebornen an den Orten, wo diese Krankheit mehr oder weniger gemein ist, durchgängig gebrauchen, und dann auch in solchen Strichen, wo man in ähnlichen Lagen nichts von ihr weiß, möchte vielleicht in dieser Sache einiges Licht geben *). Man hat diese ausserordentliche Krankheit, wegen bekanter Ursachen, gar nicht der Aufmerksamkeit würdig gehalten; sie ist nehmlich von keinen Schmerzen begleitet, selten tödtlich, und gemeiniglich auf die ärmere Klasse des Volkes eingeschränkt. Die Geschwulst sieht häßlich aus, und wächst zu einer beschwerlichen Größe an, indem sie oft so groß wie ein Menschenkopf wird. Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, daß im Distrikte von Rungpohr, und im Lande Butan, einer aus sechsen diese Krankheit hat.

Da die, welche am meisten arbeiten und am wenigsten gegen die Veränderungen der Witterung geschützt sind, am häufigsten von dieser Krankheit befallen werden, so ist sie in Butan unter den Frauensleuten gewöhnlicher, als unter den Mannspersonen. Sie zeigt sich daselbst gewöhnlich im dreizehnten oder vierzehnten Jahre, und

*) Schon mehrere praktische sehr geschickte Aerzte, haben eben so, wie einige Philosophen und genau beobachtende Reisende, die wahre Ursache der so genannten Kröpfe ausfindig zu machen gesucht. Allein ich wüßte keinen, der sie mit Gewißheit hätte angeben können, und alle Untersuchungen darüber haben zuletzt nur Muthmaßungen zum Resultate gehabt. Ich kenne Personen, die keinesweges zu den niedrigsten Klassen des Volkes gehören, und doch Kröpfe haben; welches der Erfahrung des Verfassers zu widersprechen scheint. Wäre der Gebrauch des Schneewassers allein die wahre Ursache, so müßten alle Einwohner und Bewohner der kalten Länder und Gebirge Kröpfe haben; allein man sieht auch in Gegenden, die weit vom Gebirge liegen, hin und wieder einzelne Personen mit Kröpfen. Es scheint eine Prädisposition in dem Körper mit dazu erforderlich zu seyn, weil man doch nicht findet, daß alle Personen eines solchen Ortes diese Verhärtung der Drüsen haben. Indeß müssen mehrere Umstände zusammentreffen, um Kröpfe zu erzeugen. Geschmolzenes Eiswasser, welches wir am Südpole zuweilen tranken, verursachte Anfangs fast bei dem sämtlichen Schiffsvolke angelaufene Drüsen; allein das Uebel verging nach wenigen Tagen; und in der Folge hatten eben dergleichen Wasser diese Wirkung nicht mehr. Es scheint also durch den Frost einige Theile zu verlieren, die es mit der Zeit aus der Luft wieder annehmen kann. F.

in Bengalen im elften oder zwölften; so daß sie in beiden Ländern die Leute um die Zeit des Mannbarwerdens befällt. Ich glaube nicht, daß die Krankheit jemals geheilt worden ist. Zwar schien eine Merkurial-Kur den Fortgang derselben zu hindern; allein sobald man den Gebrauch des Queckſilbers aussetzte, war ihr Fortgang auch nicht mehr gehemmt. Genaue Aufmerksamkeit auf die ursprüngliche Ursache dieser Krankheit wird erst zu der richtigen Methode, sie zu behandeln, Anleitung geben. Vielleicht wäre es ein Mittel ihr zu entgehen, wenn man um die Periode, da sie zu erscheinen anfängt, den Wohnort auf einige Zeit veränderte.

Die Einwohner dieses glücklichen Himmelsstriches sind nicht von dem venerischen Uebel frei, welches in allen Gegenden der Erde mit unnachläſſiger Wuth zu toben scheint, und die größte Plage des menschlichen Geschlechtes geworden ist. Man hat lange daran gezweifelt, ob diese Krankheit je durch ein andres specifisches Mittel, als durch Queckſilber und seine Präparate geheilt werden könne. Zur Vertheidigung der Meinung, daß man andere specifische Mittel gebrauche, hat man allezeit angeführt, die Krankheit sey in vielen Gegenden der Erde gemein, wo man von dem Queckſilber und der wahren Methode es als ein Heilmittel zuzubereiten, schwerlich etwas wisse. Ich gestehe es, daß ich schon hoffte, ich würde das Verzeichniß unsrer Arzeneimittel mit einem andren specifischen Mittel gegen dieses Uebel vermehren können, da man mir sagte: diese Krankheit sey hier gewöhnlich, und die Art sie zu behandeln habe guten Erfolg. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, daß man mit der Methode das Queckſilber so zuzubereiten bekannt wäre, um ein sicheres und wirksames Heilmittel daraus zu machen; aber hierin irrte ich mich doch. Die Krankheit scheint in diesem Lande weit schneller und mit größerer Wuth um sich zu greifen, als in irgend einem andren. Allein man kann den Grund davon in den groben Nahrungsmitteln und der geringen Reinlichkeit der Einwohner suchen. Sie brauchen durchgängig ein Queckſilberpräparat, welches sie auf folgende Art bereiten. Etwas Alaun, Salpeter, Zinnober und Queckſilber werden in einen großen irdenen Topf zusammengethan; über alle diese Species wird ein umgekehr-

ter kleinerer Topf gedeckt, und wohl verklebt. Ueber dem kleineren Topf und innerhalb des größeren wird die Feuerung angebracht, und man unterhält das Feuer etwa 40 Minuten. Um den gehörigen Grad von Hitze wiſſen zu können, richten ſie ſich nach einer beſtimmten Menge von Feuerung, welche ſie ſorgfältig zu der Operation abwiegen, da ſie die Species nicht ſehen können. Sobald das Gefäß erkaltet iſt, wird der umgekehrte kleinere Topf abgenommen, und die Materialien werden zum Gebrauch eingeſammelt. Ich wartete den ganzen Proceß ab, und unterſuchte nachher die Materialien. Das Queckſilber war von den anderen Zuthaten angegriffen, ſeines metalliſchen Glanzes beraubt, und zu einem ſicheren und wirkſamen Heilmittel bereitet worden. Beſſere Kenntniſſe der Chemie haben uns eine zuverläſſigere Methode gelehrt, dies wichtige Heilmittel kräftig und wirkſam zu präpariren; und doch entſpricht jene Bereitungsart dem vorgeſetzten guten Zwecke, und bei der hieſigen behutſamen Art es den Kranken zu geben, war es ganz gefahrlos. Dies Pulver iſt die Baſis ihrer Pille, und es wird auch öfters äußerlich gebraucht. Das Ganze gab, wenn es innigſt gemiſcht war, ein rothes Pulver, aus welchem man mit Hülfe einer Roſine oder Dattel eine Pille machte. Zwei oder drei Pillen, zweimal des Tages genommen, erzeugen am vierten oder fünften Tage den Speichelfluß, den man noch dadurch befördert, daß man den Gebrauch der Pillen noch einen oder zwei Tage fortſetzt. So wie der Speichelfluß fortgeht, ſteckt man dem Patienten einen Stock, beinahe wie einen Knebel, queer in den Mund, und bindet ihn hinten feſt. Dies geſchieht, wie ſie ſagen, um den Speichelfluß zu befördern und den Verluſt der Zähne zu vermeiden. Sie laſſen den Speichelfluß ungefähr zehn oder zwölf Tage anhalten, und ernähren während der Zeit den Patienten mit Condſchih (*Congee*) und anderen Flüßigkeiten. Ein Theil des Pulvers wird auch oft äußerlich gebraucht, indem man es in warmen Waſſer zerläßt, und damit offene Geſchwüre auswäſcht. Kurz, ich fand daß man in ihrer Methode, die Krankheit zu behandeln, wenig zu verbeſſern hätte. Ich führte die Methode ein, das Queckſilber in Honig zu zerreiben, zeigte ihnen wie es müßte gemacht werden, und ſah, ehe ich noch das

Land verließ, zu meinem Vergnügen, daß man es mit gutem Erfolge so brauchte. Das glückliche Klima verursacht hier eben nicht viele verschiedene Krankheiten. Husten, Verkältungen und rheumatische Zufälle sind hier häufiger als in Bengalen. Fieber entstehen hier gemeiniglich von einer zufälligen Veranlassung, werden leicht geheilt, und sind nur selten tödtlich. Auch Leberkrankheiten kommen hier und da vor, und Schmerzen in den Eingeweiden sind nicht ungewöhnlich; allein die groben Nahrungsmittel, und die Unreinlichkeit der Einwohner würden in einem andren Himmelsstriche die Quelle beständiger Zufälle und Kränklichkeit seyn. Sie kennen, (eben so wie wir noch vor wenigen Jahren) die Methode nicht die Krankheiten der Leber und andrer Eingeweide gehörig zu behandeln; und dies ist, wie ich glaube, die wahre Ursache der hartnäckigsten und gefährlichsten Krankheit in diesem Lande, nehmlich der Wassersucht. Da der Radschah allezeit meinen Beistand und Rath verlangte, und seine Aerzte angewiesen hatte, meinem Unterrichte und meinen Kuren fleißig beizuwohnen, so bemühete ich mich, eine vernünftigere Methode, diese Krankheiten mit Merkurialpräparaten zu behandeln, einzuführen. Ich hatte Gelegenheit, ihnen die Vortheile dieser Heilungsart durch verschiedene Beispiese überzeugend zu beweisen, und auch zu sehen, daß sie in derselben völlig unterrichtet waren.

Der Radschah beschenkte mich mit mehr als 70 verschiedenen Proben von Arzeneien, die bei den Einwohnern im Gebrauche sind. Sie haben mancherlei Arten von Steinen und Versteinerungen, die dem Gefühle nach seifenartig waren, und die man äusserlich in Geschwulsten und Gliederschmerzen aufzulegen pflegt. Sie vertreiben zuweilen solche Krankheiten und großes Kopfweh auf die Art, daß sie das kranke Glied mit gewürzhaften Pflanzen und Blumen räuchern. Sie bemühen sich auf keine andre Art, Nachricht von dem Zustande eines Kranken zu bekommen, als dadurch, daß sie nach dem Pulse fühlen; und sie behaupten mit Gewißheit, daß der Sitz der Krankheit und des Schmerzes leicht zu entdecken sey, allein nicht sowohl durch die Schnelligkeit der Pulsschläge, als vielmehr durch seine zitternde Bewegung. Sie fühlen den Puls an der Wurzel der Hand mit den drei mittel-

sten Fingern, erst an der rechten und dann an der linken Hand; bald drücken sie mehr, bald weniger auf die Schlagader, nehmen auch gelegentlich einen oder zwei Finger weg, und bestimmen dann darnach, was die Krankheit sey *). An dem Tage, wenn sie etwas abzuführen eingenommen haben, essen sie nicht; allein sie suchen sich für diese Entbehrung durch starke Mahlzeiten zu entschädigen.

Die verschiedenen bei ihnen üblichen Heilmittel sind aus dem Gewächsreiche, und werden vorzüglich in Butan gesammelt. Sie sind, überhaupt genommen, unschädlich und mild in ihren Wirkungen. Windtreibende und gewürzhafte Sachen werden bei Husten, Verkältungen und Brustkrankheiten eingegeben; dahin gehören Tausendgüldenkraut (*Gentiana Centaurium*,) Koriander, Kümmel und Zimmet. Dieser Letztere ist bei ihnen die Rinde der Wurzel der Art von *laurus*, die ich vorher als in diesem Lande einheimisch angeführt habe. Nur die Rinde von der Wurzel hat den Zimmtgeschmack, und ich zweifle, ob selbst die besten Kenner sie von der ächten Zimmtrinde unterscheiden würden. Die Rinde, die Beeren, Blätter und Stengel verschiedener Stauden und Bäume werden gebraucht, aber allezeit im Absude. Einige derselben haben einen bitteren und zusammenziehenden Geschmack, wie einige von unsren besten Heilmitteln, und werden hier allgemein in eben der Absicht genutzt, nehmlich die Verdauungskräfte zu stärken, und die ganze Konstitution zu verbessern. Ihre vornehmsten Abführungsmittel sind von den Chinesern nach Lassa gebracht. Sie hatten noch kein Brechmittel, bis ich dem Radschah etwas Ipekakuanha gab, womit er den ersten Versuch an sich selbst machte. Beim Aderlassen halten sie viel darauf, das Blut aus

*) Die ganze Lehre vom Pulse ist auch in der Heilkunde der Chinesen ein sehr wichtiger Artikel, und wird von ihnen mit großer Sorgfalt erlernt. Dieser Umstand, so wie die Materia medica der Tibetaner, giebt Anlaß zu der Vermuthung, daß diese ihre Medicin von den Chinesen gelernt haben. Und dies wird um so wahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß beide Reiche unmittelbar an einander gränzen, daß seit beinahe hundert Jahren die Chinesen und Tibetaner in mancherlei Verbindungen gestanden haben, und daß die Religion des Dalai-Lama sich stark in China, und besonders am Kaiserlichen Hofe, ausgebreitet hat. S.

einem besondren Theile des Körpers abzuzapfen. Bei Kopfschmerzen lassen sie am Halse zur Ader, bei Schmerzen am Arme oder in der Schulter schlagen sie die *vena cephalica*; bei Brust- oder Seitenschmerzen öffnen sie die *mediana*, und bei Leibschmerzen die *basilica*. Sie sind der Meinung, daß Schmerzen in den unteren Extremitäten am besten durch Aderlassen am Aenkel gehoben würden. Sie sind sehr dagegen, bei kaltem Wetter zur Ader zu lassen; und selbst einen dringenden und gefährlichen Zufall halten sie nicht für wichtig genug, um zu solcher Zeit die Operation vorzunehmen. Sie haben ihre glücklichen unnd unglücklichen Tage für die Operationen und das Mediciniren; allein ich habe doch gesehen, daß sie sich durch Zureden über das Vorurtheil wegsetzten. Schröpfen ist bei ihnen sehr im Gebrauch. Sie legen ein Horn von der Größe eines Schröpfglases an dem Orte an, und ziehen durch ein kleines Loch oben mit ihrem Munde die Luft aus. Dann skarificiren sie den Theil mit einer Lanzette. Dies wird oft am Rücken vorgenommen, und in Schmerzen, oder bei Schwellen des Kniees als ein unfehlbares Heilmittel angesehen. Ich habe oft ihre Geschicklichkeit, mit schlechten Instrumenten zu operiren, bewundert. Herr Hamilton gab ihnen einige Lanzetten, und seitdem haben sie sich mit gutem Erfolge bemühet, dergleichen von eben der Form nachzumachen. Für die wenigen, die ich entbehren konnte, waren sie sehr dankbar. In Fiebern gebrauchen sie die Kuthullega-Nuß, welche in Bengalen als eine wirksame Medicin bekannt ist. Sie bemühen sich, die Wassersucht mit äusserlichen Mitteln zu heilen, geben aber zugleich ein zusammengesetztes Heilmittel, welches aus mehr als dreißig Ingredientien besteht. Sie pflegen indeß selten oder nie eine wirkliche Kur dieser Krankheit zu bewirken. Ich erklärte dem Radschah die Operation des Zapfens, und zeigte ihm das Instrument, womit man sie verrichtet. Er verlangte sehr dringend von mir, daß ich die Operation vornehmen sollte, und wünschte, gerade einen solchen Kranken zu haben. Aber so lange ich mich dort aufhielt, fand sich keiner; und vielleicht war dies sehr gut, sowohl für den Patienten des Radschah als für meinen eignen Ruf; denn hätte er die Operation nur einmal gesehen,

ſo würde er ſehnlich nach der Wiederholung derſelben verlangt haben. — Gries und Blaſenſteine ſind hier, wie ich glaube, ganz unbekannte Krankheiten.

Die Blattern erfüllen bei ihrer Erſcheinung die Eingebornen mit zu großem Schrecken, als daß ſie dieſelben gehörig zu behandeln wiſſen ſollten. Sie wenden daher nicht ſo viele Sorgfalt an, das Leben der Angeſteckten zu retten, als vielmehr ſich ſelbſt vor der Krankheit zu bewahren. Alle Gemeinſchaft mit jenen wird auf das ſchärfſte verboten, ſo daß ſie ſelbſt Gefahr laufen zu verhungern, und das Haus oder Dorf, worin ſie wohnen, wird nachher vertilgt. Da man keinen freien und allgemeinen Umgang unter den Benachbarten verſtattet, ſo wird die Krankheit nur ſelten gefunden, und ihr Fortgang durch die Wachſamkeit und das Schrecken der Eingebornen allezeit gehemmt. Nur wenige in dem Lande haben die Krankheit gehabt. Sollte die Einimpfung jemals eingeführt werden, ſo müßte ſie allgemein ſeyn, um die durch das natürliche Anſtecken zu beſorgende Verwüſtung zu vermeiden; und da man die zum Einimpfen ſchicklichen Perſonen nicht auswählen könnte, ſo müßten viele ein Opfer der Methode werden. Dem jetzigen Radſchah von Tibet ſind die Blattern eingeimpft worden, und eben ſo einigen Perſonen von ſeinem Gefolge, als er mit dem verſtorbenen Taſchuh Lama in China war.*)

Das warme Bad wird in verſchiedenen Krankheiten gebraucht, beſonders in Krankheiten der Eingeweide,

*) Es iſt merkwürdig, daß die Blattern unter allen denen Völkern, welche unreinlich ſind und ſich mit Fett und Oel ſalben oder einſchmieren, große Verwüſtungen anrichten, z. B. unter den Grönländern, den Eskimohs, den Kanadiſchen Wilden, den Karaiben, den Negern, den Hottentotten, den Khalmykken und den Tunguſen. Die Khalmykken glauben, daß ſie die Krankheit vom Brodteſſen bekommen; allein dann müßten ja die Tibetaner ſie längſt haben; und es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß ſie ſich die Anſteckung in den Ruſſiſchen Städten und Dörfern holen. So viel iſt gewiß, daß, wenn die Pori der Haut durch Fett, Oel u. ſ. w. verſtopft, oder durch unreinliche, nie gewechſelte Kleider und Mangel an Waſchen und Baden, mit wieder abſorbirten Ausdünſtungen verunreinigt ſind; daß alsdann, ſage ich, die Krankheit viel gefährlicher iſt. Dies habe ich in Rußland und unter den Khalmykken, desgleichen am Vorgebirge der guten Hoffnung, ſelbſt zu bemerken Gelegenheit gehabt. F.

und bei Ausschlägen der Haut. Die warmen Bäder von Tibet werden daher auch von Tausenden besucht. In Butan ersetzt man diese warmen Bäder durch Wasser, welches durch hineingeworfene heiße Steine erhitzt wird.

In Tibet sind die Eingebornen mehr zu triefenden Augen und Blindheit geneigt, als in Butan. Die heftigen Winde, der sandige Boden und der Widerschein der vom Schnee und vom sandigen Boden zurückprallenden Sonnenstrahlen sind die hauptsächlichsten Ursachen davon.

Ich habe mich lange bei diesem Gegenstande aufgehalten, weil ich glaube, daß die Kenntnisse und die Beobachtungen dieser Völkerschaften über die einheimischen Krankheiten und die medicinische Praxis mit der Aufklärung und dem Zustande ihrer Civilisation gleichen Schritt halten. Diese war mir äußerst auffallend, und muß mancherlei Betrachtungen veranlassen, besonders wenn man bedenkt, daß dies Volk so wenig mit [illegible]ationen, die wir gesittet zu nennen pflegen, in Verbi[illegible]ng steht.

Am 1. December verließ ich Tschulumbo, und bemerkte, daß die Kälte, so wie wir weiter südwärts kamen, mit jedem Tage zunahm. Die meisten fliessenden Gewässer waren gefroren, und die stehenden mit so starkem Eise überdeckt, daß wir darüber hingehen konnten. Da die Skala an unsrem Thermometer nur bis zum 16° ging, und das Queckſilber alle Morgen unter demselben stand, so konnten wir den Grad der Kälte nicht genau bestimmen. Der Frost ist in Großbritannien zuverlässig niemals so strenge. Bei unsrer Rückkehr zu den Seeen, am 14, fanden wir dieselben ganz von Vögeln verlassen, und hörten, daß sie seit dem 10. November eine feste Eismasse gewesen wären. Hier hatten wir das Vergnügen, Schlittschuhe zu laufen, worüber die Einwohner und unsre Bengalischen Bedienten in das größte Erstaunen geriethen. Am 17. betraten wir wieder das Gebiet von Butan, und sechs Tage später langten wir über Paraghon zu Punukha an. In Butan war weder Schnee noch Eis zu sehen, ausser an den Gipfeln der höchsten Berge. Das Thermometer stand des Morgens auf 36° Grad, und um Mittag auf 48°.

Ich nahm Abschied vom Radschah, und langte den 12. zu Buxaduar an.

Kalkutta, den 27. Febr. 1784.

Anmerkungen über das Lack *).

Lack iſt ein Produkt und die Stapelwaare des Handels von Aſſam, eines Landes, das an Tibet gränzt und in manchen Verbindungen damit ſteht; und ſo wird eine Nachricht davon eine nicht überflüſſige Zugabe zu den obigen Bemerkungen ſeyn.

Lack iſt, um beſtimmt zu ſprechen, weder ein Gummi, noch eine harzige Subſtanz, ob es gleich Eigenſchaften beſitzt, welche beiden gemein ſind. Gummata können in Waſſer aufgelöſet werden, und Harze in geiſtigen Flüßigkeiten; Lack aber verbindet ſich äußerſt ſchwer mit irgend einem von beiden, außer wenn man noch ein andres einwirkendes Mittel hinzufügt.

*) James Kerr von Patna in Bengalen hat 1781 in dem *LXXI* Band der *Philoſ. Transact.* (*P. II.* S. 374. bis 382.) eine Abhandlung eingerückt, welche die natürliche Geſchichte des Lack-Inſekts enthält, und manches über den Gebrauch des Lacks in Indien ſagt. Aus dieſer Abhandlung ergiebt ſich: 1) daß das Lackinſekt eine ſogenannte Schildlaus (*Coccus Laccae*) iſt, welche ſich auf den Zweigen der Banianfeige (*Ficus religioſa. L.*) der Indiſchen Feige, (*Ficus indica. L.*) des Jujuba Gärber-Baums (*Rhamnus Juguba L.*) welche man in Indien den *Byer* (lies Beier) oder *Biher* (lies Beiher) nennt, und endlich noch auf einem Baume, der in *Rheede Hort. Malab. Vol. VI. tab.* 29. *Plaſo* heißt, welchen aber die Eingebornen (wahrſcheinlich in Bengalen) Praſo nennen, feſtſetzt und fortpflanzt. 2) Dies Inſekt kriecht aus den Eiern hervor, welche ſich unter der alten feſtſitzenden Schildlaus befinden, und wird zu einer Made. Dieſe lebt von einer ſchönen rothen Flüßigkeit, in dem Gehäuſe von geronnenem oder erhärtetem Lacke, das unter der alten Schildlaus befindlich iſt; und ihrer ſind unter einer alten 20 bis 30. 3) Sobald die Flüßigkeit verzehrt iſt, kriechen die jungen ganz geformten Inſekten durch ein Loch in ihrer alten verſtorbenen Mutter Rücken heraus, und laſſen die Hülle zurück, in welcher ſie als Raupe und Puppe lebten, und welche die weißliche häutige Subſtanz iſt, die man in dem Holz- oder Stocklacke findet. Dies geſchieht im November und December. Sie kriechen dann auf dem ganzen Baume herum, und begatten ſich wahrſcheinlich in der Zeit, ob man gleich, da die Thiere ſehr klein ſind, noch nicht hat entdecken können, ob ſie geflügelt oder ungeflügelt ſind, oder wie ſich die beiden Geſchlechter unterſcheiden. Einige haben übrigens zwei getheilte Fühlhörner, andre aber drei, und dies ſind vielleicht Unterſcheidungszeichen ihres Geſchlechtes. 4) Um die Mitte des Januars ſetzen ſie ſich auf den Spitzen der genannten

Lack ist in Europa unter den Benennungen Stocklack, Kornlack und Schellack bekannt. Das erste ist Lack in ziemlich ansehnlichen Klumpen, mit vielen holzigen noch daran klebenden Theilen von den Zweigen. Kornlack ist das in kleine Stücken zerbrochene und ausgelesene Stocklack, welches die Gestalt von Körnern hat. Schellack ist der durch eine sehr einfache Operation, die nachher beschrieben werden soll, gereinigte Lack.

Es sind viele unbestimmte und unzuverlässige Nachrichten von dem Lack im Publikum erschienen; und obgleich unter der Menge von Nachrichten die wahre Geschichte dieser Substanz beinahe richtig erzählt worden ist: so will man doch in Europa den Beschreibungen davon wenig Glauben beimessen. So weit meine Nachrichten gehen, sind sie das Resultat von dem, was ich selbst gesehen habe: das Lack am Baume, und die Fortschritte des Insektes, das ich noch verwahre. Außerdem hat mir ein Herr, der sich zu Goalpara (Gualpara) an der Gränze von Assam aufhält, und der in der Methode, dies Insekt anzubauen, vollkommen wohl bewandert ist, Einiges davon erzählt. Durch ihn weiß ich, wie man das Insekt an den Baum hinanlockt, wie man das Lack von den Zweigen sammelt und

Pflanzen fest, welche dann jung und saftreich sind. Sie scheinen durch ihren stachelförmigen Sauger den Saft der Pflanze auszuziehen, der von ihnen bereitet unter dem Rande des Insekts hervorquillt, erhärtet und das Lack bildet. Um die Mitte des März ist nun die Zelle von Lack, welche eine länglichtrunde, glatte, rothe Höhlung ausmacht, ganz fertig, und das Thier ganz leblos; die Höhlung aber ist voll von der vorgenannten schönen rothen Flüssigkeit. Im Oktober oder November sind die Maden und Puppen zu ihrer Vollkommenheit gediehen, und nachdem sie die Flüßigkeit verzehrt, kriechen sie, wie oben gemeldet worden ist, aus dem Gehäuse heraus. 5) Die Zweige sind so voll von diesen Insekten, daß kaum eins von sechsen seine Zelle völlig zu Stande bringen kann. Die übrigen kommen um, andre werden von andren Insekten verzehrt. Man sieht, daß die so mit Insekten besetzten Zweigspitzen ganz mit einem rothem Staube bedeckt sind, und von den Thierchen so ausgesogen werden, daß sie absterben und ihre Blätter verlieren. Die Vögel bringen diese Insekten an ihren Füßen von einem Baume zum andern. 6) Der milchichte Saft der Feigenarten gerinnt, und giebt eine zähe, wie Fäden sich ziehende Materie, die zuletzt in eine Substanz wie das Lack erhärtet. Die Bengalesen kochen diesen Milchsaft mit Oelarten zu einem so zähen Vogelleim, daß man sogar Pfauen und große Vögel damit fangen kann. Der geritzte Plasobaum vergießt ein rothes in Bengalen als Medicin gebrauchtes Gummi, das mit

es in Schell-Lack zubereitet, in welchem Zustande dann eine große Menge desselben von Assam kommt, und nach Europa zu allerlei wichtigen Endzwecken und Vortheilen verführt wird. Der Baum, an dem dieses Insekt sich gemeiniglich fortpflanzt, heißt in Bengalen der Beiherbaum, und ist eine Art von Gärberbaum (*Rhamnus.*) Das Insekt nährt sich an dem Baume, und legt seine Eier daran, zu deren Bewahrung vor äußerlichen Unfällen die Natur dasselbe mit einem Mittel versehen hat; und dies ist das Einsammeln dieses Lacks. Es dient augenscheinlich zu einem doppelten Zwecke: einmal als ein Nest oder Behältniß für das Ei und das Insekt in seinem ersten Zustande, und zweitens, um der Raupe oder Made in ihrem folgenden Zustande Nahrung darzubieten. Das Lack wird in völlig geformte Zellen gebildet, die mit eben so vieler Regelmäßigkeit und Kunst, wie ein Honigkuchen, vollendet, obgleich auf eine andre Art angeordnet sind. Die Insekten werden gelockt, ihre Eier an die Zweige des Baumes anzulegen, und zwar dadurch, daß man sie mit Wasser, worin frisches Lack eingeweicht ist, beschmiert. Dies zieht alsdann die Insekten an, und verschafft eine bessere und reichlichere Erndte.

Man sammlet das Lack zweimal im Jahre, im Februar und dann im August.

dem Lacke viele Aehnlichkeit hat. Das Lack vom Beiherbaum ist selten, und lange nicht so gut als das von den beiden Feigenarten. 7) Es wird meistens von den ungebauten Bergen an beiden Ufern des Ganges gebracht, und vorzüglich von Assam. Das dunkelrothe ist das beste; das blaße und oben offene, aus dem die Insekten bereits gekrochen sind, das schlechteste, weil es wegen Mangel der rothen Flüßigkeit zum Färben untauglich ist. Die Einwohner haben weiter keine Mühe, als daß sie die mit Lack besetzten Zweigspitzen abbrechen und zu Markte bringen, von denen 100 Pfund in Dakka etwa 12 Schillinge Englisch (4 Rthr.) kosten. 8) die verschiedenen Arten des Lacks sind folgende: *a*) Holz- oder Stocklack, so wie es an den Reisern noch festsitzt. *b*) Lack in Körnern (*Seed-Lac*) wenn die Gehäuse von den Reisern abgelesen sind. *c*) Klumpenlack, geschmolzenes und in Klümpen geformtes. *d*) Schell-Lack (*Shell-Lac*) oder Lack in Tafeln, ist aus den Gehäusen durch Feuer ausgeschmolzen und durch Baumwollen-Zeug durchgepreßt. Man breitet es auf Pisangblättern in kleinen Tafeln aus, die sogleich hart werden, und bewahret es so auf. 9) Lack wird von den Eingebornen zu Ringen, Perlen, Korallen, Armbändern und andren Zierrathen verarbeitet, ferner, mit Zinnober versetzt, zu Siegellack, zum Lackiren, zu Firnissen, zum Malen, zum Färben, und zu Spanischer Baumwolle, die auch zum Färben angewendet wird.

Ich habe das Ei des Insekts mit einem recht guten Mikroskope untersucht. Es ist von schöner rother Farbe und vollkommen durchsichtig, außer im Centrum, wo man deutliche Spuren des sich bildenden Embryo, und ein dunkles ästiges Gewebe sieht, welches sich vom Körper desselben ausbreitet. Das Ei ist vollkommen länglichtrund, und so groß als das von einer Ameise. Die Made ist ¼ Zoll lang, aus verschiedenen (zehn bis zwölf) Ringen zusammen gesetzt, und ihr Kopf roth und klein. Sieht man sie durch das Mikroskop, so kann man die Theile des Kopfes deutlich erkennen; desgleichen sechs kleine Flecken an der Brust, welche hervorstehen und daher der Anfang der Füße zu seyn scheinen. Diese Made bekommt hierauf die Form einer Puppe oder Chrysalis; ihre ringförmige Haut ist eine harte Bedeckung, aus der das Insekt geflügelt hervor kommen soll. Das geflügelte Thier habe ich noch nie gesehen, und kann daher dasselbe nicht beschreiben, oder seine Gattung (*genus*) und Art (*species*) bestimmen. Man hat mir eine Zeichnung des Insekts in seinen auf einander folgenden Entwickelungen versprochen, und bald werde ich im Stande seyn, zu der botanischen Beschreibung der Pflanze, eine Zeichnung von einem Zweige mit allen verschiedenen Theilen der Befruchtung, und mit Lack daran, hinzuzufügen. Der Freund, dem ich einen Theil meiner Belehrung verdanke, nennt das Lack den Auswurf des Insekts. Bei einer genauern Untersuchung wird man wohl finden, daß es diesen Namen eben so wenig verdient, als Wachs und Honig von der Biene, oder Seide vom Seidenwurm. Die Natur hat den meisten Insekten Mittel verliehen, eine Substanz abzusondern, welche dem doppelten Zwecke entspricht, das Embryo zu beschützen, und auch dem Insekte von dem ersten Augenblicke seines Lebens an, bis es herumzuwandern und sein Futter zu suchen im Stande ist, Unterhalt zu geben. Das frische Lack enthält in seinen Zellen eine Flüßigkeit, die einen süßlichen Geschmack hat, von einer schönen rothen Farbe ist, und sich in Wasser auflöset. Die Einwohner von Assam gebrauchen sie zum Färben; und darin getauchte Baumwolle giebt nachher eine gute rothe Tinte.

Die einfache Operation, das Lack zu reinigen, wird auf folgende Art ausgeführt. Man bricht es in kleine Stücken, liest es ganz rein von den Zweigen und Stöcken ab, und thut es in einen Beutel von Seegeltuch, der 6 Zoll im Umfange und 4 Fuß in der Länge hat. Immer sind zwei dieser Beutel in der Arbeit, und jeder wird von zwei Männern gehalten. Man hält den Beutel über ein Feuer, und dreht ihn oft um, bis das Lack flüßig genug ist, durch die Löcher desselben zu dringen. Dann nimmt man es vom Feuer ab; die

zwei Männer ringen den Lack aus, und ziehen dann den Beutel auf der oberen Seite eines Piſangblattes hin, das man zu dem Ende bereitet hat. Indeß man mit dieſer Arbeit beſchäftigt iſt, wird der andre Beutel erwärmt, um ihn nachher auf eben die Weiſe zu behandeln. Die ſchleimige und glatte Oberfläche des Piſangblattes ſcheint vorzüglich geſchickt zu ſeyn, das Ankleben des erwärmten Lackes zu verhindern, und ihm die Form zu geben, welche den Werth deſſelben ſo ſehr vermehrt. Der Grad des Andruckens auf dem Piſangblatte beſtimmt die Dicke der Lacktafel, und von der Beſchaffenheit des Beutels hängt die Feinheit und Durchſichtigkeit derſelben ab. Die Einwohner haben ſeit Kurzem in Erfahrung gebracht, daß das mehr als gewöhnlich dicke Tafellack in Europa am höchſten geachtet wird. Aſſam liefert die größte Menge des Lacks, das man verbraucht; allein vielleicht weiß man nicht, daß der Baum, an dem das meiſte und beſte Lack erzeugt wird, in Bengalen ganz gemein iſt, und daher mit großem Vortheil zu Erzeugung des Inſekts und zum Anbaue des Lacks gebraucht werden könnte*). Die geringe Quantität, die in dieſen Provinzen geſammlet wird, giebt nur eine ungewiſſe und magere Erndte, weil man nicht die nöthige Sorgfalt auf ſie wendet. Beſonders zu gewiſſen Jahreszeiten ſollte man das Inſekt an den Baum anzulocken ſuchen; übrigens könnte man, wenn man in einem Lande, worin das Inſekt noch nicht ſehr häufig iſt, die ganze vorhandene Quantität einſammlete, die künftige Brut zerſtören.

Wäre die beſte Methode den Baum anzubauen und das Inſekt zu erhalten, in Bengalen bekannt, ſo würde es den Koß-Ländereien**) einen anſehnlichen Vortheil von dem Verkaufe einer einträglichen, ſehr geſuchten und allgemeinnützlichen Waare zuſichern.

*) Dieſe Nachricht ſcheint der von Herrn Kerr in der vorigen Anmerkung zu widerſprechen. Dieſer behauptet nehmlich, das beſte Lack werde von den beiden Feigen-Arten eingeſammelt, und nur das ſchlechteſte komme vom Beher-Baume, oder *Rhamnus Jujuba L.* Dagegen ſagt Herr Saunders: der Baum ſey der Beiher, und gebe das beſte Lack in Menge. Die Zeit und beſtimmtere Nachrichten werden hierüber entſcheiden. F.

**) Die hier genannten Koß-Ländereien (*Coss-poſſeſſions*) ſind wahrſcheinlich die Gegend um Koſſpuhr, einer Stadt, die am nördlichen Ende von Bengalen, gegen das Land Aſſam zu, gelegen iſt. F.

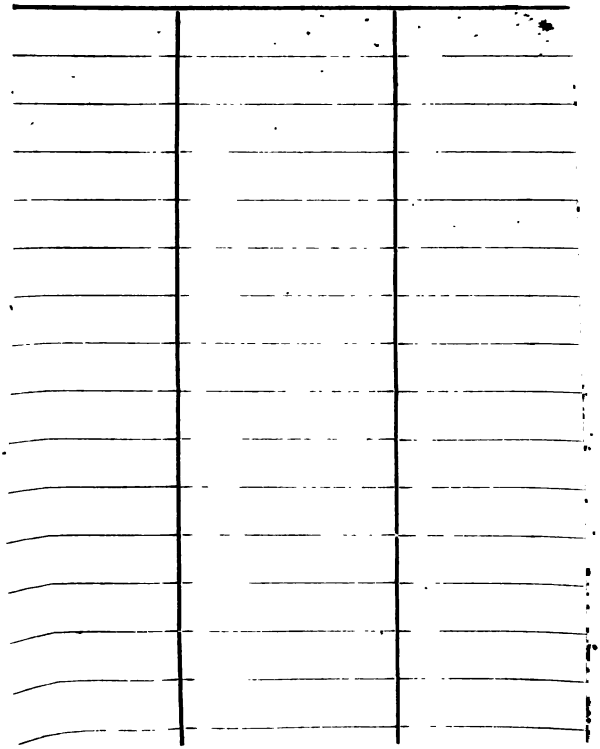
Stationen und Entfernungen von Rungpohr bis Taſſeſudon und Tiſſelumbuh, nach angeblichen (nicht gemeſſenen) Koſſen, von denen Eine zwei Engliſche Meilen enthält.

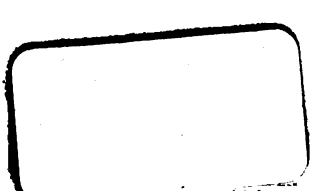
		Koſſen	Engl. Meil.	Feldweg (*Furlongs.*)
1783 den 6 May, von Rungpohr nach den Calamaty-Ebenen		5½	11	— 0
— — 8 — nach Mongulhaht		5½	11	— 4
— — 9 — — Belladinga		7	14	— 0
— — 10 — — Bahar		4	8	— 0
— — 11 — — Tchitſchakota in Butan		13	26	— 0
— — 12 — nach Buraduar		12	24	— 0
— — 22 — — Dſchughaghuh		5	10	— 0
— — 23 — — Murifchong		5	10	— 0
— — 25 — — Tſchuka		9	18	— 0
— — 26 — — Punukha		7	14	— 0
— — 27 — — Tſchepta		5	10	— 0
— — 29 — — Pagha		5	10	— 0
— — 30 — — Numluh		4	8	— 0
— — 31 — — Wanakha		4	8	— 0
— — 1 Jun. nach Taſſeſudon, der Hauptſtadt von Butan		3	6	— 0
		94	188	— 4
— — 8 Sept. nach Pimitung		7	14	— 0
— — 9 — — Paraghong		6	12	— 0
— — 11 — — Daikagun		4	8	— 0
— — 12 — — Sanha		5	10	— 0
— — 13 — — einem Zelte auf Tibetaniſchem Gebiete		8	16	— 0
— — 14 — nach Tſchitſchakumbuh, in Tibet		4	8	— 0
— — 15 — nach Duina		10	20	— 0
— — 16 — — Tſchalu		15	30	— 0
— — 17 — — Simadar		9	18	— 0
— — 18 — — Selu		17	34	— 0
— — 19 — — Takui		9	18	— 0
— — 20 — — Dequini		14	28	— 0
— — 21 — — Sehundi		15	30	— 0
— — 22 — — Tiſſumbuh, der Hauptſtadt in Tibet		7	14	— 0
		224	448	— 4

1.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building



form 410

1915